This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Bücherei
J. A. Benkert

Nr. ....

FIEDLER COLLECTION

TAYLOR INSTITUTION

DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

Fiedler ADDS. III B. 46

Biographieen

und

Erzählungen.

Von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert,

Hofrath u. Profeſſor der Naturgeſchichte an der Königl. Ludwigs-Maximilians-Univerſität zu München.

Dritter Band.

Erlangen,

Verlag von Carl Heyder.

1848.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
31 JUL 1964
OF OXFORD
LIBRARY

Beiſpiele

von merkwürdigen

Errettungen aus äußeren Gefahren.

Von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert,

Hofrath und Profeſſor der Naturgeſchichte an der Königl. Ludwigs-Maximilians-Univerſität zu München.

Erlangen,

Verlag von Carl Heyder.

1848.

Jhrer Kaiſerlich=Königlichen Hoheit

der

Frau Erzherzogin

Adelgunde von Oeſterreich-Eſte,

Herzogin von Modena, Königlichen Prinzeſſin von Bayern,

Jhrer Kaiſerlich=Königlichen Hoheit

der

Frau Prinzeſſin

Luitpold von Bayern,

gebornen Kaiſerlichen Prinzeſſin und Erzherzogin von Oeſter=
reich, Königlichen Prinzeſſin von Ungarn und Böhmen,
Großherzoglichen Prinzeſſin von Toscana,

Ihrer Kaiſerlich-Königlichen Hoheit

der

Frau Erzherzogin

Hildegarde von Oeſterreich,

Königlichen Prinzeſſin von Bayern,

Ihrer Königlichen Hoheit

der

Prinzeſſin

Alexandra von Bayern

widmet dieſes Buch zur Erinnrung an die Abendunterhaltungen eines bedeutungsvollen, ernſten Winters und Frühlinges

in tiefſter Ehrfurcht

der Verfaſſer.

Vorrede.

Der kleine Fascikel von Rettungsgeſchichten, den ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, mag wohl in Form und Inhalt ein etwas andres Gepräge an ſich tragen, als die beiden Bände der Biographieen und Erzählungen, an welche derſelbe als Zugabe ſich anſchließt. Wie der Strauß von Feldblumen, den ein Wandrer in ſeiner Hand trägt, den Weg verräth, den derſelbe ſo eben an der einſamen Seeküſte hin oder über das verödete Gebirge genommen, ſo gibt ſich an den Werken unſrer Hand der herrſchende Charakter der Zeit kund, in der ſie entſtanden ſind. Auch dem Erzähler dieſer Rettungsgeſchichten haben die Ereigniſſe der letztvergangenen Tage einen Stoff und eine Stimmung aufgedrungen, welche wohl nicht die ſeinige allein, ſondern zugleich die eines beachtenswerthen Theiles ſeiner Zeitgenoſſen war.

Nicht aber die Zeit allein, in welcher dieſe Erzählungen niedergeſchrieben wurden, ſondern auch die anfängliche Beſtimmung, welche ſie in der Form eines mündlichen Vortrages hatten, mag an ihnen bemerklich ſeyn. Es wird dieſes keiner Entſchuldigung bedürfen. Wir Alle, ſowohl jene, welche im äußren Leben den hochgeſtellten Edeltannen des Waldes, als die, welche dem Heidekraut des Thales gleichen, wenden uns in dieſer ſturmbewegten Zeit gerne dem tröſtenden Strahle zu, der durch die dichten Wolken bricht, und der mit ſeinem ſiebenfarbigen Bogen von einer Rettung aus Gefahren zeuget, welche der Menſchenſeele, in der die Hoffnung lebt, wenigſtens für das innre Leben verheißen iſt.

Die Quellen, aus denen der Stoff zu den hier nachſtehenden Erzählungen kam, ſind bei jeder der-

ſelben genannt. Obgleich der Verfaſſer Gelegenheit hatte über die Schickſale der liebenswürdigen Miſtreß Spencer Smith auch von andren Seiten als durch die Memoiren der Herzogin von Abrantes Aufſchlüſſe zu erhalten, möchte er donnoch nicht ſicher dafür einſtehen, ob etwa die urſprüngliche Erzählerin, die genannte Herzogin, eine und die andre kleine Aus=ſchmückung ihres Berichtes eben ſo leicht ſich erlaubt habe, als einzelne, in möglichſter Weiſe von mir er=gänzte und verbeſſerte Lücken, die jener Bericht, na=mentlich über den Reiſeweg durch Tyrol und Salz=burg offen läſſet. Man pflegt überhaupt, auch den gebildeteren Franzoſen allerhand Vernachläſſigungen der Geographie von deutſch=redenden Ländern gern zu gute zu halten und ſolche Verſtöße zum Beſten zu kehren. Möge man auch dem Verfaſſer dieſer

Rettungsgeſchichten die Mängel ſeiner Gabe ſo weit als billig nicht zum Schlimmſten, ſondern, wie es in der Auslegung zum achten Gebote heißt, zum Beſten kehren.

München, 20. Aug. 1848.

Der Verfaſſer.

Inhaltsanzeige.

Seite

I. Die Rettung des Bertrand de Moleville . 1
1) Die damalige Zeit 1
2) Der Ausbruch der dringendſten Gefahren . . . 5
3) Sorgen für die eigne Sicherheit und für das Leben der Freunde 7
4) Die gefährliche Hausſuchung 16
5) Vorkehrung gegen weitre Gefahr 23
6) Die Pariſer Septembergräuel 27
7) Die Sprache des guten Gewiſſens an das menſchliche Gefühl eines Mörders 32
8) Die falſche Todesnachricht 39
9) Die wohlgelungene Flucht aus der Hauptſtadt . . 42
10) Verlegenheiten in Boulogne und ihre Löſung . . 45
11) Die Ueberfahrt nach Dover 50
12) Das friedliche Wohnen unter dem Schutze des Geſetzes und der Ordnung 59

II. Die Rettung des Stuartſchen Prinzen Carl Eduard durch die Treue der ſchottiſchen Hochländer 64

III. Die Rettungsgeſchichte der Miſtreß Spencer Smith 94

IV. Die beiden Irländer 143

V. Capitän Franklins Nothſtand auf ſeiner Landreiſe in der nördlichen Polarzone . . 152
1) Die Aufgabe, welche zu löſen war 152
2) Franklins Vorgänger 157
3) John Franklins Entdeckungsreiſen an den Küſten des Polarmeeres 166

Seite
4) Ein Kampf mit Noth und Tod 172
5) Franklins und ſeiner Gefährten ſpätere Unternehmungen 184
VI. Die Rettung des du Pleſſis-Mornay und ſeiner nachmaligen Gemahlin aus den Todesgefahren der Pariſer Bartholomäus-Nacht 191
1) Mornays eigne Rettung 191
2) Die Rettung der Frau Mornay du Pleſſis . . . 207
VII. Rettungsgeſchichten aus dem Leben des John Smith, eines der erſten Begründer der engliſch-amerikaniſchen Staatenſyſteme 226
1) Ein ſeltner Mann 226
2) Rettung durch einen Compaß 236
3) Smiths fernere Schickſale bis zu ſeiner zweiten Rettung aus Todesgefahren 241
4) Zweite Rettung des John Smith aus drohender Lebensgefahr 253
5) Die Pflanz-Staaten von Virginien und Neuengland in der Verſchiedenheit ihrer Grundlage und innren Verfaſſung 258
6) Ein Mann der Republik 262
VIII. Rettungen aus verſchiedenen Gefahren und Verlegenheiten 268
1) Die rettende Heilkraft der kindlichen Liebe . . . 268
2) Die rettende Heilkraft eines friſchen Muthes . . 269
3) Die Rettung eines lebendig Begrabenen aus ſeiner tiefen Gruft 279
4) Eine Rettung aus den Händen der Raubmörder . 283
5) Kühne Liſt gegen tückiſche Hinterliſt 288
6) Die aufgedrungene, böſe Bewirthung 293
7) Rettung aus den Gefahren eines Schiffbruches . . 301

I.

Die Rettung
des
Bertrand de Moleville.

1) Die damalige Zeit.

Der anbrechende Morgen des 14. Juli 1788 ſchien, von Flandern bis gen Poitou, ein ganz andres Frankreich zu beleuchten, als der Morgen des vorhergehenden Tages. Das Ungewitter, welches durch ſeine Schreckniſſe an jenes erinnerte, das einſt am Nilus den unbeugſamen Herrſcher mit Furcht erfüllte, war vorüber, das Grün aber der Wälder, der Gärten und Weinberge, die Felder mit ihren der nahen Ernte entgegenreifenden Saaten lagen darnieder geſchmettert; nur hin und wieder hatte das verheerende Spiel der Naturgewalten einen Baum, oder etliche der vollwichtigen Aehren verſchont gelaſſen, war über die Rebe, die hinter dem Felſen verſteckt lag, oder über den niedren Dornbuſch hinweg gezogen, ohne ſie zu vernichten.

Jenes Ungewitter, das ein Jahr nachher, am 14. Juli 1789, am Tage der Erſtürmung der Baſtille nicht in der Natur, ſondern in einem empörten, dem Gerichte reif gewordnen Volkshaufen ausbrach, hat nicht nur fünf Stunden,

ſondern fünf volle Jahre lang ſeine Blutſchauer über das unglückliche Land ergoſſen; es hat Hunderttauſende der Unſchuldigen wie der Schuldigen in ſchnellerem oder langſamerem Tode dahingerafft; ganze, vormals reich bewohnte Landſtriche für längere Zeit entvölkert; die Luſtſchlöſſer und Landſitze der Vornehmen und Reichen in verödete Gemäuer verwandelt; die Grundveſte aller göttlichen ſo wie menſchlichen Ordnung erſchüttert. In derſelben Weiſe jedoch, in welcher die Schauer des Hagels und der Orcan im Juli 1788 einzelne Bäume und Reben, die mitten im Zuge der Wetter lagen, unverſehrt gelaſſen, hat auch das blutige Gericht, welches die zahlloſe Menge zur Rechten wie zur Linken traf, ſeinen Weg an einzelnen, ſchuldigen wie unſchuldigen Häuptern vorübergenommen, ohne ſie zu fällen. Es hat damals Rettungen von wahrhaft wunderbarer Art, aus der ſcheinbar unvermeidlichen Gefahr des Todes gegeben, bei denen das Thun einer höheren Hand, welche hülfreich dem gläubigen Vertrauen entgegen kommt, unſrem Geiſt begreiflicher vorkommt, andre dagegen, dabei die Wege Gottes in ein unbegreifliches Dunkel gehüllt ſind.

Der Ruheſtand, in den ſich der Wütherich Drouet, nachdem er ſo manchen Gefahren entgangen, unter verändertem Namen nach Maçon zurückgezogen, wird durch den Eingriff keiner äußren Gewalt geſtört, er endigt dort, im gewöhnlichen Laufe der Natur (im J. 1824) ſein gräuelvolles Leben, während der edle Malesherbes noch wenig Monate vor Robespierres Fall aus ſeinem für ihn und Andre ſo reich geſegnetem Ruheſtande, darin er, erſt ſpät, den vollen, innren Frieden gefunden, gewaltthätig hervorgezogen und in Geſellſchaft ſeiner Tochter ſo wie ſeiner Enkelin und ihres Gemahles zum Blutgerüſt geführt wird. Billaud und Carrere, über welche das Blut von Tau-

ſenden der unſchuldig Gemordeten um Rache ſchreit, entgehen der wohlverdienten Todesſtrafe und jener ſchreibt noch Jahre lang in St. Domingo ſeine Bücher voll frechen Unſinnes, dieſer aber, nachdem er in Paris ſelbſt unter Napoleon noch mehrere kleine Aemter bekleidet, ſtirbt in äußerlich friedlichem Alter, während der ehrenwerthe Verfaſſer der Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain: Condorcet als Bettler zwiſchen den verlaſſenen Luſtſchlöſſern der Umgegend von Paris umherſchleicht, zuletzt in einem armſeligen Gaſthof, dahin der Hunger ihn trieb, ergriffen und ins Gefängniß geſchleppt wird, wo er, wie es ſcheint, an Gift endigt (28. März 1794).

Der Mann, von deſſen merkwürdiger Rettungsgeſchichte wir in den nachſtehenden Blättern erzählen wollen, war zwar an geiſtiger Kraft weder ein Malesherbes noch ein Condorcet, in ſeinem Leben und Weſen geben ſich nur wenige deutliche Spuren von jener klaren, ſtillen Tiefe kund, darinnen das Licht der Geſtirne von oben am helleſten ſich ſpiegelt, aber Bertrand de Moleville verdient ſchon als Freund der Ordnung, als treuer Diener ſeines Königes, als redlicher Zeuge für Unſchuld und Recht jene achtungsvolle Theilnahme, welche die Leſer ſeiner Schriften, namentlich aber ſeiner Rettungsgeſchichte *) ihm gerne ſchenken werden.

Vergeblich hatten die Männer, welche zuletzt noch dem unglücklichen Könige Ludwig XVI. als Miniſter zur Seite ſtunden: Bertrand, Montmorin und Malouet, dem Monarchen mehrere, wohlüberdachte Pläne zu ſeiner Rettung vorgelegt, deren Ausführung an der Unentſchloſ-

*) Sie ſteht in den Noten zum 9. und 10. Bande ſeiner Histoire de la Revolution de France.

ſenheit des Königes wie an den vorgefaßten Meinungen ſeiner Gemahlin ein Hinderniß fand; umſonſt war es geweſen, daß Bertrand durch mancherlei Opfer einzelne, wie es ſchien, auf das Volk einflußreiche Stimmen zu Gunſten des königlichen Anſehens zu gewinnen geſucht hatte; die Rotte der Empörer hatte indeß ungehemmt ihren Weg verfolgt, um das Maaß ihrer Bosheit voll zu machen. Es war in der Nacht vom 9. zum 10. Auguſt 1792, da bemächtigte ſich das jacobiniſche Mordgeſindel mit beiſpielloſer Frechheit der Herrſchaft über die Hauptſtadt; der Bürgerrath, den daſſelbe aus der Mitte ſeiner ehrloſen Schaar ernennt, benutzt ſogleich ſeine neugeſchaffene Macht zur Vernichtung und Verhöhnung des letzten Schattens des königlichen Anſehens und jeder göttlich menſchlichen Ordnung; der Befehlshaber der Truppen, welche zur Vertheidigung des Monarchen und ſeiner Familie die Tuilerien beſetzt hielt: der ritterlich tapfere Mandat, wird unter dem Vorwand einer Beſprechung hervorgelockt und meuchlings ermordet; ein raſender Haufe dringt am Morgen des 10. Auguſt in den Palaſt ein, reißt den König mit ſeiner Familie daraus hinweg und ſperrt ihn im Saale der ſogenannten Rathsverſammlung in das kleine, vergitterte Gemach eines Zeitungsſchreibers ein. Indeß wüthen die Mordbrenner nach ihrer Weiſe im Königspalaſt; ein Theil der Treuen, welche dort um ihren Herrn ſich verſammelt, wird unbedenklich von ihnen geſchlachtet und als die Schweizergarde, ihrer Pflicht eingedenk, den Poſten, der ihr anvertraut worden, vertheidigt, da wird der wohlverſchuldete Tod des galgenwürdigen Geſindels dem Könige, der an der tapfren Gegenwehr ſeiner Garde keinen Theil hatte, als ein Mord ſeiner beſten, ſchuldloſen Unterthanen angerechnet, ja noch zuletzt, als die Rotte der Feinde über ihren Herrſcher das Todes-

urtheil ausſpricht, wiederholt ihm dieſelbe jenen unerhört frechen Vorwurf.

2) Der Ausbruch der dringendſten Gefahren.

Bertrand de Moleville, mit deſſen perſönlichen Schickſalen wir hier zunächſt uns beſchäftigen wollen, hatte die Nacht vom 9. zum 10. Auguſt in ſeiner Wohnung, in Arbeiten des Amtes und in peinlichen Sorgen um ſeinen König ſchlaflos zugebracht. Vergeblich hatte er auf Nachrichten von den Vorgängen bei den Tuilerien gewartet, welche ihm verabredetermaßen durch einen Vertrauten am Königshofe hatten zukommen ſollen. Der halbe Vormittag des 10. Auguſt war bereits vergangen, in dem Stadtviertel, das der Miniſter bewohnte, herrſchte eine vollkommene Ruhe, ſchon gab ſich derſelbe der Hoffnung hin, daß die gedrohte Gefahr für ſein Königshaus vorüber ſey, da vernahm er den Donner der Kanonen. Noch ehe die Bedienten, die er auf Erkundigung ausgeſendet, zurückkehren, erfährt er durch einen treuen Nationalgardiſten, welcher mit Mühe den Mörderhänden entſchlüpft war, Alles was geſchehen ſey und gleich darauf kommt ein andrer Bote, durch welchen ein vertrauter Freund ihn ermahnen läßt, daß er ſo eilig als möglich ſeine Wohnung verlaſſen und anderswo ſich verbergen ſolle, weil Manuel, eines der Häupter der jetzt herrſchenden Parthei der Perſonen, welche das nächſte Vertrauen des Königs genoſſen, ſich bemächtigten wolle, vor allen jener der Miniſter. Bertrands Selbſtgefühl ſträubte ſich gegen dieſen Rath; er war ſich keiner Schuld bewußt und ſollte jetzt wie ein Verbrecher ſich verſtecken! Hätten nicht die dringendſten Bitten ſeiner ganzen Familie ihn dazu bewogen, er würde ſchwerlich aus ſeinem Hauſe gewichen ſeyn. Sein Bruder, der Malteſerritter Bertrand,

reichte ihm den Arm, denn der Miniſter fühlte ſich durch die Heftigkeit der innren Bewegung ſo angegriffen, daß er kaum gehen und ſtehen konnte; nur wenig Menſchen waren auf den Gaſſen des Stadtviertels zu ſehen, weil alles Volk ſich nach den Tuilerien und der Verſammlungsſäle hingedrängt hatte; unbemerkt kamen beide zu dem nur etwa 600 Schritt von des Miniſters Wohnung entlegenen Hotel des Commandanten Eſtourmel, damaligen General-Procurators des Malteſerordens. Sie begegneten dieſem Herrn vor ſeiner Thüre, denn er kam ſo eben aus dem königlichen Schloſſe, wo er ſeit heute Morgen geweſen und nur wie durch ein Wunder den Händen der raſenden Mörder entgangen war, welche den größeſten Theil des Adels, der zur Hülfe und zum Troſt der königlichen Familie um dieſe ſich verſammelt fand, hingeſchlachtet hatten. Sein Angeſicht war bleich und entſtellt, in jeder Miene deſſelben ſprach ſich ein troſtloſer Jammer aus, er drückte dem Freunde die Hand und ſprach mit gebrochenem Laute: „Es iſt alles verloren; ſie haben ſich des Königes bemächtigt, wir werden ihn nie wiederſehen.“

Schon in den erſten Tagen des Auguſt, als die Freunde des Königes noch immer hofften, dieſer werde durch raſchen Entſchluß aus der Hauptſtadt ſich retten, hatte der Miniſter alle die Papiere und Actenſtücke verbrannt, deren Inhalt nur im Mindeſten geeignet ſeyn konnte, den König oder ſeine Freunde in den Augen der Volksparthei zu verdächtigen; durch ſeinen Bruder, den Malteſer, ließ er jetzt auch noch andre Papiere vernichten, welche auf die Bemühungen des treugeſinnten Friedensrichter Buol zu Gunſten des Königes ſich bezogen. Doch war dieſe Vorſorge umſonſt geweſen; Buol wurde noch an demſelben Tage von den aus ihren Gefängniſſen befreiten Verbrechern,

welche er, ſeiner Amtspflicht getreu, hatte verhaften laſſen, ergriffen, in die Abtei geſchleppt und endete dort drei Wochen ſpäter, am 2. September, mit der Menge der andern Schlachtopfer unter Mörderhänden.

3) Sorgen für die eigne Sicherheit und für das Leben der Freunde.

Auch dem Miniſter Bertrand drohte ſchon ganz nahe daſſelbe Schickſal, das damals viele ſeiner Freunde traf. Nur zwei ſeiner Bedienten wußten ſeinen jetzigen Aufenthalt; der Hausmeiſter wies alle Nachfragen nach ſeinem Herrn mit der Antwort ab, daß derſelbe aufs Land verreist ſei, man ſahe jedoch ohne Aufhören unbekannte Perſonen um die Wohnung herumſchleichen, dieſe beobachteten alle Ein- und Ausgehenden, folgten den Schritten der Letzteren; allgemein war das Gerücht verbreitet, der Miniſter müſſe in einem Hauſe des Stadtviertels verſteckt ſeyn. Die eigne Sicherheit ſo wie die des Freundes der ihn verbarg foderte es deshalb einen andern Rettungsort zu ſuchen; Bertrand flüchtete ſich ſchon nach vier Tagen in eine abgelegene Gaſſe der Stadt zu einem Wundarzt, der ein vieljähriger, treuergebener Bekannter im Hauſe ſeiner Eltern geweſen war, und noch fortwährend eine große Anhänglichkeit, namentlich gegen den einen Bruder des Miniſters bezeugte. Zu dieſem Bruder, der eine geiſtliche Würde begleitete, kam jener ehrliche Bürgersmann faſt täglich und ſprach gegen denſelben in unbefangener Offenheit ſeine Anhänglichkeit an die Conſtitution von 1791, ſeine Achtung vor Petion, ſeine Verachtung gegen Robespierre aus; in der Beſchränktheit ſeiner Anſichten und Kenntniſſe der Welt meinte er nicht anders, als daß jeder Gutdenkende, und

für einen ſolchen hielt er den Miniſter von ganzem Herzen, ſo wie er, ein Anhänger der Conſtitution ſeyn müſſe; mit Freuden übernahm er es, dem unſchuldig, „durch die in ihrem Eifer etwas zu weit gehenden Jacobiner“ Verfolgten, einen Bergungsort in ſeinem Hauſe zu gewähren.

Man durfte auf dieſen guten Mann ſich verlaſſen. Denn ohngeachtet ſeiner revolutionären Verblendung, ohngeachtet der dürftigen äußern Lage, in welche er, ſo wie viele ſeiner Mitbürger durch eben dieſe Revolution gerathen war, hätte kein Preis in der Welt ihn vermögen können, den Mann, der ſeinem Schutze ſich vertraut hatte, auszuliefern. Und gerade die dürftige Lage, die jener Wundarzt ſich zugezogen, als er, ein vormals wohlhabender Mann, über dem eifrigen Beſuch der Volksverſammlungen jenen der Patienten aufgegeben und alle Luſt am Arbeiten verloren hatte, war für die beſſere Sicherheit des Miniſters ein günſtiger Umſtand, denn der Doctor war nicht einmal mehr im Stande ſich einen Dienſtboten zu halten, ſein ganzes kleines Hausweſen wurde von ſeiner Frau und ſeiner Tochter beſorgt und von dieſer Seite war kein Verrath des Geheimniſſes zu befürchten. Dennoch war auch ſelbſt in dem Hauſe jenes nach der Anſicht ſeiner Mitbürger guten und eifrigen Patrioten eine große Vorſicht des Benehmens nöthig, da in demſelben gegen 30, meiſt ledige Leute zur Miethe wohnten, aus deren Zins faſt noch das einzige Einkommen des Mannes beſtund. Bertrand machte es deshalb gleich von vorn herein ſeinen Wirthsleuten zur ausdrücklichen Bedingung, daß ſie, während ſeiner Anweſenheit an ihrer Lebensweiſe durchaus nichts ändern, weder beim Metzger noch beim Bäcker etwas mehr als gewöhnlich einkaufen ſollten, damit Niemand erriethe, daß ein Gaſt bei ihnen wohne; das was für ihn gebraucht werde, ſolle

auf dem Nachtmarkt, bald an dieſem, bald an jenem Kaufladen geholt werden.

Während der bedauernswürdige, geweſene Staatsminiſter in dem kleinen, nach einem engen Hof hingelegenen Zimmer, deſſen Fenſter mit Vorhängen verhüllt war, das Daſeyn eines für das öffentliche Leben Abgeſtorbenen, lebendig Begrabenen führte, hatten auch alle die, welche er liebte, ein eben ſo hartes, wo nicht härteres Schickſal und eben ſo große, ja für die Zukunft größere Gefahren zu beſtehen gehabt. Der König mit ſeiner Familie war am 13. Auguſt als Gefangener in jenen Thurm geführt worden, der von den Tempelherren ſeinen Namen trug, welche einer ſeiner Vorfahren, Philipp der Schöne, der an Gräuelthaten den Wütherichen der Revolution vollkommen gleich kam, vor 478 Jahren als ſchuldloſe Opfer ſeiner Habgier und Herrſchſucht hier eingekerkert gehalten und aus ihm zum Scheiterhaufen hatte ſchleppen laſſen. Bertrands Gemahlin war zu ihrem Vater, dem Herrn Bernier in der rue du Chaume geflüchtet; man durchſuchte das ganze Haus, durchſtach mit den Bajonetten ſelbſt die Tapeten der Wände, führte dann, nach vielen andern Handlungen der äußerſten Brutalität den alten, kränklichen Bernier ſammt dem Bruder des Miniſters und ſeinem Kammerdiener ins Gefängniß, aus welchem man dennoch alle drei am andern Tage wieder entließ. Kaum war jener Bruder des Miniſters, der ſchon erwähnte Malteſerritter, aus ſeiner Haft frei geworden, da gerieth er von neuem in eine für ihn noch ungleich mehr gefahrdrohende. Er eilte, um dieſen die Nachricht von ſeiner Befreiung in eigner Perſon zu bringen, zu ſeinem andren Bruder, dem Abbé, welcher in der rue des Prouvaires wohnte. Als er in das Zimmer deſſelben eintritt, findet er in demſelben einen Commiſſär und mehrere

Mann von der Munizipalgarde, welche ſo eben damit beſchäftigt ſind, die Papiere ſeines Bruders zu durchſuchen und dieſen ins Gefängniß abzuführen. Der Abbé war ſeit einigen Tagen mit dem Plane beſchäftigt geweſen, ſeine geiſtliche Tracht gegen Civilkleider zu vertauſchen und ſeine bisherige Wohnung zu verlaſſen, ein patriotiſcher Nachbar hatte davon Kunde erhalten, dem Munizipalrath es angezeigt und hiedurch die Veranlaſſung zum Verhaftsbefehl des verdächtigen Prieſters gegeben. Aber nun kommt zu dem ſchwerbeſchuldigten, ſchon durch ſeinen Stand höchſt zweideutigen Manne auch noch ſein Bruder, ein geiſtlicher Ordensritter her, was konnte natürlicher ſein als dieſen ebenfalls wie einen Mitſchuldigen zu behandeln und ihn ſogleich mit ins Gefängniß zu nehmen. Unglücklicher Weiſe für ihn tritt aber auch noch zu den beiden bereits feſt Genommenen der Hauswirth des Miniſters, der ehrliche Wundarzt herein und erregt dadurch in den Augen der Alles weislich überlegenden Conſtitutionsmänner ein ſo gerechtes Mißtrauen gegen ſeine patriotiſche Geſinnung, daß ſie, aller Proteſtationen ungeachtet auch ſeiner Perſon ſich bemächtigen. In einem Fiacre führt man die drei Hochverräther zum Verſammlungsſaal des Bürgerrathes, auf dem Wege dahin läßt der Haufe des wüthenden Pöbels ſeine Wuth durch Schmähungen gegen ſie aus und begehrt mit wildem Geſchrei, daß man ſie zum Blutgerüſt bringe.

Der Bürgerrath nimmt die Verhafteten in Empfang; das Zuſammentreffen von drei Männern in einem und demſelben Zimmer, gerade in dem Augenblick, in dem der eine von ihnen im Begriff ſtand, ſeine Kleider zu wechſeln, erſcheint dem weiſen, meiſt aus der Hefe des niederſten Pöbels beſtehenden Rathe als ein ſo außerordentlich bedenklicher Umſtand, daß derſelbe ſogar den Wundarzt, der

doch anerkannter Patriot und Commiſſär in einem der Aus-ſchüſſe des Sicherheitstribunales war, zwei volle Stunden lang in ſtrengem Verhör hält, ehe er ihn entläßt; die beiden andern werden, der eine in den Kerker de la Force, der andre in die Abtei zu den Haufen der vielen Gefangenen abgeführt, welche dort der nahen Vollziehung des Todesurtheiles warteten.

Der Doctor kommt ſpäter als gewöhnlich zum Mittagsessen zurück. Sein niedergeſchlagenes Weſen, der tiefe Ernſt in ſeinen Mienen, ſein Schweigen oder einſilbiges Antworten bei allen Fragen verräth, daß etwas Ungewöhnliches, ihn tief Bekümmerndes geſchehen ſey. Der Miniſter geräth in die heftigſte Aufregung und endlich kann der Wirth dem dringenden Verlangen ſeines vornehmen Gaſtes nicht mehr widerſtehen, er berichtet dieſem was ſo eben mit ſeinen Brüdern ſich zugetragen. Man kann ſich die ſorgenvolle Stimmung denken, in welcher der Miniſter den übrigen Theil des Tages zubrachte. Aber zu dieſer Sorgenlaſt des Tages brachte der Abend noch eine neue. Der Wundarzt kam gegen neun Uhr in einer ſichtbar noch viel größeren Aufregung nach Hauſe, als die am Mittag geweſen war; er erzählte, daß ſo eben eines der Mitglieder ſeines Ausſchuſſes das Wort begehrt und hierauf der Verſammlung die Anzeige gemacht habe, daß man dem flüchtigen Miniſter Bertrand auf der Spur ſey, ja daß man bereits von ſeinem Bergungsorte Kunde habe.

Welches ſein Loos geweſen wäre, wenn der geweſene Staatsminiſter nicht nur als Staatsgefangener, ſondern als Staatsverbrecher in die Hände der ſinnlos raſenden Feinde gerathen wäre, das ließ ſchon die Weiſe errathen, in welcher man, wie bereits erwähnt, mit Bajonettſtichen in die Tapeten die Nachforſchung nach ſeiner Perſon in fremder

Wohnung betrieben, und in welcher man in ſeiner eignen, früheren Wohnung gehaust hatte. Selbſt die als unnütz von ihm hinweg, in eine ſteingutene Vaſe geworfenen Papiere würde man zu den ſchwerſten Beſchuldigungen gegen ihn benutzt haben und auch ohne dies wäre ſchon ſeine vorhergehende Stellung zur Perſon des Königes in den Augen der Volksherrſcher ein todeswürdiges Verbrechen geweſen.

Aber auch der Doctor befand ſich bei dieſer Sache in keiner geringen Verlegenheit. Der gute Mann ſahe ſchon im Geiſt ſein Haus von den Commiſſären der Nationalgarde beſetzt, welche den Miniſter ſo wie ihn, der den Schuldigen verborgen gehalten hatte, ins Gefängniß abführten, ſeine Frau und ſeine Tochter mißhandelten, ſeine kleine Bibliothek, ein Erwerb aus den Jahren des Wohlſtandes beraubten. Und faſt mehr noch als alle dieſe Befürchtungen drückte ihn die Sorge, daß jetzt auf einmal ſein ſo wohlverdienter Ruf als guter Patriot befleckt, ja vernichtet werden könne. Vergeblich war es, daß der Miniſter ihn auf die Ungereimtheit der Annahme aufmerkſam machte, daß die Feinde ſeinen Aufenthalt wirklich wiſſen ſollten, ohne ihn, ſtatt öffentlich davon zu ſchwatzen, ſogleich feſt zu nehmen, das Einzige was er durch ſeine freundlichen Vorſtellungen gewinnen konnte, war die Zuſicherung ſeines Wirthes, daß er ſelber ſich nach einem guten Vergungsort für ihn umſehen, daß er ihn bei einem ſeiner Collegen, in einer andern Gegend der Stadt, angeblich als einen Kranken unterbringen wolle, bei welchem ſo leicht Niemand ihn ſuchen und finden werde, und welcher ebenfalls, ſo wie er keinen Dienſtboten habe.

Der ehrliche Patriot machte ſich ſogleich auf den Weg, begleitet von Bertrands heimlichen Wünſchen, daß ſeine

Bemühungen vergeblich ſein möchten, denn wo anders konnte der Verfolgte beſſer und ſicherer verwahrt ſeyn als bei ſolch einem redlichen Wirthe. Und wirklich erging es ſo, wie der Miniſter es gewünſcht hatte; der Wundarzt kam gegen 11 Uhr heim, berichtete, daß er keine paſſende Wohnung für ſeinen Gaſt gefunden habe, und fügte hinzu, daß er jetzt ſelber über ſeine vorherigen Bedenklichkeiten beruhigt ſey, denn auch er ſehe nun ein, daß wenn der Bürgerrath den Aufenthaltsort des Herrn Bertrand wirklich wiſſe, er ohnfehlbar dieſen würde arretirt haben, ohne ihm ſo viele Stunden Zeit zu laſſen ſich wo anders hin zu retten. Mit Recht konnte der Miniſter mit dieſen günſtigen Ausgang der heutigen Wirren ſehr zufrieden ſeyn.

Aber dieſer Zuſtand der Beruhigung war nur ein ſehr ſchnell vorübergehender. Schon an einem der nächſten Abende trat der Wundarzt abermals mit ganz verſtörter Miene herein, ſeine Hand zitterte, in welcher er ein Zeitungsblatt hielt, das er dem Herrn Bertrand mit den Worten überreichte: „Die Sache wird jetzt ſehr, ſehr ernſt. Leſen Sie hier das, was bereits durch die öffentlichen Ausrufer in allen Gaſſen der Hauptſtadt bekannt gemacht iſt: alle die Miniſter, welche ſeit dem November 1791 im Amte ſtunden, Sie an deren Spitze, ſind in Anklageſtand erklärt." — „Und was könnte mir erwünſchter ſeyn," ſagte, ohne ſich einen Augenblick zu bedenken, der Miniſter, als gerade dieſes?" — „Wie?" fragte ganz erſtaunt der Wundarzt, was können Sie gegen ſolche Anklage noch thun?" — „Was ich thun kann? nicht ſelbſt für mich ſprechen, ſondern Punkt für Punkt die Conſtitution für mich ſprechen laſſen, mit deren Beiſtand ich jede Anklage widerlegen und mich als einen vollkommnen Patrioten rechtfertigen werde." — „Das freut mich ſehr," erwiederte der Wundarzt, „denn Sie

begreifen ſelbſt, welche Folgen ein ſolches Decret der Anklage und für Sie und für mich haben könnte.“

Die Ruhe und Sicherheit, mit welcher der Miniſter über einen Gegenſtand ſprach, deſſen furchtbares Gewicht ihn, wie ſein Wirth gemeint hatte, zu Boden ſchmettern mußte, wirkte auch auf dieſen in durchaus beruhigender Weiſe. Ohnehin hatte der gute Mann eine hohe Achtung vor den überlegnen Einſichten ſeines Gaſtes, und die alte, dankbare Anhänglichkeit an dieſen ſo wie an ſein ganzes Haus, fühlte ſich in einem wahrhaft ſchmerzlichen Widerſtreit mit der patriotiſchen Vorſtellung: daß die Verbergung eines Menſchen, der als Feind der Conſtitution angeklagt ward, ein Verbrechen der beleidigten Volksmajeſtät von erſtem Grade ſey; ein Verbrechen, deſſen er um keinen Preis der Erde ſich hätte mögen ſchuldig machen. Die Aeußerung des Miniſters ſchien ihm darauf hinzudeuten, daß dieſer entſchloſſen ſey, ſich ſelber muthig vor das Angeſicht ſeiner Richter zu ſtellen; mit einer Art von Bedauern, daß ſein Gaſt jetzt ſo bald von ihm ſcheiden wolle, wünſchte er dieſem, der morgen früh das Weitere mit ihm zu verabreden verſprach, eine gute Nacht.

Früher als gewöhnlich fand ſich am andern Morgen der Wundarzt auf dem Zimmer des Herrn Bertrand ein, um den eigentlichen Entſchluß von dieſem zu vernehmen. Der Miniſter ließ ſich ganz zu dem beſchränkten Kreiſe der Einſichten ſeines Wirthes und zu dem was die geſunde Vernunft ſo wie das rechtliche Gefühl von dieſem begriff, herab. Er ging mit ihm gemeinſam, und aufs genaueſte prüfend, alle die Punkte und Beweggründe durch, worauf die gegen ihn vorgebrachte Anklage ſich gründete; er machte es ihm begreiflich, daß der Bürgerrath dabei der Form nach gegen die Conſtitution gefehlt habe, indem derſelbe ohne

eine Vertheidigung der beſchuldigten Parthei zu vernehmen; kein andres Zeugniß für ſein Verdammungsurtheil beibringe, als ein Papier von unbekannter Hand geſchrieben, an dem nicht einmal ein Name unterzeichnet ſtund, und welches man bei dem König gefunden, ſo wie eine Angabe die ſich ſchon bei dem Verbalprozeß als falſch erwieſen, und die übrigens auch, wenn ſie wahr geweſen, von höchſt unbedeutendem Belang erſcheine. Nachdem der wackre Bürgersmann von der Wahrheit dieſer Gegengründe gegen die ungerechte Anklage vollkommen überzeugt worden, las ihm der Miniſter einen Brief an die Volksverſammlung vor, darin er unter andrem ſagte, daß, wenn dieſe Verſammlung die (eben angeführten) Gründe ſeiner Vertheidigung unzureichend finde und wiederholt das Anklagedecret gegen ihn beſtätigen wolle, er bereit ſey aus ſeinem jetzigen, erzwungenen Zufluchtsort hervorzutreten und ſich in Orleans vor Gericht zu ſtellen, ſobald ihm der jetzige, ſehr geſchwächte Zuſtand ſeiner Geſundheit eine ſolche Reiſe erlaube und die Verſammlung ihm durch ein, ſtatt des Paſſes dienendes Decret die nöthige Sicherheit dazu gewähre.

Der Wundarzt hörte mit Entzücken den Inhalt dieſer ſeinem Verſtand ſo muſterhaft, ſeinem rechtlichen Gefühl ſo wahr und gut dünkende Vertheidigungsſchrift an. „Ich wollte,“ ſo ſagte er, „meine Hand dafür ins Feuer ſtecken, daß man Ihr Anklagedecret, ſobald man hier dieſen Brief vor der Verſammlung verleſen hat, zurücknehmen werde.“ — „Sie verlangen,“ antwortete der Miniſter, „zu viel, wenn Sie einer höchſten Macht des Landes die Zumuthung machen, daß ſie öffentlich es eingeſtehen ſolle, daß ſie ein Decret erlaſſen habe, das gegen die Conſtitution ſey.“ — „Nun,“ ſo ſprach der Wundarzt, mit ſeiner gasgogniſchen Lebendigkeit und in ſeinem Dialect von Languedok, „was

kann und ſoll denn die Volksverſammlung anders thun als entweder das Verdammungsurtheil widerrufen oder daſſelbe beſtätigen?“ — „Allerdings,“ ſprach der Miniſter, „wenn jene Verſammlung aus lauter Leuten von Ihrer Denkungsart beſtünde; da aber dieſes nicht der Fall iſt, ſage ich Ihnen ganz beſtimmt voraus, daß wenn der Bürgerrath meine Vertheidigung unzureichend findet, dann wird er ſein Anklagedecret wiederholt beſtätigen und mir einen Sicherheitspaß zur Reiſe nach Orleans ausſtellen; fühlt ſich dagegen derſelbe durch meine Vertheidigungsgründe getroffen, dann wird er Stillſchweigen für das Beſte halten, er wird nach Verleſung meines Briefes den Antrag machen, daß man zum verordneten Geſchäft des Tages übergehe.“

Der gute Patriot war jetzt ganz zufrieden geſtellt, und wurde dieſes noch mehr, als der Miniſter ihm nicht nur eine Abſchrift ſeines Briefes an den Bürgerrath, ſondern auch eine ſchriftliche Erklärung übergab, des Inhaltes, daß er, der Miniſter Betrand de Moleville ſeit den Bewegungen des 10. Auguſt ſich zu ihm, dem Wundarzt * * begeben habe, um ſich ſeiner ärztlichen Hülfe und Pflege gegen einen Abſceß an ſeiner linken Hüfte zu bedienen, und daß dieſer Wundarzt * * nur unter der Bedingung ihm den Aufenthalt in ſeinem Hauſe verſtattet habe, daß der in Anklageſtand verſetzte der Conſtitution gemäß ſich rechtfertige, wie dieſes in der Beilage denn wirklich geſchehen ſey.

4) Die gefährliche Hausſuchung.

Die Vertheidigunsſchrift des Miniſters, vom 20. Auguſt datirt, wurde am 22. zur Poſt gegeben und am 23. vor der vollen Verſammlung verleſen. Wie Herr Bertrand dies vorausgeſagt hatte, ſo geſchahe es, kaum war das Leſen geſchehen, da riefen viele Glieder des Bürgerrathes unge-

huldig über den Verzug, man ſolle zur Ordnung des Tages übergehen. Der gute Bürger-Patriot nahm dieſes für eine ſtillſchweigende Erklärung, daß der Bürgerrath die Vertheidigung ſeines Gaſtes als gültig erkenne und wünſchte dem Miniſter, als er am Abend ihn ſahe, zu dieſem günſtigen Ausgange ſeines Rechtshandels von Herzen Glück. Aber ſchon nach wenig Tagen mußte er ſich von ſeiner Selbſttäuſchung überzeugen, welche ihn verleitet hatte, alle andre Leute für eben ſo billig denkend zu halten, als er dies ſelber war. Ohne in den öffentlichen Sitzungen davon zu reden, hatte eine Unterſuchungs-Commiſſion, beſtehend aus Mitgliedern des Bürgerrathes, alle möglichen Mittel angewendet, um den Bergungsort des geweſenen Staatsminiſters ausfindig zu machen. So viel gieng allerdings aus allen den angeſtellten Forſchungen hervor: daß der Geſuchte nicht außer der Stadt, ſondern in Paris ſelber verſteckt ſey und Manuel, damals Procurator des Bürgerrathes, hatte ſein Wort darauf gegeben, daß er, wenn Bertrand wirklich in der Hauptſtadt ſich befinde, binnen vier Tagen ſeiner habhaft werden wolle. Von dieſer Aeußerung des Procurators war auch in jenem Bürgerausſchuß die Rede geweſen, von welchem Bertrands patriotiſcher Wirth einer der Vorſteher war und der wackre Mann war dadurch abermals in eine nicht geringe Angſt verſetzt worden. Der Miniſter ſuchte ihn zwar auch diesmal ſeine Sorge auszureden, aber mit Manuels Drohung ſchien es wirklich Ernſt zu werden, als zwei Tage nachher des Abends um 8 Uhr an alle Ausſchüſſe der Bürgerverſammlungen der Befehl kam, daß ſie in dieſer Nacht durch Commiſſäre, welche nicht ſelber Hausbeſitzer und Bewohner des Stadttheiles ſeyen, alle Wohnungen ihres Diſtricts aufs Genaueſte ſollten durchſuchen laſſen, angeblich um ſich nach Waffen, welche für die Armee

brauchbar ſeyn könnten, umzuſehen, eigentlich aber um alle die Perſonen aufzufinden, welche ſeit dem 10. Auguſt den Nachſtellungen der Pöbelherrſchaft ſich entzogen hatten. Leider hatte auch dieſe Maaßregel den erwarteten Erfolg, ſo daß durch jene nächtliche Hausſuchung die meiſten der noch in der Hauptſtadt verborgenen Schlachtopfer der Volkswuth aufgegriffen und den Mordgerichten des 2. und 3. Septembers preisgegeben wurden.

Ganz außer ſich und für jede andre Vorſtellung taub, kam der Wundarzt nach Hauſe. „Verſtecken Sie ſich; verſtecken Sie ſich!“ rief er in wilder Haſt; „die Unterſuchungs-Commiſſäre ſind ſchon in unſerer Straße, ſie werden ſogleich kommen und alle Winkel des Hauſes vom Oberboden bis zum Keller durchſpüren, angeblich um nach Waffen, in der That aber um nach Ihnen und allen andren, dem Gemeinderath verdächtigen Perſonen zu ſuchen.“ — „Aber,“ ſo entgegnete ganz ruhig der Miniſter, „bedenken Sie doch, wie ſchwer und faſt unmöglich es ſey, mich hier in Ihrem Zimmer ſo zu verbergen, daß man mich nicht auffinde. Keiner von der Commiſſion kennt wahrſcheinlich mich von Perſon, ſollte es nicht viel ſicherer und beſſer für mich und für Sie ſeyn, wenn ich mich ganz ruhig, wie ein Schlafender in mein Bett legte und Sie mich, was ja auch der Wahrheit gemäß iſt, als einen Kranken der Commiſſion vorſtellten, der in Ihrem Hauſe der wundärztlichen Pflege genießt?“ — Der Wundarzt hörte weder auf dieſe noch auf andre ähnliche Vorſtellungen. „Es hilft alles Disputiren nichts,“ rief er mit Heftigkeit; „Sie müſſen ſich verſtecken und ich habe mir dazu einen Ort ausgeſonnen, wo kein Luchsauge und keine Spürhundnaſe Sie auffinden könnte.“

Während der Miniſter noch immer mancherlei Ein-

ſprechen machte, griff ſein ſorgſamer Wirth das Werk, darauf er es abgeſehen hatte, ohne ein Wort zu erwiedern, mit kräftiger und geſchickter Hand an. Der Bergungsort, welchen er für ſeinen Gaſt auswählte, war allerdings verſteckt genug, und wäre für einen todten Leichnam gut geeignet geweſen, für einen lebenden und athmenden Menſchen aber war er fürchterlich. Der Doctor hatte das breite Himmelbett, das ihm zur Lagerſtätte diente, und welches ſeiner ganzen Länge nach an die Wand anſtieß, ſo weit von dieſer abgerückt, daß ſo eben für einen auf der Seite liegenden Menſchenkörper der nöthige Raum blieb. Unten auf dem Boden dieſes Zwiſchenraumes hatte er eine Menge Betten und Kiſſen aufgethürmt, darauf er den Miniſter ſich hinzulegen nöthigte. In dem Bette ſelbſt fand ſich zu unterſt eine mächtige Schicht ſchmälerer Matratzen, welche nicht bis an die Wand reichte, ſondern zwiſchen ihr und dem Bett den künſtlichen Ruheplatz für den Miniſter frei ließ. Zu oberſt aber legte dann der Doctor eine breitere Matratze, die er aus dem Bette ſeiner Frau genommen hatte, und welche nebſt den Betttüchern und der Zudecke einen Sargdeckel über den hartbedrängten Staatsmann bildete, der nur eben noch ſo viel Luft von dem einen Ende herzuließ, daß derſelbe zur Noth athmen konnte. Der Doctor brachte noch den Bettvorhang in Ordnung und indem er ſein Werk wohlgefällig betrachtete, ſagte er: „Sehen Sie, nun werde ich mich ſelber auf das Bett legen. Ich bin Commiſſär ſo gut als die andern, welche Hausſuchung thun werden; ich will den ſehen, der ſich unterſteht mich in meinem Bette zu beunruhigen.“ Mit dieſen Worten ſtreckte er ſich auf das Lager hin und vermehrte noch durch das Gewicht ſeines Körpers den Druck der obern Matratze, der ohnehin ſchon auf dem Miniſter laſtete. „Liegen Sie

gut?“ fragte er dieſen. — „O über alle Maaßen ſchlecht,“ jammerte der Andre, „ſo muß ich erſticken.“ „Nur Geduld,“ ſagte der Doctor, indem er der Luft einen beſſeren Zugang zu Mund und Naſe ſeines Gaſtes eröffnete, „in etwa einer Viertelſtunde wird ja Alles vorbei ſeyn, und Sie können dann in der nächſten Nacht deſto ruhiger ſchlafen. Rühren Sie ſich nur nicht, damit Sie mir meine künſtliche Einrichtung nicht in Unordnung bringen.“

Die letztere Warnung wäre unnöthig geweſen, denn der Miniſter lag ſo, daß er kaum ein Glied rühren konnte, und das faſt Unerträgliche ſeines Zuſtandes ward durch die Wärme der Zimmerluft noch vermehrt, welche jetzt im Auguſt ſo groß war, daß ſelbſt die leichteſte Zudecke dem Körper läſtig fiel. Es mochte um 2 Uhr des Nachts ſeyn, als die beiden Männer, der eine in, der andre neben dem Bett ſich untergebracht hatten. Der ermüdete Doctor war in tiefen Schlaf verſunken und eine Stunde lang zwang ſich auch Bertrand zum geduldigen Ausharren in ſeiner martervollen Lage, dann aber konnte er dieſe nicht mehr länger ertragen, mit heftiger Anſtrengung aller ſeiner Kräfte raffte er ſich in die Höhe, weckte ſeinen Wirth auf und rief in Verzweiflung: „Stehen Sie auf und laſſen Sie mich heraus, ich will lieber unter dem Beil der Guillotine ſterben, als ſo jämmerlich erſticken.“ — „Um Gottes willen,“ ſprach der Doctor, „halten Sie noch ein wenig aus. Hören Sie denn nicht den lauten Lärmen unten auf der Straße; die Commiſſäre ſind wahrſcheinlich ſchon vor der Hausthür und können in jedem Augenblick hier im Zimmer ſeyn.“ — „Ei,“ ſo rief der Miniſter ungeduldig, „wenn Sie dies meinen, dann legen Sie doch ſchnell Ihren Schlafrock an, und ſchauen Sie hinunter; ſind dann wirklich die Commiſſäre ſchon in der Nähe, dann ſagen Sie mir es, damit

ich mich ſchnell wieder in mein Verſteck zurückziehen kann."

Der Doctor gehorchte ſeinem vornehmen Gaſt, er ging hinab zur Hausthür; kaum aber hatte er das Zimmer verlaſſen, da kroch der Miniſter aus ſeinem heißen Gefängniß hervor, und trat auf ſeine Füße, um die gemißhandelten Glieder auszuſtrecken und friſchen Athem zu ſchöpfen. Er war kaum aus dem Bett heraus, da hörte er unten auf der Treppe ein helles Gelächter und Männerſtimmen, darunter die ſeines Wirthes, welche ein lebhaftes Geſpräch mit einander führten. Noch immer lachend und laut vor ſich hinredend kam der Wirth zur Treppe herauf, und erſtaunte nicht wenig, als er beim Hereintreten ins Zimmer den Miniſter frei herumgehend fand. „Wie?" ſo fragte er, „Sie haben ſich aus Ihrem Verſteck heraus gemacht? Wie wiſſen Sie ſchon was ſich ſo eben zugetragen hat?" — „Ich weiß Nichts," ſagte der Miniſter, „als daß man da unten in und vor Ihrem Hauſe ſo fröhlich gelacht, daß ich mir nichts Andres denken könne, als daß die Gefahr für uns beide vollkommen beſeitigt ſey." — „Da haben Sie Recht," antwortete der Wundarzt, „von dieſen Lumpenkerls, die ſich heute als Unterſuchungscommiſſäre in der Gaſſe eingefunden hatten, haben wir niemals wieder etwas zu fürchten." Er erzählte hierauf dem Miniſter, daß zwei der ſchlechteſten Subjecte von ſeiner Section hier für dieſe Gegend der Stadt die Hausſuchung auf ſich genommen hätten. Alle Häuſer bis auf zwei hatten ſie bereits von oben bis unten durchſchnüffelt und befanden ſich bereits im Hauſe des nächſten Nachbars, eines Bäckers, deſſen junge, hübſche Frau, im Bette liegend geblieben war, da durchwühlten ſie dieſes Bett, unter dem Vorwand nach Waffen zu ſuchen, in ſo unverſchämter Weiſe, daß die arme Frau

ein lautes Geſchrei erhob. Ihr Mann öffnet das Fenſter, ruft um Hülfe und eine Schaar der Nachbarn, wohl hundert Mann, die auch ihrerſeits durch die Grobheit der ſogenannten Commiſſäre im höchſten Grad erbittert und ſchon durch die Störung ihrer Nachtruhe aufgebracht waren, dringen ins Haus herein, hören oder hören kaum was geſchehen, da ſchlagen ſie mit Stöcken auf die beiden Schandbuben los und jagen ſie mit Prügeln und Steinwürfen aus der Gaſſe hinaus. „Es iſt,“ ſo fügte der ehrliche Gascogner, bei welchem der Muth immer am größeſten war, wenn es keine Gefahr mehr gab, „ein Glück für dieſe nichtsnutzigen Schelmen, daß ſie nicht in mein Haus hereingekommen ſind, wahrhaftig ſie wären nicht mit ganzen Gebeinen wieder hinausgekommen.“

Der Wirth, von ſeiner Sorgenlaſt befreit, fand ſich in der beſten Laune von der Welt. Er wäre gewiß gern noch bei einem guten Glaſe Wein aufgeſeſſen und würde noch von mancher Heldenthat geſprochen haben, deren er in dem und jenem möglichen Falle fähig geweſen wäre, aber an ſeinem Gaſte konnte man deutlich die Anzeigen einer großen Ermüdung bemerken. Er rieth deßhalb demſelben, daß er ſich noch ein wenig zur Ruhe begeben ſolle.

Der Miniſter folgte dieſem Rathe gern. Es war ihm Bedürfniß, noch einige Zeit allein und ungeſtört zu ſeyn, und ſeinem Gott zu danken für die wahrhaft wunderbare Weiſe, in welcher er ihn aus den Gefahren dieſer furchtbaren Nacht errettet hatte. Denn in allen andern Gaſſen der Hauptſtadt war die Hausſuchung ungehemmt und mit größeſter Pünktlichkeit von ſtatten gegangen, nur in der, darinnen Bertrand verborgen lag, hatte es einen Anſtoß gegeben, und auch in ihr waren alle Häuſer bis auf zwei, darunter das ſeines Wirthes genau durchſucht worden. Hier

hatte eine höhere Hand gewirkt, deren Thun wir nur dankbar preiſen, nicht begreifen können.

5) Vorkehrung gegen weitre Gefahr.

Die muthige Stimmung, in welcher ſich der Doctor geſtern nach vorübergegangener Gefahr befunden hatte, war ihm auch am darauf folgenden Morgen noch geblieben; ſein gascogniſch leichter Sinn dachte an keine mögliche Gefahr mehr, er konnte nicht ſatt werden von der leichten Beſiegung und von der ſchmählichen Flucht der geſtrigen Unterſuchungscommiſſäre zu ſprechen. Mit Vergnügen erfüllte er den Wunſch des Miniſters, ſich nach der Gemahlin deſſelben und nach dem Schickſal der andern nächſten Verwandten zu erkundigen. Er kam ſpäter als gewöhnlich, und nicht mehr lachend, wie bei ſeinem Fortgehen, ſondern mit bedenklicher Miene zurück. In der Familie des Herrn Bertrand war zwar, ſeit der Gefangennehmung der beiden Brüder, nichts vorgefallen, das Unruhe erregen konnte, aber auf ſeinem Hin- und Herwege hatte er eine zahlloſe Menge von Wägen geſehen, welche gedrängt voll von ſolchen verdächtigen Perſonen waren, die man in der vorhergehenden Nacht aufgegriffen hatte, und welche zuerſt von den Verſammlungen des Bürgerrathes verhört, dann nach den Gefängniſſen de la Force und der Abtei abgeführt wurden. Zugleich hatte er in ſeinem Ausſchuß vernommen, daß unter den zahlreichen Gefangenen noch immer mehrere der am ſchwerſten Beſchuldigten vermißt würden, von denen man überzeugt ſey, daß ſie noch irgendwo in der Hauptſtadt ſich verſteckt fänden. Man gehe deshalb damit um, noch einmal eine Hausſuchung und zwar eine viel ſtrengere vorzunehmen als die in der vergangenen Nacht geweſen. Der

gutmüthige Doctor ſuchte übrigens dieſen ernſten Ausgang ſeines Berichtes noch dadurch zu mildern, daß er dem Miniſter verſicherte, für ihn ſey bei einer ſolchen neuen Hausſuchung nichts zu fürchten, wenn dieſelbe von Mitgliedern ſeines eignen Ausſchuſſes unternommen würde, denn dieſe alle ſeyen ſeine guten Bekannte und Freunde, ſie würden es mit ihrem Auftrage nicht ſehr ſtreng nehmen. Anders aber könne freilich die Sache ausfallen, wenn, wie geſtern, Leute aus dem Kreiſe der allgemeinen Verſammlung zu jenem Geſchäft gewählt würden, denn dort kenne man ihn nicht, weil ihm ſo wohl das Talent der Rede als die Fertigkeit der Feder abgehe, und er deshalb niemals vor einer ſolchen Verſammlung öffentlich aufgetreten ſey. Vielleicht, ſo fügte er halb bittend hinzu, könne ſein hochgebildeter Gaſt ihm in dieſer Sache aushelfen, indem er ihm einen Aufſatz mache, mit welchem er ſich auch einmal vor der Verſammlung könne hören laſſen.

Der Miniſter ließ ſich ſogleich zur Erfüllung dieſer Bitte bereit finden, obwohl das für ihn eine wunderliche Aufgabe war, für die Patrioten in einem ihnen wohlgefälligen Sinne etwas zu ſchreiben, nur um ihrer Wuth zu entgehen. Er half ſich übrigens auf eine Weiſe, bei welcher ſein Gewiſſen ganz unverletzt blieb, indem er für ſeinen redeluſtigen und dennoch dabei der Rede unfähigen Wirth einen Antrag entwarf, darinnen dieſer als warmer Freund ſeiner Mitbürger ſich erbot, die Familien aller der Freiwilligen ſeines Diſtrictes, welche gegen den auswärtigen Feind zu Feld gezogen wären oder ziehen würden, unentgeldlich mit ſeiner ärztlichen Hülfe zu bedienen. Der Aufſatz war in jenem prunkend patriotiſchem Tone geſchrieben, in welchem damals die allgemeine Stimmung des Pariſer Volkes ſich auszuſprechen pflegte. Er brachte deshalb, als der Doktor

ihn in einer öffentlichen Verſammlung vorlas, eine Wirkung hervor, welche gar nicht erwünſchter hätte ſeyn können. Man nahm den patriotiſchen Antrag mit rauſchendem Beifall auf, die einflußreichſten Mitglieder überhäuften den Redner mit Lobeserhebungen; ſchon am nächſten Tage wurde der patriotiſche Sinn des Doctors in allen öffentlichen Blättern geprieſen und ſein großmüthiger Entſchluß andern guten Bürgern zur Nachahmung empfohlen.

Ein ſolcher glänzender Erfolg ſeines öffentlichen Auftretens verſetzte den Wundarzt in die fröhlichſte Stimmung und erfüllte ihn, gegen den Miniſter, mit herzlicher Dankbarkeit. Dieſer machte ſogleich von jener guten Stimmung ſeines Wirthes den vortheilhafteſten Gebrauch, indem er ihn dringend erſuchte, daß er einige ſeiner beſten Freunde in der Bürgercommiſſion auffordern möchte, bei ihm und bei ſeinem Nachbar die Hausſuchung vorzunehmen, deren Fortgang neulich gerade an dieſen beiden Häuſern abgebrochen worden ſey. Auf ſolche Weiſe wurde die Einmiſchung des Bürgerrathes in das gefahrdrohende Geſchäft vermieden, welche ohnfehlbar erfolgt ſeyn würde, wenn es dort zur Anzeige gekommen wäre, daß in der Gaſſe Aubry-le-Boucher noch zwei Häuſer undurchforſcht ſeyen.

Der Wundarzt fand dieſen Rath ſehr vortrefflich, und zeigte ſich ſogleich bereit zu ſeiner Ausführung. Es koſtete ihm Mühe ſeine Collegen zu überreden, daß ſie gegen ihn eine ſolche Handlung des Mißtrauens ſich erlauben ſollten. Einem Manne von ſo patriotiſcher Geſinnung als wir an euch kennen, ſagten ſie, kann man auf ſeine bloße Verſicherung trauen, da bedarf es keiner weitren Hausſuchung. Als jedoch der Doctor auf ſeiner Bitte beſtand, da er ja nicht allein in ſeinem Hauſe wohne, ſondern gegen dreißig Miethsleute unter ſeinem Dache habe, entſchloſſen ſie ſich

ſeinem Wunſche zu willfahren und noch an demſelben Tage die Unterſuchung vorzunehmen.

Die beiden Commiſſäre erſchienen am Nachmittag um vier Uhr. Der Wundarzt empfing dieſelben in dem größern Vorzimmer, an welches das kleine Cabinet anſtieß, darin der Miniſter ſich aufhielt. Die Thür, welche aus dem Vorzimmer in das Kämmerchen des Herrn Bertrand führte, ſchloß ſo ſchlecht, daß dieſer jedes Wort der Unterredung vernehmen konnte, welche außen gehalten wurde. Mit Vergnügen bemerkte er, wie gut ſein Wirth die Rolle ſpiele, welche er mit ihm verabredet hatte. „Sehen Sie hier,“ ſprach derſelbe zu den beiden Commiſſären, indem er auf die Thür des kleinen Kabinettes deutete, „mein Arbeitszimmer. Es ſteht ein kleines Bett darin, welches in dieſem Augenblick von einem kranken Advocaten aus der Provinz eingenommen wird, den ich in ärztliche Behandlung und Koſt genommen habe. Ich kann Ihnen die Verſicherung geben, daß mein Kranker weder einen Säbel noch Flinte bei ſich führt, wenn es Ihnen aber genehm iſt, will ich es ihm ankündigen, daß man ſein Zimmer und ſeine Effecten durchſuchen werde.“ — „Das iſt nicht nöthig,“ ſagten die Commiſſäre, „indem Sie ja das genau wiſſen können, daß er keine Waffen bei ſich führt. Laſſen wir den armen Menſchen in Ruhe und gehen in die Zimmer Ihrer andern Hausgenoſſen.“

Die Commiſſion entfernte ſich aus dem Vorzimmer und durchſuchte unter Leitung des Wirthes alle Räume ſeines Hauſes von den oberſten bis zu den unterſten, ohne etwas Verdächtiges zu finden. Nach einigen Stunden trat der Doctor ganz vergnügt zu ſeinem Gaſte herein, und wünſchte dieſem ſo wie ſich ſelber dazu Glück, daß ſie nun beide jeder Gefahr einer läſtigen Hausſuchung überhoben ſeyen.

6) Die Pariſer Septembergräuel.

Der Tag, an welchem das eben erwähnte, für Bertrands Rettung ſo günſtige Ereigniß ſich zutrug, war der erſte September, der Vorabend jenes furchtbaren zweiten Septembertages, da in der Geſchichte des franzöſiſchen Volkes jenes früheren Tages in ernſter Weiſe gedacht wurde, an welchem 220 Jahre vorher (in der Nacht vom 23. zum 24. Auguſt, oder der Bartholomäusnacht 1572) das unſchuldige Blut vieler Gerechter durch die Hände einer boshaften oder verblendeten Menge vergoſſen worden war. Freier von Sorgen als ſeit langer Zeit athmete heute der Miniſter auf; er hörte mit Ruhe jene Kanonenſchüſſe, welche zwiſchen 12 und 1 Uhr am Mittag den nahen Anfang der blutigen Gräuel verkündeten, denn nach ſeiner Vermuthung ſollten dieſelben vielleicht nur das Zeichen irgend eines neuen, kleinen Sieges ſeyn, den die franzöſiſche Armee an der Gränze über die Deutſchen erfochten. Um fünf Uhr gegen Abend kam der Wundarzt nach Hauſe. Noch niemals hatte Bertrand den Mann ſo tief erſchüttert, ſo bleich vor Entſetzen geſehen. — „Was iſt Ihnen, Doctor,“ fragte der Miniſter, „um Gottes willen ſagen Sie mir, was iſt geſchehen? was haben die Kanonenſchüſſe heute am Mittag bedeutet?“ — „Schlimmes genug,“ ſagte der Wundarzt. „Die Einnahme des miſerablen kleinen Longwys durch die Preußen hat das Volk der ganzen Stadt in Raſerei verſetzt, alle Prieſter, deren man habhaft werden konnte, ſind geſchlachtet, eine Mörderſchaar iſt in die Gefängniſſe eingedrungen und iſt im Begriff die Gefangenen zu ermorden; ſo eben trug man den Kopf der Prinzeſſin von Lamballe auf eine Stange geſpießt nach dem Tempelthurm, um denſelben ihrer Freundin, der Königin, zu zeigen; alle Mi=

ſchöffe und Prieſter, die bei den Karmeliten waren, ſind erſtochen und erſchlagen."

Bertrand fühlte ſich in dieſem fürchterlichen Augenblick außer und neben dem allgemeinen Jammer noch von einem beſondern, von dem Schmerz um ſeine beiden Brüder getroffen, welche höchſt wahrſcheinlich unter der Zahl der Ermordeten ſich befanden. Am nächſten war dem Bruder vom geiſtlichen Stande, dem Abbé die Gefahr des Todes geſtanden, nach dieſem, für deſſen Schickſal auch ſein Wirth bisher immer eine ganz beſondere Theilnahme bezeugt hatte, fragte er zuerſt. Der Doctor ſuchte ihn zu beruhigen. „Ihre beiden Brüder," ſo ſagte er, „gehören doch gewiß nicht unter jene Gefangene, deren Namen auf der Liſte, welche die Mörder in ihrer Hand führen, vor Allen voran, als die Schuldigſten genannt ſind, und ehe die Reihe an ſie kommt, hoffe ich mit Sicherheit, haben die beſſer geſinnten Bürger dem Blutvergießen Einhalt gethan. Für den geiſtlichen Herrn freilich, für den Abbé läßt ſchon ſein Stand etwas mehr als für den Malteſeroffizier befürchten, aber auch da iſt ſchon vorgeſorgt. Ein Unteroffizier von der Nationalgarde, der dem Abbé mit großer Anhänglichkeit zugethan iſt, hat ſich ſogleich, bei dem Anfang der Mordgeſchichte nach dem Gefängniſſe de la Force begeben, und wird wie ein treuer Pudel auf Ihren Herrn Bruder Acht haben; er wird Alles anwenden, um denſelben zu retten, und der Mann iſt klug und tapfer genug, ich zweifle nicht, daß ihm ſeine gute Abſicht gelingen wird."

Der Miniſter that wenigſtens Alles was er konnte, um die Rettung ſeiner Brüder möglich zu machen. Er ſendete noch an demſelben Abend ſeinen Wirth zu dem eben erwähnten Unteroffiziere, deſſen Name, Thomas, der Familie Bertrand, ſo lange ſie beſteht, in immerwährend dankbarem

Andenken bleiben wird, und ließ denſelben aufs Dringendſte ermahnen, alle Mittel und Kräfte zur Rettung der beiden Gefangenen aufzuwenden, zugleich auch denſelben bitten, daß er ſobald als möglich zu dem Miniſter kommen und dieſem Bericht erſtatten möge über den Erfolg ſeiner Bemühungen.

Die Nacht gieng ſchlaflos dahin, erſt gegen Mittag am 3. September kam Herr Thomas. Der Miniſter hörte, daß ſein Wirth halblaut, außen im Vorzimmer mit ihm ſprach, die zögernde Weiſe, in der man ſich ſeiner Thüre nahete, verſprach ſchon im Voraus nichts Gutes; endlich öffnete der Doctor die Thüre und der Unteroffizier trat ſchweigend, mit Thränen in den Augen, in die Kammer. — „Sie wollen mir den Tod meines Bruders, des Abbés, ankündigen,“ fragte der Miniſter in heftiger Aufregung. — „Das nicht,“ antwortete der Unteroffizier, „ich komme in dieſem Augenblick von ihm her und habe Ihnen die herzlichſten Grüße von demſelben zu bringen, auch hoffe ich mit Sicherheit, daß wir ihn bald ganz in Freiheit ſehen werden, denn der Offizier der Munizipalgarde, der dort an der Spitze der bewaffneten Aufſeher ſteht, iſt ein naher Bekannter und Freund Ihres Herrn Bruders.“ — „Aber,“ ſo fragte ängſtlich der Miniſter, „mir ſcheint es, Sie haben mir noch etwas Andres zu ſagen; wiſſen Sie, ich bitte, verhehlen Sie mir nichts, etwas von dem Schickſal meines andern Bruders, des Malteſerritters?“ — „Ich ſelbſt,“ ſagte Herr Thomas, „konnte nicht in die Nähe des Herrn Malteſerritters kommen, aber ich ſprach ſo eben einen Bedienten deſſelben und dieſer verſicherte mich, daß er den Leichnam ſeines Herrn unter den Körpern der andern Ermordeten erkannt habe, welche im Hofe der Abtei herumlagen.“

Der Miniſter war unfähig etwas Weitres zu hören

und zu fragen. Der Gedanke, daß dieſer theure, edle Ermordete nur darum, weil er ſein Bruder war, ein Schlachtopfer der Volkswuth geworden ſey, erfüllte ihn mit tiefem Schmerz. Und auch noch darüber klagte er ſich bitter an, daß er es geweſen war, der, bei ſeiner Ernennung zum Miniſter, dieſen Bruder, der ſich damals außer dem Lande befand, nach Frankreich zurückgezogen und hierdurch dem blutigen Tode ausgeliefert hatte. Die Nacht gieng dem Tiefbetrübten abermals ſchlaflos dahin und dennoch war die Erfüllung jenes Spruches ihm ſo nahe: den Abend lang währet das Weinen, aber des Morgens die Freude.

Um neun Uhr des Morgens trat auf einmal ſein treuer Kammerdiener zu Herrn Bertrand herein, den dieſer ſeit 14 Tagen nicht mehr geſehen hätte. Der Menſch war in der freudigſten Bewegung; ehe er noch ein Wort ſprach, konnte man es in ſeinen Mienen leſen, daß er eine gute Botſchaft zu bringen habe. Er küßte tief gerührt die Hand ſeines Herrn und ſagte: „Eben ſo wie Ihnen habe ich vor wenig Minuten Ihrem Herrn Bruder dem Malteſer die Hand geküßt, er iſt ſeit heute Morgen um 2 Uhr im Hauſe Ihres Herrn Schwiegervaters, befreit aus den Händen der Mörder, wohlbehalten und geſund.“ Der Miniſter war außer ſich vor Freude. Er drückte den treuen Burſchen ſo zärtlich an ſeine Bruſt, als ob es der als todt betrauerte und nun lebende Bruder ſelber wäre. „Du haſt mir,“ ſprach er, „eine größere Freude mit Deiner Botſchaft gebracht, als ich Dir jemals vergelten kann; ohne dieſen Troſt wäre ich in meinem Leid vergangen, denn es kommt zu viel über mich.“ Der treue Diener weinte Thränen der Freude; aus ſeinem Munde, noch mehr aber und ausführlicher aus dem Munde des Bruders ſelber, erfuhr Bertrand ſpäter die merkwürdige Weiſe, in welcher der Malteſerritter dem blu-

tigen Tod entgangen war, der vor und nach ihm viele Tauſende traf.

Dantons, des jacobiniſchen Juſtizminiſters Verfahren, ſowie die Thaten des von ihm beſtellten Blutgerichtes während der furchtbaren erſten Tage des Septembers 1792 ſind bekannt. In jenen 60,000 Bürgern, welche unter Androhung der Todesſtrafe auf dem Marsfelde unter die Waffen gerufen und zum Auszug gegen den „Feind“ am 2. September beordert wurden, hatte man den einzelnen Familien, hatte man der ganzen Stadt ihre natürlichen Schützer gegen die freche Gewalt eines empörten Pöbels entzogen. Das Abfeuern der Lärmkanonen, das Läuten der Sturmglocken, das Schlagen des Generalmarſches ſollten nur dazu dienen, jenen Pöbel zuſammenzurufen, um ſeine wüthenden Schaaren dahin zu leiten, wo die Anordner des allgemeinen Mordplanes ſich ihrer bedienen wollten; das zuſammenlaufende Volk ſieht, wie man alle Wägen und Reiter auf den Straßen anhält und ſie entweder nach den Gefängniſſen hinführt oder die Pferde hinwegnimmt, um dieſe für den Abzug des Militärs zu benützen; es vernimmt das Gerücht, daß der Feind, im Bunde mit dem gefangenen König im Vordringen ſey, da könne die Freiheit der Nation durch nichts Andres, als dadurch gerettet werden, daß man die innern Feinde in der Stadt, alle Anhänger des Königthumes und Gegner der Revolution, von denen die Gefängniſſe voll ſeyen, alsbald aus dem Wege ſchaffe. Mit laut tobendem Zuruf ſeiner Beiſtimmung empfängt der Pöbel, der jetzt die Nation iſt, den Mordbefehl des Bürgerrathes. Einige hundert Prieſter, welche man im Augenblick ihrer Abreiſe ergriffen oder aus ihrem Gewahrſam hervorgezogen hatte, waren das erſte Opfer der Wuth. Die Rotte der Mörder, deren Zahl in jedem Augenblick

durch neu hinzukommende Haufen der Pikenmänner anwächst, begiebt ſich hierauf, geführt von einzelnen Mitgliedern des ſogenannten Bürgerrathes, nach den öffentlichen Gefängniſſen. Ein Tiſch wird aufgeſtellt, auf welchem neben Brantweinflaſchen, Gläſern und Tabakspfeifen, Papiere, enthaltend die Liſten der Gefangenen ſammt kurzer Andeutung des „ſchuldig zum Tode“, zerſtreut liegen; um den Tiſch ſitzen als Richter einige Pikenmänner und Leute aus dem Bürgerrathe, davon wenigſtens einer oder der andre ſich aufs Leſen verſteht. Zehn bis zwölf andre, gleich den Schlächtern mit aufgeſtreiften Hemdärmeln, mit weißen Schürzen, deren Farbe gar bald ſo wie die ihres Gewandes durch das Blut der Geſchlachteten unkenntlich wird, ſtehen umher, Namen werden verleſen, die genannten Perſonen herbeigebracht, nach ihren Namen gefragt und dann unter dem ſpöttiſchen Zuruf der Richter: „laſſet ihn los“, oder: „zum Hotel de la Force“ werden ſie von dreien der Männer gepackt, während die andren mit dem Schwert auf ſie einhauen. Einige endigen ſchnell, andre langſamer unter den Todesſtreichen der Mörder; Bertrands naher Amtsgenoſſe, der Miniſter Montmorin, wird noch halb lebend an einen Pfahl geſpießt und ſo vor die Nationalverſammlung getragen. Wenn die Arme der Menſchenſchlächter ermüdet ſind, ſetzen ſie ſich abwechſelnd, um auszuruhen, zu dem Gerichtstiſch und ſeinen Brantweinflaſchen ſo wie Tabakspfeifen hin, andre ſtehen ſtatt ihrer auf und ſchlachten die Gefangenen.

7) Die Sprache des guten Gewiſſens an das menſchliche Gefühl eines Mörders.

Es war ſchon Mitternacht, da kam die Reihe des Hervorgerufenwerdens vor das Blutgericht an Bertrands Bru-

der, den Malteſer. Zwei Männer, vom Haupt bis zu den Sohlen mit Menſchenblut beſpritzt, unter ihnen einer von mächtigem Körperbau, führen ihn aus dem Gefängniß zum Gerichtstiſche hin. Der Starke faßt den Ritter aufmerkſam ins Auge. „Ich kenne Euch nicht,“ ſpricht er, „aber Ihr habt das Angeſicht eines biedren Mannes, ein Menſch, der ſich einer Schuld bewußt, kann nicht mit ſo gefaßter Miene vor Gericht gehen.“ — „Und ich bin mir,“ ſagt der Malteſer, ernſt und ruhig, „auch keiner Schuld bewußt.“ — „Aber warum ſeyd Ihr dann in der Haft?“ — „Das weiß ich nicht, und Niemand konnte mir es ſagen, wahrſcheinlich bin ich durch ein Mißverſtändniß hieher gekommen.“ — „Iſt das auch gewiß?“ fragte der Starke. „Ganz gewiß,“ antwortete der Ritter. — „Nun dann,“ ſagte Jener, „iſt Eure Sache gut, und wir können Euch retten. Habt nur keine Furcht, ſprecht getroſt und verlaßt Euch auf den Michel, denn ich helfe Euch.“ — „Ich habe keine Furcht,“ ſprach der Malteſer, „und Eure Freundſchaft ſoll Euch reich belohnt werden.“ — „O pfui, pfui,“ ſagte der Starke, „ſprecht mir ſo ein Wort nicht.“

Er wird vor den Tiſch der Richter hingeſtellt, ſie fragen ihn nach Namen und Stand. „Ich bin,“ antwortet er, „Bertrand der Malteſer.“ — „Malteſer, was heißt das?“ fragen Mehrere. „Das heißt,“ ſo erwiedert mit donnernder Baßſtimme der Starke, „er kommt von Malta. Malta iſt eine Inſel und die dorther ſind heißen Malteſer.“ — „Ach ſo,“ rief einer der Richter, „eine Inſel! ſo iſt der Angeklagte ein Fremder?“ — „Allerdings ein Fremder, du dummes Vieh,“ donnerte der Starke. — „Gut, gut,“ riefen Andre, „ſeyd nicht ſo hitzig Bürger; — zur Ordnung, zur Ordnung Präſident,“ ſchrieen Alle. Der Präſident fragte darauf den Malteſer, aus welcher Urſache er

verhaftet ſey? — „Ich weiß keine,“ antwortete dieſer, „als daß ich zufällig in demſelben Augenblick zu Jemand, den ich beſuchen wollte, ins Zimmer trat, als dieſer ſo eben durch die Municipalgarde arretirt wurde. Ich wurde hieher geführt, Niemand weiß warum.“ — „Er lügt, er lügt,“ ſchrieen viele Stimmen, welche alle durch die gewaltige Stimme des ſtarken Michel niedergedonnert wurden, welcher ihnen Schweigen und conſtitutionsgemäßes Anhören des Beklagten gebot. — Man ſchwieg ſogleich, und der Präſident fragte weiter: „Seyd ihr ſicher, daß keine weitere Urſache der Anklage gegen Euch in den Regiſtern verzeichnet ſteht?“ — „Ich glaube das mit Sicherheit ſagen zu können, und ſollte es anders ſeyn, dann werde ich mich verantworten.“ — „Man bringe das Regiſter,“ ſagte der Präſident; der Gefängnißwärter reichte es ihm, es war unter vielen Hunderten ja Tauſenden von Fällen, der einzige wo man ſich, vielleicht geſchreckt durch die Stimme und mächtige Geſtalt des Starken, in eine ſolche genauere Unterſuchung einließ; der Präſident ſuchte beim Kerzenlicht Bertrands Namen auf, fand aber bei demſelben weder eine Andeutung von der Urſache ſeiner Verhaftung noch von einer Beſchuldigung deſſelben; er gab das Regiſter den andern Beiſitzern des Blutgerichtes in die Hand und ſprach dann: „Es iſt keine Anklage gegen ihn vorhanden.“ — „Alſo muß ihn,“ rief Michel triumphirend, „die Nation als unſchuldig erklären.“ — Ein allgemeines „Ja“ ſtimmte dem Starken bei und dieſer, mit ſeiner Poſaunenſtimme ſchrie ſein: „es lebe die Nation!“ was Alle wiederholten. Er und einer ſeiner Kammeraden, der ſich auch an dem Schickſal des Malteſers ſehr theilnehmend bewies, ergriffen hierauf dieſen bei den Armen und führten ihn hinaus vor die äußre Pforte des Gefängnißhofes, wo in der Regel die mörderiſchen

Executionen ſtatt fanden. Die Menſchenſchlächter, welche da ſtanden, zückten ſchon die Schwerter und Beile als ſie wieder ein neues, vermeintliches Schlachtopfer heraus führen ſahen, kaum aber hatte Michel die Worte geſagt: dieſer iſt ein unſchuldiger Bürger, da wachte in allen das natürlichere Gefühl der Menſchlichkeit auf; ſie bückten ſich nieder, nahmen ihn auf die Arme und reichten ihn einer dem andern dar. Jeder drückte ihn an ſich, alle küßten ihn brüderlich, bald waren ſeine Kleider und ſein Geſicht von dem Blute beſudelt, von welchem nicht nur die Hände und die Arme, ſondern das Angeſicht, das Haar und der Bart dieſer Leute trieften. Dieſe Liebkoſungen einer im Tollrauſche des Fanatismus und zum Theil wohl auch des Brantweins herumtobenden Mörderſchaar hatte für den fein fühlenden Malteſer etwas ungemein Peinliches, und er war inniglich froh, als der ſtarke Michel dieſer Qual ein Ende machte, indem er den Ritter bei dem Arm faßte und ihn den Pikenmännern mit den Worten entriß: „Laßt den guten Bürger jetzt gehen, der wird der Ruhe noch mehr benöthigt ſeyn, als wir Andern.„

Wer mag die Gefühle beſchreiben, mit welchen der Malteſer ſich jetzt auf der freien Straße und in Sicherheit vor den Mörderhänden ſahe. Michel und ſein Kammerad hatten ihn herausbegleitet auf die Gaſſe, jener fragte ihn, ob er Verwandte oder Freunde in der Stadt habe, zu denen ſie ihn hinführen ſollten? Der Ritter ſagte, daß er eine Schwägerin habe, zu welcher er jetzt hinzugehen gedächte, ſie möchten ſich aber nicht bemühen ihn weiter zu geleiten, denn er fühle ſich kräftig genug, um den Weg allein zu machen. Bei dieſen Worten zog er eine Handvoll Aſſignaten, jede im (damaligen) Werth von 50 Franken aus ſeiner Taſche hervor, und wollte ihnen dieſelben als

einen ſchwachen Beweis ſeiner Erkenntlichkeit darreichen, ſie aber mochten von keiner Belohnung etwas wiſſen. „Behaltet Euer Geld,“ ſagten ſie, „wir mögen und bedürfen deſſelben nicht, es hat uns Vergnügen gemacht, Euch zu retten, und macht uns auch Vergnügen mit Euch zu gehen, bis wir Euch in voller Sicherheit wiſſen. Sagt an, wo wohnt Eure Schwägerin?“ — „In der rue du Chaume,“ antwortete der Ritter. — „Die gute Dame wird doch auch rechte Freude darüber haben, wenn ſie Euch auf einmal lebend und unverletzt wieder ſieht. Und wißt ihr wohl, fügte der gute Michel hinzu, nachdem er einige Worte leiſe mit ſeinem Kammeraden geſprochen hatte, was wir beide gern möchten?“ — „Nun,“ fragte der Malteſer, „was iſt Euer Wunſch?“ — „Ich und dieſer da, wir möchten das gern mit anſehen, wie ſehr Ihr beide, Eure Schwägerin und Ihr Euch freuen werdet, wenn Ihr Euch auf einmal ſo wiederſehet.“ — „Ihr guten Leute,“ ſagte der Ritter, „ſeht es iſt ſchon ſo ſpät, Euch wäre jetzt das Ausruhen nöthiger.“ — „Bei ſo etwas,“ antwortete Michel, „ruht man beſſer aus, als wenn man ſich zu Bette legt.“ — „Aber,“ ſo fuhr der Ritter fort, „ſeht, meine Schwägerin iſt ein Frauenzimmer von ſehr zarter Geſundheit, wenn jetzt auf einmal, ſo ſpät in der Nacht ein Beſuch von fremden Männern, die, erlaubt mir Euch daran zu erinnern, vom Kopf bis zu den Füßen mit Blut beſpritzt ſind, zu ihr hineinträten, da könnte es leicht geſchehen, daß ſie vor Schreck in Ohnmacht fiele, und das würde Euch doch gewiß leid thun.“ — „O,“ ſagte Michel, nach einem kurzen Bedenken und mit halblauter Stimme, „ich meine denn doch, die Furcht und die Angſt vor uns wird wegfallen, wenn Ihr Eurer Frau Schwägerin ſagt, daß wir gute Leute ſind, die Euch das Leben gerettet haben. Geht nur zu Herr, und thut uns dieſen Gefallen, Ihr macht

und damit eine größere Freude, als mit dem größeſten Haufen Geldes, den Ihr uns geben könntet.“

Es blieb nichts andres übrig, als dem Wunſche der beiden Pikenmänner ſich zu fügen, man pochte die Leute, im Hauſe des Schwiegervaters des Miniſters aus ihrer Nachtruhe, wenn anders ihr vielleicht ſchlafloſes Liegen im Bette dieſen Namen verdiente, heraus; der alte Herr Vernier zitterte vor Freude, als er den ſicher todt Geglaubten lebend vor ſich ſahe und an ſeine Bruſt drückte; ſeine Tochter, die Madame Bertrand, der man den ſeltſamen Beſuch angekündigt hatte, vergaß in der Freude des Wiederſehens des theuren Bruders alles was dieſen Eindruck ſtören konnte, bald war das ganze Haus um den Geretteten verſammlet; mitten unter den Ausbrüchen des Entzückens verſäumte man auch nicht Worte des herzlichen Dankes an die beiden Retter zu richten. Dieſe, als ſie den alten Vernier, als ſie ſeine Tochter als ſie den alten treuen Diener des Malteſers vor Freude weinen und dieſen ſelber vor tiefer Rührung ſprachlos ſahen, konnten ſich des Eindrucks nicht erwehren, ſie wiſchten ſich einmal über das andre mit ihren blutigen Händen die herunterrinnenden Thränen ab, und als ſie, auch hierin ein menſchlich zärtliches Mitgefühl bezeugend, ſchon nach einer halben Viertelſtunde, „um nicht länger zu ſtören,“ ſich entfernten, da dankten ſie wiederholt für das große Vergnügen, das man ihnen gewährt habe.

Eine Macht, welche die Menſchenherzen leitet und bewegt wie die Waſſerbäche und ſie neu zu ſchaffen vermag nach ihrem Wohlgefallen, hatte das Herz der beiden in politiſchem Fanatismus trunkenen Menſchenſchlächter angerührt und ergriffen. Es war der Eindruck, den der Anblick eines Mannes auf ſie machte, welcher ein gutes Ge-

wiſſen vor Gott und den Menſchen hatte, was vielleicht zum erſten Mal in ihnen die Ahnung eines innern Friedens weckte, deſſen Genuß höher iſt, denn Alles, das die Welt zu geben vermag. Wir vernehmen nichts mehr von Michel und ſeinem Kameraden, möchten aber hoffen, daß jene nächtlichen Stunden nicht nur für den Malteſer, ſondern auch für ſie beide Stunden einer Rettung, nicht des äußern, ſondern des innern Lebens geweſen ſeyen.

Dem Miniſter, als er erfahren, daß dieſer theure Bruder nicht gemordet ſey, ſondern lebe, blieb nun nur noch die Sorge um den andern gefangenen Bruder, den Abbé. Auch dieſe Sorge wurde gehoben, als noch am Abend deſſelben Tages, an deſſen Vormittag Bertrand die freudige Botſchaft von der Rettung des Malteſers vernommen hatte, der ſchon erwähnte Unterofficier Thomas hereintrat, und mit ganz andren Mienen, als ſeine geſtrigen geweſen waren, es ankündigte, daß der Abbé vom Tribunal als ſchuldlos erkannt, und in Freiheit geſetzt ſey. Man hatte es, von Seiten einiger Freunde, die in den Gefängniſſen des Hotel de la Force eine Art von Aufſicht führten, ſo einzurichten gewußt, daß der Abbé in einem Augenblick vor das Blutgericht gebracht wurde, als keiner unter den Beiſitzern zugegen war, der es wußte, daß der vor Gericht Stehende ein Bruder des Miniſters ſey. Auch bei ſeinem Namen im Regiſter fand ſich keine Erwähnung irgend einer Schuld, keine Angabe des Grundes, aus welchem er verhaftet worden war, und zu dem Allem, was zu ſeinem Gunſten gereichen konnte, kam auch der Zuſtand der Abſpannung und Ueberſättigung von den Gräueln des Bürgermordes, in welchem ſich viele der ſogenannten Richter ſchon um jene Zeit befanden. Die am ſchwerſten beſchuldigten Gefangenen, ſo pflegte man im Allgemeinen anzunehmen, waren zuerſt

vor Gericht geſchleppt und abgethan worden, unter den Uebrigen fanden ſich manche, gegen die man weniger auf- zubringen wußte, und nur im Hospital von Bicetre trafen die Mordgeſellen, welche dort zu Gericht ſaßen, als ſie des Urtheilſprechens und Schlachtens müde waren, die furcht- bare Einrichtung, daß ſie zuletzt mehrere Tauſende der noch nicht abgeurtheilten Gefangenen, ohne Unterſchied und ohne nach Namen ſo wie nach der Urſache der Verhaftung zu fragen, maſſenweiſe in den Hof herausſchleppen, und dann mit Kanonen zuſammenſchießen ließen.

8) Die falſche Todesnachricht.

Als nach einigen Tagen die Kanonen ſo wie die Henker- ſchwerter, mit Ausnahme weniger Geretteten, Alles hin- weggeräumt hatten, was in den Gefängniſſen, nach der Meinung der Mörder, für das Königthum, überhaupt aber, ſo wollten ſie eigentlich ſagen, für göttliche und menſchliche Ordnung athmete, als man, ſo genau als mög- lich über Namen und Stand der mehr denn ſechstauſend Geſchlachteten Nachforſchung gehalten, da konnten die Häup- ter des grauſenhaften Mordanſchlages bei all ihrer angewen- deten Mühe den Namen des Staatsminiſters: des Bertrand von Moleville nicht unter denen der Hingerichteten finden. Er war noch in Paris, das konnte man, und man irrte hierinnen nicht, mit Sicherheit behaupten, man mußte jetzt alle Mittel und Wege verſuchen ſeinen Verſteck aufzufinden, und ihn, den unverbeſſerlichen Freund des Königthumes zur verdienten Strafe zuziehen. Herr Andreſel, der Schatz- meiſter der Marine-Invaliden, ein guter Bekannter des H. Bertrand, wurde von Lecointre, einem der wüthendſten Mitglieder des Unterſuchungsrathes, durch Anerbietungen und Drohungen aller Art beſtürmt, den Aufenthaltsort des

Miniſters, den er übrigens nicht wußte, zu verrathen; mittelbar erfuhr dieſer Einiges von der Unterredung zwiſchen jenen beiden, das ihm zur Warnung gegen die Anſchläge der Liſt dienen konnte, mit welcher die Feinde gegen ihn zu Werke gingen.

Unter dieſen Feinden war einer der thätigſten der berüchtigte Hebert, ein Mann, der vom Theater der Volksbeluſtigung, zu einer wichtigen Stelle auf der Bühne der Volksvernichtung ſich erhoben, denn ſeine Laufbahn war von der Stelle eines Billeteurs an einem kleinen Theater, von welcher man ihn wegen ſeiner Veruntreuungen entlaſſen, zuerſt zu der eines Bedienten, aus der man wegen ſchlechter Aufführung ihn fortgejagt hatte, dann zu dem Wirkungskreis eines Literaten übergegangen; eines Literaten von jener Art, welche auch in unſern Tagen durch ihre frechen Ausfälle gegen Alles, das feſten Grund hat, ſich beliebt macht. Dieſer Mann, der nachmals, bis wenig Stunden vor ſeinem ſcheußlich furchtbaren Ende, ſich des Mordes von vielen Tauſenden der beſſeren Bewohner des Landes ſchuldig gemacht, trat ſchon damals in ſeiner lügenhaft tückiſchen Weiſe als Chorführer des Gelichters, welches Spreu war wie er, hervor. Man hielt es für das Gerathenſte, den Miniſter Bertrand, um ihn aus ſeinem ſo ſchwer zu errathenden Schlupfwinkel hervor zu locken, nur erſt recht ſicher zu machen, damit er furchtlos ſeinen Kopf in die Schlinge ſtecke. Was konnte zu dieſem Zwecke beſſer geeignet ſeyn, als wenn man den Staatsminiſter öffentlich, vor allem Volk, als einen Todten, unter den Liſten der Gemordeten aufführte; ein Todter hat kein Blutgericht des Bürgerrathes mehr zu fürchten, wer als ein ſolcher gilt, der kann ungeſcheut unter das Volk hervortreten.

Dies war die Liſt, welche Hebert, um des Bertrand habhaft zu werden, anwendete, und welche ſich aus dem eben erwähnten Geſpräch des Jacobiners Lecointre, mit dem Herrn Andreſel, ſehr gut errathen ließ. In einem Bericht, welcher nicht nur gedruckt verbreitet, ſondern auch von den dazu beſtellten Männern auf allen Straßen laut ausgerufen wurde, hieß es, daß der Miniſter Bertrand unter den andern drei und fünfzig Männern geweſen ſey, welche vor dem Nationalgerichtshofe zu Orleans waren angeklagt, dann durch eine Bande Marſeiller nach Verſailles gebracht und hier hingerichtet worden. Die Stelle jenes Berichtes, die ſich auf ihn bezog lautete ſo:

„Es kam nun die Reihe an den Exminiſter Bertrand, dieſen unverſchämten Lügner, frechen Empörer. Er nahm Abſchied von den ausgewanderten Marine-Offizieren — — ſuchte dann, obwohl vergebens, das aufgebrachte Volk durch ſeine Bitten und demüthig reuige Mienen zu ſeinen Gunſten zu erweichen. Ihr edlen Bürger, ſo ſprach er, es iſt wahr, wir ſind ſchuldig, wir haben, getrieben von Ehrgeiz uns zu feindſeligen Schritten gegen das Volk verleiten laſſen, aber bedenkt, daß ihr unſre Sieger ſeyd, und daß wir eure Gefangenen ſind, laßt unſre Reue euch zum Mitleid bewegen. — — Seine Bitten halfen ihm Nichts, er wurde getödtet und in Stücken gehauen.“

So unverſchämt erlogen auch dieſe einzelne Stelle des Berichtes war, ſo richtig und genau war leider der übrige Inhalt deſſelben, der die Hinrichtung der Miniſter de Leſſart und Abancourt, des Herzogs von Briſſacs, Befehlshaber der conſtitutionellen Garde des Königes, des Biſchoffs von Mende und andrer dem Königshofe treu ergebener Männer beſchrieb.

Die Jacobiner, welche wohl wußten, wie die Sache

ſich eigentlich verhielt, ſuchten, da ſie dies nicht an ſeiner Perſon vermochten, wenigſtens an dem Eigenthum des Miniſter Bertrand ihre Wuth auszulaſſen. Sein ſchönes, in Languedoc gelegnes Schloß Montesquieu de Volvestre, in welchem die Familie des Miniſters einen Theil des Jahres zuzubringen pflegte, wurde gegen Ende des September von einer Bande des Raubgeſindels niedergebrannt, die ganze Beſitzung, von welcher die Bertrands ihre Haupteinkünfte bezogen, wurde verheert. Der hochbejahrte Vater des Miniſters hielt ſich damals in Toulouſe auf, und war durch den Kummer um ſeine Söhne, die er alle drei entweder todt oder doch in größeſter Lebensgefahr glaubte, tief gebeugt; an dem Tage als er die Nachricht erhielt, daß ſein Schloß in Flammen aufgegangen ſey, verfiel er in ein hitziges Fieber, daran er nach wenig Tagen ſtarb.

9) Die wohlgelungene Flucht aus der Hauptſtadt.

Der Miniſter empfing die Trauerbotſchaft von dem Tod ſeines Vaters in den erſten Tagen des Octobers. Seine eigne Lage war um dieſe Zeit ſorgenvoller als jemals; die Gefahr entdeckt zu werden, mehrte ſich mit jeder Stunde und nirgends zeigte ſich eine Möglichkeit zum Entfliehen aus der Hauptſtadt. Aber dieſelbe höhere Hand, welche bisher über dem Schickſal Bertrands ſo wie ſeiner Brüder und ſeiner Gemahlin gewaltet hatte, ſchützte ſie alle auch ferner und ſie eröffnete zuerſt für den Miniſter, deſſen Leben ſich in der nächſten, ſchwerſten Gefahr befand, einen Ausweg, an welchen er niemals gedacht hätte, wären ihm die Mittel dazu nicht ungeſucht in die Hände gelegt worden.

Eine gewiſſe Madame F., welche mit Bertrands Bruder bekannt war, und auch ihm ſelber, in ſeiner früheren Stellung

manche wichtige Dienſte geleiſtet hatte, erbot ſich, dem Miniſter, von welchem ſie wohl wußte, daß er noch in Paris ſey, einen Paß zur Reiſe nach England zu verſchaffen. Ueberdieß war dieſe Dame auch im Stande für die Sicherheit der Reiſe von Paris bis Boulogne in ſehr erwünſchter Weiſe zu ſorgen, indem durch ihre Verwendung ein alter Diener ihres Hauſes die Stelle eines Couriers bei der Felleiſenpoſt für den Verkehr der Hauptſtadt mit Boulogne erhalten hatte. Der Paß, den Betrand durch Vermittlung ſeines Bruders des Malteſers von Madame F. erhielt, war eigentlich auch nur durch einen beſondern glücklichen Zufall in ihre Hände gerathen. Er war vom Miniſterium des Aeußern für einen ihrer Freunde, der dafür 100 Louisdor bezahlt hatte, ausgeſtellt worden und dieſer Freund hatte mit ihm die Reiſe nach Boulogne gemacht. Dort hätte derſelbe eigentlich viſirt werden ſollen, da ihn aber Niemand nach dem Paß gefragt hatte, war das Viſo unterblieben und daſſelbe Papier konnte jetzt wieder von einem Andern zu derſelben Reiſe benutzt werden. Zu dieſem Zweck hatte es der Freund, ſobald er in England ſich in Sicherheit ſahe, wieder an die Dame zurückgeſendet und dieſe dadurch in den Stand geſetzt den Miniſter aus einer Gefahr zu retten, die bei den immer ſtrenger werdenden Nachforſchungen nach ſeinem Verbergungsort wahrſcheinlich ſchon nach wenig Tagen ihn erreicht haben würde.

Es war am Freitag den 12. October, Vormittags 10 Uhr, als Bertrand von ſeinem treuen Schützer und bisherigem Hauswirth: dem Wundarzt, Abſchied nahm und ſich in einen gewöhnlichen Fiacre ſetzte, der ihn vorerſt nur aus der gefahrvollen Hauptſtadt hinausbringen ſollte. Seine Verwandten hatten ihm, aus Furcht vor einer möglichen Erkennung ſeiner Perſon durch die wachthabenden

Soldaten am Schlagbaume allerhand abentheuerliche Verkleidungen angerathen, er aber hatte ſich zu keiner von dieſen allen bequemen mögen, denn mit Recht befürchtete er, daß eine ſolche Vermummung viel mehr noch die Aufmerkſamkeit der Späher auf ihn lenken möchte als eine einfache, durchaus nicht auffallende Kleidung. Er trug deshalb an dieſem Morgen ſein Haar nachläſſig herabgekämmt, nicht wie er bisher als Hofmann es gethan, künſtlich friſirt, dazu einen runden Hut und einen braunen Ueberrock. Mit ihm ſaßen noch vier Begleiter im Wagen, davon zwei die Uniform von Unteroffizieren der Nationalgarde trugen. Man hatte kein Reiſegepäck, ſondern nur, wie zu einer Jagd oder Landparthie etwas kalte Küche mitgenommen; die Fenſter des Wagens waren geſchloſſen. Ohne allen Anſtand, und ohne daß man ſich die Mühe gab den unverdächtigen Wagen zu durchſuchen kam dieſer zwiſchen den vielen andren Wägen über den Schlagbaum hinaus bis zu dem nahe jenſeits St. Denis gelegenen, kleinen Marktflecken Pierrefitte, wo der Miniſter nur wenige Minuten auf die Ankunſt des Felleiſen-Couriers zu warten hatte, zu welchem er ſich in den Karren hineinſetzte, und in der That als ein Menſch von ſehr unverdächtigem, anſpruchsloſen Ausſehen mit ihm davon fuhr.

Der Felleiſenbote war überall an den Stationen ein alter Bekannter, die Poſtknechte die ſein Pferd aus und ein andres anſpannten, achteten wenig auf den Mann, den er, um ſich ein Trinkgeld zu verdienen, zu ſich in ſeinen Poſtkarren genommen hatte; ganz glücklich kam Bertrand in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag in Boulogne an, wo er im Gaſthof der Poſt ein kleines Zimmer ſich geben ließ.

10) Verlegenheiten in Boulogne und ihre Löſung.

Der Miniſter, gemäß jenem Paſſe den er bei ſich führte, reiſte unter dem Namen eines Herrn von Vandsberg, Kaufmannes aus Lüttich. Madame F. hatte ihn unter dieſem Namen an Herrn M . . . in Boulogne empfohlen, von deſſen Gefälligkeit und Dienſtfertigkeit gegen jeden von ihr Empfohlenen ſie überzeugt ſeyn konnte. Gleich am nächſten Morgen ſendete Bertrand dieſen Empfehlungsbrief an Herrn M . . . ab und bat dieſen, in einigen beigefügten Zeilen, ſehr dringend, für ihn einen Platz auf dem nächſten nach England abgehenden Paquetboot zu beſtellen, und ſobald es ſein könne ihn zu beſuchen, weil er, der angebliche Herr Vandsberg noch Einiges über die Anordnungen zu ſeiner Reiſe mit ihm zu ſprechen habe. Der Brief war noch kaum ſeit einer Viertelſtunde fortgeſendet, da führte die Wirthstochter einen Mann in Bertrands Zimmer herein, ohne den Namen des Eingeführten zu nennen. Der Mann war von auffallend langer Statur und trug die Uniform eines Offiziers der Nationalgarde von höherem Range. Der Miniſter wußte nicht, wie er den Beſuch eines ſolchen Offizieres, in ſo früher Morgenſtunde und bei dem ſtarken Regen, der ſo eben niederſtrömte, zu nehmen und was er davon zu erwarten habe; es kam ihm der Gedanke, ob es hier in Boulogne nicht auf eine ähnliche, ſtrenge Hausdurchſuchung abgeſehen ſey, als die geweſen war, deren Gefahren er in Paris nur durch eine glückliche Schickung entgangen war. Dennoch faßte er ſich bald; er trat ruhig dem langen Manne entgegen und fragte, was ihm zu Dienſten ſtehe?

„Habe ich,“ fragte der Offizier, „hier die Ehre mit Herrn Vandsberg zu ſprechen?“ — „Ja, dieſen Namen

führe ich.“ — „Ei,“ ſo fuhr der Offizier fort, nachdem er den Miniſter einige Augenblicke lang aufmerkſam betrachtet, und ſich dann tief gegen ihn verbeugt hatte, „erſt jetzt habe ich die Ehre Sie zu erkennen.“ — „Das wird wohl eine Verwechslung der Perſonen aus zufälliger Aehnlichkeit ſeyn,“ ſagte der Miniſter, „denn ich kann mich nicht erinnern Sie jemals geſehen zu haben.“ — „Ich aber,“ ſagte der Andre, „erinnere mich deſto beſſer, daß ich Sie, obgleich nur einmal in meinem Leben und auch damals kaum eine halbe Stunde lang geſehen habe.“ — „Und wo,“ fragte Bertrand weiter, „meinen Sie, daß dies geſchehen ſey? etwa in Lüttich, in Amſterdam oder“ — — „Nicht ſo fern von hier,“ unterbrach ihn der Offizier, „ſondern in Paris ſelber, im Januarmonat dieſes Jahres, im Büreau des Marineminiſteriums.“ — „Sie haben,“ ſagte Bertrand etwas verlegen, „ein beßres Gedächtniß als ich.“ — „O, mein Herr,“ fuhr der Andre fort, „es iſt nicht Ihre Geſtalt, ſondern vor allem Ihre Freundlichkeit und Güte, welche mir ſo feſt im Gedächtniß geblieben iſt; ich kam in einer Angelegenheit nach Paris, die, wie ich fürchtete, erſt nach etlichen Wochen entſchieden werden konnte, und Sie vermittelten den günſtigen Ausgang derſelben ſchon am dritten Tage. Darum ſeyen Sie unbeſorgt, ich werde mich bemühen, Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeigen durch alle in meinen Kräften ſtehende Dienſte, welche ich Ihnen hier leiſten kann.“ — „Aber wie wußten Sie es, daß ich hier in Boulogne ſey, und welches iſt Ihr Name.“ — „Ich erhielt ein Billet von Ihrer Hand, das mich hierher forderte, und ich heiße M...“ — „Ach,“ ſprach der Miniſter, welcher jetzt alle ſeine Sorgen gehoben fühlte, „hätte ich das doch eher gewußt, aber dieſe Ihre Uniform ließ mich nicht errathen, daß Sie Herr M.... ſeyen.“ — „Ich muß,“ antwortete M....,

„dieſe Uniform tragen, weil ich Befehlshaber der hieſigen National- und zugleich Offizier der Bürgergarde bin. Aber in all dieſen beiden Eigenſchaften ſtehe ich ganz zum Dienſt des Herrn Bertrand."

Der Miniſter nahm den wackren Mann ſogleich beim Wort, indem er ihn bat, daß er ihm ſeinen Paß möge viſiren laſſen, ohne daß er genöthigt ſey, ſich ſelber in Perſon auf dem Paßbureau zu ſtellen, was leicht, durch einen der Beamten, zu ſeiner Erkennung führen könne. „Was Sie da wünſchen," ſagte Herr M..., „das iſt bisher noch keiner einzigen Perſon zugeſtanden worden und gerade in dieſem Augenblick wird es ſchwerer halten, als jemals, eine ſolche Vergünſtigung zu erhalten, weil wir erſt vor wenig Tagen eine neue Verordnung von der Regierung in Paris erhalten haben, darin es uns aufs dringendſte eingeſchärft wird, keinen Paß zu viſiren, ohne das auf ihm ſtehende Signalement mit der Perſon des Inhabers verglichen und dieſen ſelber genau betrachtet zu haben, um ſich zu überzeugen, ob er nicht einer von jenen verdächtigen Flüchtlingen ſey, deren Beſchreibung, vom Kopf bis zum Fuß, uns ebenfalls zugeſtellt worden iſt." „Eben dieſes," ſagte Bertrand, „fürchte ich am Meiſten, und darum vertraue ich ganz auf Ihren redlichen guten Willen und auf jenen Einfluß, den Ihre Stellung als hoher Municipal-Offizier auf die ſtädtiſchen Behörden Ihnen gewährt. Sagen Sie nur, daß der Ihrer Freundſchaft empfohlene Bandsberg an einem ſo heftigen Rheumatismus leide, daß es, bei der jetzigen ſchlimmen Witterung, ihm unmöglich ſey, auszugehen."

Bertrand führte zwei Päſſe bei ſich. Der eine von dieſen war der, den ihm Madame F.. verſchafft hatte. Da jedoch dieſer in ſeinem Signalement nicht ſonderlich auf die

Perſon des Miniſters paßte und überdieß auf einem Papier ausgeſtellt war, an deſſen Stelle die Pariſer Polizeibehörde ſeitdem ein andres für die Ausfertigung der Päſſe in Gebrauch geſetzt hatte, war der kluge Staatsmann auf den Einfall gekommen, ſich ſelbſt noch ein zweites Exemplar von Paſſe mit eigner Hand zu fertigen, welches den äußren Anforderungen an ein ſolches Reiſedocument entſprach. Er reichte beide dem Herrn M... hin; dieſer ſchüttelte bedenklich den Kopf und ſagte: „Nun wohl, mein Herr, Sie dürfen verſichert ſeyn, daß ich Alles thun werde, was in meinen Kräften ſteht, um Ihre Angelegenheit nach Wunſche zu beendigen. Nur Eines fürchte ich, daß man hier in dieſem der Ordnung gemäß und nach neuerer Vorſchrift ausgefertigten Paß in dem beigefügten Signalement die Perſon des geweſenen Herrn Miniſter Bertrand erkennen werde.“

„Wie?“ fragte der Miniſter, „weiß man denn hier nicht, daß Bertrand ſchon vor einem Monat mit den andren von dem großen Gerichtshofe zu Orleans Angeklagten in Verſailles hingerichtet worden iſt?“ Er zeigte hierauf dem Herrn M... lächelnd ein gedrucktes Exemplar von dem Bericht, den Hebert über die Ermordung jener Angeklagten und namentlich des Miniſter Bertrand veröffentlicht und in ganz Paris verbreitet hatte. Herr M... las den Bericht und ſagte lachend: „Nun in der That, das Blatt kommt mir gut zu ſtatten, ich werde die Herrn der Municipalität mit der hier nur in unſichrem Gerücht herumgehenden, gedruckten Neuigkeit aus der Hauptſtadt unterhalten und bei der Gelegenheit hoffentlich ſie zur gefälligen Mitwirkung für meinen Zweck beſtimmen. Ich gehe jetzt ſogleich ins Stadthaus und werde noch vor der Mittagstafel zu Ihnen zurückkehren, um Ihnen von dem Erfolg meiner Sendung Rechenſchaft zu geben.“

Schon nach zwei Stunden kehrte der gefällige Mann mit triumphierender Miene zurück. Die Herrn von der Municipalität hatten merkwürdiger Weiſe den nachgemachten Paß, weil er auf dem vorſchriftsmäßigem Papier ſtund, für den richtigeren befunden und ohne Bedenken denſelben viſirt.

Gerne wäre nun Bertrand ſchon in der nächſten Stunde mit einem Paquetboot nach England abgereiſt, aber ein conträrer Wind hinderte das Auslaufen aller Fahrzeuge. Fünf Tage lang hielt dieſe ungünſtige Witterung an und während dieſer ganzen Zeit hielt ſich der Miniſter in ſeinem Zimmer verborgen, um ſich nicht der Gefahr auszuſetzen, von irgend Jemand, der ihn früher geſehen, erkannt zu werden. Seine Freunde in Paris hatten wenigſtens durch den zurückkehrenden Courier ſeine glückliche Ankunft in Boulogne erfahren, er ſelbſt durfte es nicht wagen einen Brief der Poſt anzuvertrauen, noch einen von dort zu erhalten, weil ſelbſt die in der Hauptſtadt wohlbekannten Züge ſeiner Handſchrift, ſo wie die Adreſſen der Briefe Verdacht erregen konnten.

Die peinlichen Stunden des erzwungenen Zimmerarreſtes wurden dem ſorgenvollen Manne durch die öfteren Beſuche eines alten Freundes, des Herrn de Flahaut, wo nicht erheitert, ſo doch erträglicher gemacht, der ſich, ſeitdem er den Mörderhänden der jacobiniſchen Rotte, bei dem Eindringen derſelben in die Tuilerien, am 10. Auguſt, glücklich entgangen war, nach Boulogne zurückgezogen hatte. Durch dieſen machte Bertrand auch die Bekanntſchaft eines andren alten Herrn von Adel, Namens Gaſté, welcher ebenfalls im Begriff ſtund, mit dem nächſten Paquetboot nach England abzugehen und ſich deshalb als nah künftiger Reiſegefährte des Miniſters bei dieſem einführen ließ.

11) Die Ueberfahrt nach Dover.

Endlich, am 19. October, nahm das Regenwetter, das ſeit Bertrands Ankunft in Boulogne unausgeſetzt geherrſcht hatte, ein Ende, der conträre Wind hätte ſich gelegt, es war ein heitrer, ſchöner Herbſttag. Um neun Uhr des Morgens ließ Herr M... dem Miniſter es ſagen, daß das Paquetboot, auf welchem er für ihn einen Platz genommen hatte, zwiſchen zehn und elf Uhr abfahren werde. Er verfügte ſich alsbald dorthin; auf ſeinem Wege zum Schiffe begegnete ihm kein Menſch, der irgend eine polizeiliche Frage an ihn richtete, er hätte ſich alle die Mühe und Sorge, welche ihm das Fabriciren des mit eigner Hand geſchriebenen Paſſes und das Viſirenlaſſen deſſelben gemacht hatte, erſparen können. Auch Herr Gaſté fand ſich bei guter Zeit auf dem Paquetboote ein, aber ſie beide zogen aus der Pünktlichkeit, mit welcher ſie die Zeit der Abfahrt inne hielten, keinen Vortheil, denn ſtatt des noch geſtern wehenden Gegenwindes war eine völlige Windſtille eingetreten; das Fahrzeug lag in der Nähe der Küſte unbeweglich ſtill, man konnte nur gegenſeitig ſich zur Geduld ermahnen. Endlich um 12 Uhr des Mittags erhob ſich ein ſchwacher Wind vom Lande her, welcher in Kurzem ſich verſtärkte, dieſer ſchwellte die Segel an und das Schiff gewann das freie Meer.

Zum erſten Mal ſeit langer, langer Zeit athmete Bertrand wieder frei und freudig auf. Zwar ſeine Augen füllten ſich mit Thränen als jetzt die Küſten ſeines unglücklichen Vaterlandes mehr und mehr aus ſeinen Blicken entſchwanden; er war ſich keiner Schuld an dieſem Vaterlande bewußt und dennoch hatte es ihn als einen todeswürdigen Verbrecher geächtet und von ſich geſtoßen; alle die, welche

ſeinem Herzen die Nächſten und Theuerſten waren, hatte er, mitten in den Gefahren die ſie umringten zurücklaſſen müſſen, dennoch durfte er ſich mitten unter dieſen betrübenden Gedanken den Gefühlen einer andren Art hingeben, welche über das Meer der Sorgen ihn erhoben. Wie wunderbar war ſeine bisherige Rettung aus den Gefahren des Todes geweſen, welche ſeit dem 10. Auguſt täglich und ſtündlich ihm gedroht hatten. Die Hand Gottes, welche dieſes gethan, konnte, das hoffte er mit feſtem Muthe, auch ferner ihn, ſo wie die Seinigen, behüten und bewahren und ſie Alle noch auf Erden, in Sicherheit und gutem Frieden wieder zuſammenführen.

Während der Gerettete ſchweigend und in die Gedanken an die trübe Vergangenheit ſo wie an die noch dunkle Zukunft vertieft nach der Küſte hinblickte, wußte er nicht was dort in Boulogne, deſſen Thürme noch immer ſichtbar waren, ſich zutrug; er erfuhr dieſes erſt drei Tage nach ſeiner Ankunft in London, durch einen Brief des Herrn de Flahaut. Das Paquetboot hatte, wie erwähnt am Mittage, vom Winde begünſtigt, die Rhede von Boulogne verlaſſen, und das freie Meer erreicht. Kaum eine halbe Stunde ſpäter waren zwei Commiſſäre aus Paris in der Stadt angekommen und in denſelben Gaſthof abgeſtiegen, in welchem Bertrand gewohnt hatte. Sie ließen ſogleich einige Soldaten von der Nationalgarde herbeirufen und erklärten, daß ſie von der Regierung den Befehl hätten den hier in dieſem Gaſthof verweilenden Chr. Vandsberg zu verhaften und ihn, unter ſichrer Bedeckung nach der Hauptſtadt zu bringen. Man hatte dort wahrſcheinlich durch einen jener Spione, welche der Gemeinderath von Paris in allen Gränzſtädten, namentlich auch in Boulogne unterhielt, die Kunde empfangen, daß ein Reiſender aus Paris

angekommen ſey, der ſich ängſtlich auf ſein Zimmer zurückgezogen habe, und hier öftere Beſuche von Ariſtokraten empfänge, und der nach Allem was man über ſeine Perſon in Erfahrung gebracht, kein anderer ſein könnte als der Exminiſter Bertrand, der unter dem falſchen Namen Vandsberg ſich bei der Polizei melden laſſen. Hätte der günſtige Wind nur um eine halbe Stunde ſpäter ſich eingeſtellt, dann wäre Bertrands Loos, nach wenig Tagen unter Mörderhänden zu ſterben, entſchieden geweſen und von wo kam anders jener hülfreiche Wechſel des Luftzuges, als aus der Hand deſſen der den Wolken wie dem Winde ihren Lauf beſtimmt und dieſelben ſo wie die Flammen des Feuers zu Werkzeugen Seines Willens macht.

Drei Stunden lang hatte der günſtige Wind angehalten, er war jedoch nur in der erſten Stunde der Fahrt in augenfälligerer Weiſe förderlich geweſen, dann allmälig immer ſchwächer geworden und hatte ſich zuletzt ganz gelegt. Die Segel hiengen wieder ſchlaff an ihren Stangen herunter, das Schiff, ſo oft man es auch wendete, kam nicht von der Stelle, der Himmel überzog ſich mit Wolken, der Horizont war dicht getrübt. Wäre jetzt abermals ein Sturm von Weſten her ausgebrochen, dann hätte das Paquetboot zurückkehren und eine Zufluchtsſtätte an der franzöſiſchen Küſte ſuchen müſſen, von welcher man in den drei Stunden, ſeitdem man ſie verlaſſen, nur erſt wenige Lieuen weit hinweggekommen war. Bertrand hatte von der Möglichkeit dieſer Gefahr keine Ahnung; er war kurze Zeit nachdem die Windſtille eingetreten in eine Unterhaltung hineingezogen worden, welche für ihn von ganz beſondrem, perſönlichen Intereſſe ſeyn mußte. Unter den Paſſagieren, die ſich mit ihm zugleich auf dem Paquetboot befanden, waren zwei junge Männer, welche er für Engländer gehalten hatte,

weil ſie nur engliſch mit einander ſprachen. Während er, in ſeine Gedanken vertieft, ſchweigend da ſaß, hatte der eine jener jungen Männer ein lebhaftes Geſpräch in franzöſiſcher Sprache mit Herrn Gaſté angeknüpft, das ihn als einen geborenen Franzoſen kund gab. Er erzählte von den Mordgräueln in den Gefängniſſen der Hauptſtadt während des 2. und 3. Septembers und obgleich ſeine Berichte nicht frei von Uebertreibungen ſchienen, ließ ſich doch gegen dieſelben nichts einwenden, weil er behauptete, das Alles, was er erzählte, mit eigenen Augen geſehen zu haben. Von der Schilderung der blutigen Auftritte in Paris gieng er zu der Erwähnung der öffentlichen Hinrichtung der Staatsgefangenen von Orleans in Verſailles über. Er habe, ſo ſprach er, dieſe zwar nicht ſelber mit angeſehen, wohl aber ſey einer ſeiner Freunde Augenzeuge davon geweſen, auf deſſen treue Mittheilungen er ſich verlaſſen könne. Der lebhaft geſprächige Erzähler hob aus all den traurigen Vorgängen in Verſailles keinen andren mit ſolcher Theilnahme hervor, als den Tod des Miniſter Bertrand. Man konnte deutlich bemerken, daß die angeblichen Thatſachen, welche er mit einigen Ausſchmückungen ſeinen Zuhörern zum Beſten gab, aus Heberts erdichtetem Bericht entlehnt waren. Dem guten jungen Menſchen ergieng es hierbei wie dem Schauſpieler im Hamlet, als er vor dem Prinzen die traurige Mähr von des Pyrrhus Grauſamkeit und der Königin Hekuba Jammer declamirte, er wurde von ſeiner eigenen Erzählung aufs Tiefſte gerührt. Hierbei ergoß er ſich in die freigebigſten und prunkvollſten Lobeserhebungen des Helden ſeiner Geſchichte, dieſes trefflichen Miniſters Bertrand de Moleville, deſſen Tod von allen Gutgeſinnten, vornämlich aber von ihm, von ſeiner Familie und ſeinen näheren Bekannten aufs Schmerzlichſte beklagt werde.

Bertrand, welcher den Anfang des Geſpräches weniger beachtet und zum Theil nur wie halb im Traum gehört hatte, war, als er ſeinen Namen ſo oft nennen hörte, aufmerkſam geworden und hatte Wort für Wort die „unzweifelhafte Geſchichte ſeiner Hinrichtung“ ſo wie das Urtheil ſeines jungen Landsmannes über ihn und ſein Wirken vernommen. Er konnte ſich dabei des Lächelns nicht enthalten; ſein Lobredner bemerkte dies und fragte ihn ganz empfindlich: „Wie, mein Herr, Sie lachen? habe ich nach Ihrer Meinung etwa zu viel geſagt?“ — „Allerdings, mein Herr, ich geſtehe Ihnen offen, daß ich Ihre Lobeserhebungen des Miniſter Bertrand für übertrieben halte. Ich kenne denſelben genauer als vielleicht Sie ihn kennen.“ — „Seine Geſichtszüge, ſeine Geſtalt,“ erwiederte der Erzähler mit einiger Heftigkeit, „mögen Sie vielleicht beſſer kennen als ich, der ich ihn niemals im Leben ſahe, nicht aber ſeinen Geiſt und ſein Wirken, ſonſt würde Ihnen das gerechte Lob, das ich dem Manne ertheilte, nicht lächerlich vorkommen.“ — „Sie nehmen dies zu genau, mein Herr,“ ſagte der Miniſter, „ich gebe Ihnen gern zu, daß wenn alle unſre Landsleute von ſolcher Geſinnung geweſen wären, und ſich ſo benommen hätten wie Bertrand, es zu keiner Revolution gekommen wäre. Aber dieſe hatte eigentlich ſchon begonnen als Bertrand Miniſter wurde.“ — „Und hat der Mann nicht auch da noch, als er unter ſo mißlichen Umſtänden das Staatsruder ergriff, Alles zur Unterdrückung des furchtbaren Aufruhrs gethan, was in ſeinen Kräften ſtund? Müſſen wir ihn in ſeinem Kampfe mit den mächtigen Partheien, vor allem mit der Rotte der Jacobiner, wo er ganz ohne Hülfe, allein daſtund, nicht im höchſten Grade bewundernswürdig finden?“ — „Vielleicht,“ ſo ſagte Bertrand ganz kalt, „wäre es beſſer geweſen, er hätte we-

niger gethan als er wirklich gethan hat.“ — „Das iſt,“ ſo antwortete der Andre, „leicht geſagt, aber ich bin andrer Meinung als Sie, und ich wollte meinen Kopf wetten, unter hundert Franzoſen würden Sie nicht zwei finden, die Ihrer Anſicht beiſtimmten, es müßten denn Leute von der Jacobinerparthei ſeyn.“ — „Meinen Sie etwa gar, ich ſey einer von dieſer Parthei?“ — „Aufrichtig geſagt, ich finde das nicht unwahrſcheinlich.“ — „Sie würden dies,“ erwiederte der Miniſter, „anders finden, wenn Se wüßten wer ich bin. Ich will Ihnen nur das Eine ſagen, daß Herr Bertrand keinen näheren Freund als mich auf Erden haben kann, keinen dem ſeine Ehre mehr am Herzen liegt als mir, keinen der an allen ſeinen bisherigen Schickſalen innigeren Antheil nahm als ich dies that.“ „Das ſollte mich,“ ſprach der junge Erzähler, „doch ſehr wundern. Wenigſtens müßte Ihnen der Tod ihres nächſten Freundes ſehr wenig zu Herzen gegangen ſeyn, da Sie vorhin über meinen Bericht von demſelben ſogar, als über etwas höchſt Komiſches lachen konnten, — — und wie? ſogar jetzt ſeh ich Sie wieder lächeln?“ „Nun aus dieſem meinem Benehmen,“ ſagte Bertrand, „ſollten Sie doch wohl haben ſchließen können, daß ich an den Tod des Miniſters nicht glaube?“ — „Nicht daran glauben?“ ſprach der Andere, „ſind Sie denn nicht in Paris geweſen?“ — „Ich war dort bis zum 12. dieſes Monats.“ — „Und Sie ſollten den allverbreiteten, genauen Bericht über die Ermordung aller von dem oberſten Gerichtshof von Orleans Angeklagten zu Verſailles, namentlich über die des Miniſter Bertrand nicht geſehen und geleſen haben?“ — „Ich habe dieſen Bericht nicht bloß geleſen, ſondern auf den Straßen ausrufen hören, ja noch mehr, ich führe ein gedrucktes Exemplar deſſelben hier in meiner Taſche bei mir, und dennoch zweiſle ich an der

Wahrheit der Nachricht von Bertrands Tod.“ — „Ich aber,“ rief der Erzähler mit Heftigkeit, „meine nicht bloß, ſondern weiß es gewiß, daß dieſe Nachricht wahr iſt. Einer meiner Freunde hat mit eignen Augen zu Verſailles die Hinrichtung des Staatsminiſters mit angeſehen.“ — „Ich muß,“ ſprach Bertrand, „dann doch die Bemerkung machen, daß wenn Ihr Freund dies geſehen zu haben glaubte, ſeine Augen etwas kurzſichtig oder ſonſt mangelhaft ſeyn müſſen.“ — „In der That,“ ſo ſprach der Erzähler, „jetzt wird mir die Sache zu arg. Wenn Ihre Behauptung, mein Herr, ein Scherz ſeyn ſoll, dann geſtehe ich, daß mir derſelbe höchſt unpaſſend und unziemlich erſcheint.“ Mit dieſen Worten wendete ſich der junge Mann ganz entrüſtet von dem Miniſter hinweg. „Es thut mir leid,“ ſagte dieſer, „wenn Sie durch meine Worte ſich verletzt fühlten. Meine Abſicht war keine andre als Sie, weil Sie ein ſo wohlmeinendes Intereſſe an Bertrands Schickſal nehmen, von der Ihnen gewiß höchſt angenehmen Wahrheit zu überzeugen, daß derſelbe nicht todt iſt, ſondern lebt.“ — „Und meinen Sie denn,“ ſprach der Andre, etwas beruhigter, „daß Ihre Worte da mich von dem was Sie behaupten, überzeugen können? Wie gern möchte ich einer ſolchen guten Botſchaft glauben, wenn ich einen haltbaren Grund dafür ſähe. Ich verſichre Ihnen, obgleich ich keinesweges ſehr reich bin, würde ich doch auf der Stelle 500 Louisdor um die Gewißheit geben, daß Miniſter Bertrand noch am Leben ſey.“ — „Sie verdienen es,“ ſagte der Miniſter, „daß man Ihnen dieſe Gewißheit um einen geringern Preis, oder vielmehr ganz umſonſt verſchaffe. Indem ich Ihnen deshalb im Namen des von Ihnen ſo wohlmeinend gerühmten Bertrand für die warme Theilnahme an ſeinem Wirken und ſeinen Schickſalen den herzlichſten Dank ſage, verſichre ich

Ihnen zugleich, daß derſelbe bei vollkommenem Wohlſeyn auf einer Reiſe nach England und zwar hier in dieſem Paquetboot ſich befinde, ja, daß es derſelbe iſt, der ſo eben die Ehre hat mit Ihnen zu ſprechen.“

Herr Gaſté bezeugte daſſelbe, was der Miniſter ſagte. Der junge Mann, nachdem er dieſen aufs Herzlichſte um Vergebung wegen ſeines auffahrenden Benehmens gebeten, überließ ſich ungehemmt den Aeußerungen ſeiner Freude über dieſes unerwartete, hoch erfreuliche Zuſammentreffen. Nach ſeiner großen Lebhaftigkeit mußte er, ſo wie er mit Bertrand ſprach, bald lachen, bald weinen, und fragte nur immer von neuem, wie doch das möglich geweſen ſey, daß der ſo wüthend Verfolgte allen Nachforſchungen ſeiner Feinde habe entgehen und unbemerkt aus der Hauptſtadt entkommen können? Herr Bertrand befriedigte gern die Neugier ſeines jungen Freundes; er erzählte dieſem mit großer Ausführlichkeit die Geſchichte ſeiner Verbergung und Errettung vom 10. Auguſt an bis auf die gegenwärtige Stunde. Der wackre Mann hörte dieſes mit der höchſten Theilnahme und Verwunderung an, und trug dann dem Miniſter aufs Wärmſte ſeine Dienſte in dem fremden Lande an, dahin er jetzt gehe, indem er mit allen Verhältniſſen in London und der Sprache ſo mächtig ſey als ein geborner Engländer, weil er ſchon ſeit ſeiner Kindheit in England gewohnt und gelebt habe. Bertrand nahm dieſes Anerbieten ſehr gern an, und fand ſpäter alle Urſache das Zuſammentreffen mit dieſem jungen Freunde auf dem Paquetboot als ein ſehr glückliches Ereigniß zu betrachten, durch welches ihm ſein Eintritt in die neuen Lebensverhältniſſe ganz ungemein erleichtert wurde.

Während der geweſene Staatsminiſter von Frankreich mit einem jungen Kaufmann, den ein wohlthätiges Ge-

ſchick ihm zugeführt hatte, dort auf dem Paquetboot ein Freundſchaftsbündniß ſchloß, welches für beide ein inniges und ausdauerndes war, hatte zwar der Himmel ſich noch ſtärker umwölkt als vorher, zugleich aber ſtatt des zu fürchtenden Sturmes ein friſcher Wind aus Nordoſt ſich erhoben, welcher die Weiterfahrt nach der engliſchen Küſte hin in hohem Maaße begünſtigte. Als die untergehende Sonne noch einmal durch die Wolken brach, da beleuchtete ſie ganze Geſchwader von größeren und kleineren Schiffen, welche unter engliſcher Flagge ſegelten; es waren die Fittiche von Britannias ſtolzer Macht, unter denen jeder aus Frankreich Flüchtende vollkommenen Schutz und Sicherheit fand. Hätte doch, ſo mochte Bertrand denken, in dieſem Augenblick die Familie ſeines Königes, hätten ſeine eigne Gemahlin ſammt ihrem alten Vater und ſeine beiden Brüder mit ihm zugleich hier in dieſem Paquetboot ſitzen und die Luft von Englands freiem Himmel athmen können, ſie würden da zwiſchen den bretternen Wänden der Kajüte und auf dem nach Schiffstheer duftenden Verdeck einen Frieden empfunden haben, den kein Palaſt der franzöſiſchen Hauptſtadt, keines ſeiner von Wohlgeruch erfüllten Zimmer in jenem Augenblick ihnen gewähren konnte.

Erſt am Abend gegen neun Uhr landete das Fahrzeug in Dover. Zum erſten Mal ſeit mehreren Monaten ſchlief Bertrand hier einen vollkommen ruhigen Schlaf. Am andern Tag ſetzte er ſeine Reiſe nach London fort. In allen jenen geſelligen Kreiſen, welche mit den Tagesgeſchichten des bedauernswürdigen Frankreichs näher bekannt und vertraut waren, erregte ſeine Ankunft ein Staunen, wie das Erſcheinen eines vom Tode Erſtandenen. Engliſche Blätter hatten aus Heberts Bericht über die Executionen in Verſailles die Nachricht von Bertrands Ende unter Mörderhanden

als eine wahre aufgenommen, und im ganzen Lande verbreitet. In wenig Stunden hatte ſich die Kunde von der glücklichen Ankunft des geweſenen Staatsminiſters unter allen damals in London verweilenden franzöſiſchen Flüchtlingen des hohen Adels verbreitet; er ſahe ſich bald von einer Schaar der von Herzen ihm Glück wünſchenden Freunde umringt. Am darauf folgenden Tage waren mehrere dieſer vornehmen Emigranten bei Hofe erſchienen; als der König (Georg III.) von dieſen Bertrands glückliche Rettung aus Frankreich und ſeine Ankunft in London erfuhr, äußerte er ſeine Freude darüber, und ſprach unter manchen Worten einer wohlwollenden Anerkennung von Bertrands Verdienſten um Frankreichs Königshaus und leider durch keine Menſchenkraft mehr zu haltende innre Ordnung, den Wunſch aus, den Mann bei ſich zu ſehen. Bertrand konnte dieſer königlichen Einladung nicht folgen, denn er war faſt wie er ging und ſtund aus Frankreich entflohen; an Kleidungen und Wäſche ſo wie an andern zur Nothdurft des guten Anſtandes gehörigen Dingen litt er einen ſehr fühlbaren Mangel, bis mit einer ſpätern Schiffsgelegenheit die Sendung ſeiner Effecten ihm nachkam.

12) Das friedliche Wohnen unter dem Schutze des Geſetzes und der Ordnung.

Er war gerade in jener Zeit nach London gekommen, in welcher das Parlament eröffnet wurde. An dem Tage da dieſes geſchah, ſtund er mit mehreren Freunden an den Fenſtern eines Hauſes, deſſen Fronte nach der Hauptſtraße herausging, durch welche der König auf ſeinem Wege nach der Weſtminſterkirche in Begleitung ſeines glänzenden Hofſtaates hindurchfahren mußte. Kaum ließ der Wagen des Königes ſich von ferne ſehen, da hörte man auch zugleich

das laute Hurrahrufen, welches ohne Aufhören aus Tauſenden von Kehlen ertönte, und aus allen Gegenden wo der Wagen erſchien ſich vernehmen ließ. Bertrand, der Sprache und Sitte des Landes unkundig, fragte einen Engländer, der neben ihm am Fenſter ſtund, nach der Bedeutung des Rufes und dieſer antwortete: „Er iſt gleichbedeutend mit dem vive le roi, mit jenem Lebehoch, das man vormals auch in Frankreich dem Könige zugerufen hat.“ Es lag in dieſer Antwort, durchaus ohne Schuld deſſen der ſie gab, für Bertrand etwas tief Ergreifendes. In ſchmerzlicher Weiſe überwältigte ihn die Erinnerung an den vormaligen und jetzigen Zuſtand ſeines Vaterlandes, der Gedanke an ſeinen unglücklichen König, den ſein eignes, ſchuldbelaſtetes Volk wie einen Feind und Verbrecher gefangen hielt, während hier in England ein treues Volk nicht ſatt werden konnte ſeinem glücklichen Könige die ehrfurchtsvolle Liebe zu bezeugen, die es zu ihm im Herzen trug. Er konnte ſich nicht mehr halten; er mußte vom Fenſter hinweggehen, um ſeinen Thränen freien Lauf zu laſſen. „Mein armer, theurer König,“ ſo dachte er, „deſſen unſchuldiges Herz für das, was deine Väter und Vorfahren verſchuldet haben, zu Gerichte gezogen wird, deſſen weiches, kindlich frommes Herz alle Bitterkeiten, alle Kränkungen erdulden muß, welche die Bosheit und der blinde Undank der Menſchen erfinden konnten, und du mein unglückliches Volk, das als Werkzeug der Zorngerichte Gottes einem eigenen Verderben entgegengeht, wie ſtehet ihr alle neben dieſem geiſtig noch geſünderen, in dem Boden des Geſetzes und der Ordnung feſt wurzelnden Nachbarvolke da!“

Der laute Jubel, der um ihn her ertönte, der Anblick eines Volkes, deſſen täglich wachſende Macht damals noch in ſeinem Feſthalten an dem lag, das wahr und ſicher, gut

und vernünftig iſt, hatte in Bertrands Seele nicht Gefühle einer freudigen Theilnahme, ſondern nur ſchmerzliche Sorgen um die nahe Zukunft ſeines eignen Volkes geweckt, das auf ganz entgegengeſetztem Wege, durch Ströme des unſchuldig vergoßnen Blutes, einem lang anhaltenden Elend entgegengieng. Er zog ſich in ſein Zimmer zurück, und überließ ſich da ungeſtört jenen trüben Ahnungen, welche nur zu bald in Erfüllung giengen. Denn nur noch drei Monate, und das Blut von Frankreichs Könige, nur zwölf Monate und das Blut ſeiner Königin floß nahe bei jenen Tuilerien am Boden, in denen, wenig Menſchenalter vorher, Europa's prunkendſter Thron geſtanden, welcher durch alle Reize der Augenluſt und der Freuden der Welt ein verführeriſch anlockendes Vorbild der Mächtigen und Großen vieler Völker geweſen. Bald hatte Frankreich keine Kirchen, keinen Gottesdienſt mehr, bald wurde alles geiſtig Höhere und Edlere in den Staub getreten, und ſo weit als möglich ausgerottet, und wäre nicht Einhalt geſchehen, ein durch ſeine Anlagen und Kräfte ſo bedeutungsvolles Volk wäre zum dumpfen Zuſtand der mordluſtigen, ſich ſelber aufreibenden Fetiſchanbeter und Kannibalen herabgeſunken. Denn welcher weſentliche Unterſchied fand ſich noch, zwiſchen der Henkerherrſchaft eines Robespierre, Marat, Hebert und der andren Helden einer Republik des neueren Tages, die nichts andres war, als ein verweſender Rumpf ohne Haupt und ohne Seele, und zwiſchen dem Schalten und Walten eines Negerköniges, welcher, weil er ein freier Mann, durch kein Geſetz gehalten und gebunden iſt, je nachdem ihm der Einfall kommt, dieſem und jenem ſeiner Unterthanen oder Sklaven den Kopf abſchlagen läßt, um mit den an Pfähle geſteckten Schädeln die Zinnen ſeiner Herrſcherburg zu zieren? Allenfalls darin mag der Unter-

ſchied liegen, daß in einem ſolchen Negerreich nur einer, in einer Republik, die nach Robespierreſchem Styl ohne Gott, und ohne gerechtes Geſetz ſich auferbaut hat, Viele, ja Alle zu fürchten ſind, weil, wenn ihm die Gelegenheit dazu kommt, jeder der von Gott und vom Geſetz losgebundenen Freiheitsſchwindler das an ſeinen Brüdern thun wird, was der Tſchaka an den ſeinen that.

Aber noch war, in den Zeiten von denen wir hier zunächſt ſprachen, der Damm, auf ewig feſtem Grunde ruhend, nicht ſo weit hinweggeriſſen, daß die Fluth der Alles verderbenden Gräuel in ungemeſſener Weite ſich verbreiten konnte. Die Geſchichte hat nur wenige der beiläufig zur Kunde gekommenen Rettungen aus den Todesgefahren der franzöſiſchen Revolution für die nachlebenden Geſchlechter aufbehalten; der Verderber iſt aber damals an Hunderttauſenden der Häuſer und Hütten der Bewohner Frankreichs vorübergegangen, ohne ſich an ihnen zu vergreifen; in äußerlich verjüngter Kraft ging ein neues Geſchlecht aus dem blutgetränkten Boden hervor. Eine neue Friſt, zur beſſeren Beſinnung, zur kräftigeren Rüſtung auf beiden Seiten ward von jener Zeit an nicht nur einem, ſondern allen chriſtlichen Völkern von Europa gegeben; das unbeachtete Unkraut mit dem Weizen zugleich iſt der Sichel der Schnitter entgegengereift. Frankreich, wie ein in Flammen aufgehendes Haus ſtund und ſtehet vor Aller Augen als warnendes Feuerzeichen am Horizont. Im Gebiet der pſychiſchen Heilkunde iſt öfters von einer Form des Wahnſinnes, der Pyromanie die Rede; von einem unbändig wildem Drange das Auge durch ein Anzünden von Scheuren und Häuſern zu beluſtigen, während ein andres Geſindel der Mordbrenner mitten in den Schreckniſſen der Feuersbrunſt ungehemmt ſeine Luſt ſtillt. In welchem Gilead

wächſet das Heilmittel, das jene Tollwuth zu heben vermag!

Doch mit dem üppig wuchernden Unkraut des Ackers, das während die Leute ſchliefen ausgeſäet worden, ſind, wenn auch verſteckt unter dem Unkraut, die vollwichtigen Aehren gereift; es iſt eine Hand da, welche dieſe retten und ſammlen und ihre Körner zur reichgeſegneten Ausſaat in das von der Aſche des großen Brandes gedüngte Feld benutzen wird!

II.

Die Rettung des Staartſchen Prinzen Carl Eduard durch die Treue der ſchottiſchen Hochländer.

Die in den vorhergehenden Blättern beſchriebene Rettungsgeſchichte des Bertrand de Moleville führte uns in die Mitte einer meineidigen, vatermörderiſchen Rotte, welche alle beſſern, menſchlichen Gefühle verläugnend an den Qualen und an dem Jammer ſeines edlen liebevollen Königes und der Familie deſſelben ſich weidete, Schmach nach Schmach auf dieſe häufte, bis ſie zuletzt den rechtmäßigen, einheimiſchen Herrſcher und ſeine Gemahlin auf dem Blutgerüſt hinſchlachtete. In dieſer Rotte war weder Treu noch Glauben; Hunderttauſende eines äußerlich hoch und fein gebildeten Volkes hatten ſich vom Glauben an einen Gott, von allen Geboten des Geſetzes, der Zucht und Wohlanſtändigkeit losgeſagt, ſie wütheten gegen Alles, was durch irgend eine edlere geiſtige Kraft und Weihe über den Kreis der niederſten menſchlichen Thorheit ſich erhob. Die hier nachſtehende Rettungsgeſchichte führt uns dagegen in die Mitte eines Volkes, das zwar an Glanz der äußren Bildung weit hinter den franzöſiſchen Republikanern zurückſtund, welche als Sklaven der Sünde und all ihrer Gräuel

der unbeſchränkten Freiheit ſich rühmten, das aber mit der ganzen Kraft eines freien Willens an dem alten Königshauſe ſeines Landes feſthielt und für den letzten Sprößling dieſes Hauſes mit einer Treue kämpfte, welche Gut und Blut freudig dahin gab. Was wir hier mittheilen, iſt aus James Boswells Reiſejournal entnommen und gründet ſich auf die mündliche Erzählung einer heldenmüthigen Frau, in deren gaſtfreiem Hauſe Boswell und ſein berühmter Freund, der alte, hochgelehrte Meiſter in der Kunſt des lateiniſchen Versbaues, Samuel Johnſon, auf ihrer Reiſe durch die Hebriden einige Tage verweilten*).

Es war gegen die Mitte Septembers 1773 als die beiden Freunde, auf der Inſel Skye, unter das Obdach des ehrenhaften Ritters von Kingsburgh, des Herrn Macdonald eintraten. Des Dr. Johnſon berühmter Name, ſo wie ſeine Schriften ſtunden unter den gebildeteren Bewohnern der Hebriden in eben ſo hohem Anſehen als in allen damaligen gebildeteren Kreiſen von England und Schottland. Der Beſuch eines ſolchen Mannes auf ihrer kleinen Inſel, in ihrem einſamen Schloſſe, in dem man ſo ſelten Fremde ſahe, war dem edlen Ritter und ſeiner Gemahlin ein ſo außerordentliches, erfreuliches Ereigniß, als ob der größeſte König der Chriſtenheit zu ihnen gekommen wäre. Die beiden Gäſte befanden ſich hier in demſelben Hauſe, das 27 Jahre vorher dem Prinzen Carl Eduard, dem Enkel Jacobs II. als Zufluchtsſtätte gedient hatte, nachdem derſelbe am 16. April 1746, mit der entſcheidenden Schlacht bei Culloden auch die letzte Ausſicht auf den Thron von Schottland und

*) The Journal of a tour to the Hebrides, with Samuel Johnson LL. D. by James Boswell Esqu. London 1785.

England verloren hatte. Die Frau des Hauſes, Miſtreß Macdonald, eine muntre, liebenswürdige Dame von mittleren Jahren, und vieler Geiſtesbildung, erwies den beiden Gäſten eine Ehre, welche wohl kaum noch einem andren beſuchenden Fremden widerfahren war; ſie ließ ſie beide in demſelben Zimmer, und den alten Dr. Johnſon ſogar in demſelben Bette ſchlafen, in welchem der von den ſchottiſchen Hochländern ſo treulich geſchützte und vertheidigte Prinz übernachtet hatte.

Der Doctor, etwas angegriffen von den Reiſebeſchwerden der letzten Tage, bei großentheils üblem Wetter, gieng zeitig zur Ruhe; er wachte am andren Morgen in der heiterſten Stimmung auf und ſagte, er möchte um keinen Preis das Vergnügen hingeben, welches ihm das Ausruhen in demſelben Bette gewährt habe, darin ein von tauſend Spähern verfolgter, in beſtändiger Todesgefahr ſchwebender Stuart der lang entbehrten Ruhe genoſſen hatte. Man dachte mit Lebhaftigkeit an die für Englands neuere Geſchichte ſo merkwürdige Zeit, da das Schickſal ſeines jetzigen Regentenhauſes nur wie an einem Faden hieng. Denn welche Folgen hätte das haben können, wenn damals, wo der Kampf der Partheien im Parlamente in ſo drohender Weiſe ſich entflammt hatte und wo Frankreichs und Spaniens Mächte gegen Großbritannien in kriegeriſchem Bunde waren, Prinz Carl Eduard mit jener großen Landmacht, welche unter dem Marſchall von Sachſen ſtund, an Englands Küſte gelandet, wenn nicht ein gewaltiger Sturm und das Herbeikommen einer engliſchen Flotte das Unternehmen verhindert hätte. Welche moraliſche Macht noch immer in dem Namen und altköniglichen Anſehen der Stuarts liege, das zeigte ſich bald nachher, als am 27. Juni 1745 der Prinz bei Moydard, an der Weſtküſte von Schottland

das vormalige Reich ſeiner Väter betrat. Er war dies=mal nicht mit einem Kriegsgeſchwader, ſondern nur mit einem einzelnem nicht ſehr bedeutendem Schiffe gekommen, hatte keine Landmacht, ſondern nur etliche treue Freunde bei ſich, und dennoch ſahe er ſich ſchon wenig Tage nachher an der Spitze einer tapfren Schaar, welche mit jeder Stunde anwuchs, und nach etlichen Wochen zu einem Heere ward, mit welchem er Perth und kurz darauf Edinburg einnahm. Den Kern dieſes Heeres bildeten die Häupter der ſchot=tiſchen Hochländer mit ihren Stämmen, welche, obgleich ſie ohne Reiterei und Geſchütz waren, bloß mit der Kraft ihrer tapfren Arme und mit ihren guten ſchottiſchen Schwer=tern den engliſchen Heerhaufen ſchlugen, der am 20. Sept. 1745 bei Preſton Pans ſich ihnen entgegenſetzte. Dieſer erſte Sieg ſchien dem Fortgang des Stuartſchen Unterneh=mens den glänzendſten Erfolg zu verſprechen. Die Parthei der Unzufriedenen mit dem Regentenſtamm aus dem Han=növerſchen Hauſe, war nicht gering, der König Georg II. ſelber befand ſich gerade damals, wo der Prinz nach Schott=land kam, in Deutſchland, der größeſte Theil des engli=ſchen Heeres unter dem Herzog von Cumberland in den Niederlanden. Kaum erſcholl die Kunde von dem Siege des Stuartſchen Heeres bei Preſton Pans im Lande, da kamen dem Prinzen von allen Seiten Unterſtützungen an Geld und Kriegsgeräthe ſo wie Verbündete zu, er konnte ungehemmt in England bis Derby, nicht fern mehr von London vordringen, und von dort die Hauptſtadt in Schrecken ſetzen. Aber bald wurde, durch mehrere unzei=tige und unpaſſende Aeußerungen und Handlungen des Prinzen das nationale Mißtrauen der Engländer, gegen das Haus Stuart aufgeregt; ſein Anhang, und mit ihm zugleich alle bisherige Unterſtützungen ſeines Unternehmens,

ſo weit ſie von Engländern ausgegangen, verloren ſich; der Herzog von Cumberland mit engliſchen und heſſiſchen Völkern war wieder ins Land gekommen, Carl Eduard mußte mit ſeinen treuen Hochländern, in deren Kleidung, als einer der Ihrigen er ſelber zu Fuße einherzog, nach Schottland entweichen. Hier hatte er noch einmal, durch die unerhörte Tapferkeit der Seinen bei Falkirk einen Sieg errungen, aber gegen die an Zahl und Geſchütz unverhältnißmäßig weit überlegene Macht der engliſchen Armee konnten weder die tapfren Arme noch die guten Streitſchwerter der Bergſchotten jene blutige Niederlage verhüten, welche die Auflöſung des Reſtes der Stuartſchen Streiter und die Flucht des Prinzen zur Folge hatte, auf deſſen Kopf die Sieger einen Preis von 30,000 Pf. St. (360,000 fl.) geſetzt hatten.

Wenn auch Dr. Johnſon und ſein Reiſegefährte Boswell über die Bedeutung des damaligen Ausganges des Kampfes für die Geſchichte von England und Schottland andrer Meinung waren, als die Gaſtfreunde, in deren Hauſe ſie ſich jetzt befanden, ſo konnten ſie doch nicht anders, als die treue Geſinnung und aufopfernde Liebe der edlen Hochländer gegen ihr altes Königshaus mit herzlicher Achtung anerkennen. Es war für beide ein ganz beſondrer Genuß, unter Menſchen von ſolch hochſinniger Art, unter den alten Mitkämpfern und Schützern des letzten Stuart ſich zu befinden.

Man begab ſich zum Frühſtück, und der Doctor brachte das Geſpräch auf die Zeiten, deren Erinnerungen durch das Haus, darin er ſich befand, und durch das Nachtlager, das man ihm darin angewieſen hatte, ſo lebhaft in ihm erwacht waren. „Prinz Carl Eduard,“ ſo fragte er die Dame des Hauſes, „war einſt hier, und

man erzählt ſich in England, daß eine heldenmüthige Hochländerin, Miß Flora Macdonald als ſeine Retterin und Schützerin ihn auf der Flucht nach den Hebriden begleitet habe; war vielleicht jene junge Dame, wie der Name vermuthen läſſet, mit ihrem Hauſe verwandt?" Die Miſtreß lächelte, und ohne allen Anſtand gab ſie ſich ſelber als jene Miß Flora, als Begleiterin des fliehenden Prinzen auf dem Wege ſeiner größeſten Gefahren zu erkennen. Der Doctor fragte weiter, und die Dame ließ ſich gern bereit finden, ihm die näheren Umſtände jener Rettungsgeſchichte zu erzählen, welche dann der oben genannte Verfaſſer des hier vor uns liegenden Reiſejournales: Boswell, durch weitre Erkundigungen von andren Seiten her noch ergänzte.

Prinz Carl Eduard, ſo erzählte die Heldin der Rettungsgeſchichte, die geweſene Miß Flora, wurde nach der für ihn unglücklichen Schlacht bei Culloden von ſeinen Treuen nach dem ſogenannten Long=Island geleitet, wo er ſich einige Zeit verborgen hielt. Bald aber erhielten die Feinde Kunde von ſeinem Aufenthalt, ganze Schaaren von Soldaten rückten in die Gegend ein, durchſpäheten jeden Winkel, ſuchten jeden Ausgang zu verſperren, es war durchaus nöthig, daß der Prinz ſich eilig davon machte. Da erbot ſich die Tochter eines der hochſchottiſchen Häuptlinge, welche im Kampf für die Stuarts ſich beſonders hervorgethan, ſie wollte, was kein Mann wagen konnte, den Prinzen des Königshauſes, für welches auch ſie von patriotiſchem Eifer entflammt war, in einem Boote nach der Inſel Skye hinüberführen, und auf dieſe Weiſe ihn retten. Die heldenmüthige Jungfrau, welche dieſes Wagſtück unternahm, war keine andre, als Miß Flora Macdonald. Der Prinz zog die Kleider einer Bauerndirne an, denn er mußte

jetzt die Rolle der Magd des Fräuleins spielen, die Rolle der Betty Bourke, einer Irländerin. Die beiden ſetzten ſich in ein offnes Boot und ſtießen damit vom Lande, und obgleich die Engländer von der Küſte aus mehrere Kanonenkugeln ihnen nachſendeten, um ſie durch Furcht und Schreck zur Umkehr zu zwingen, ruderte dennoch das Fräulein ſo kräftig und muthig vorwärts, daß ſie ihren hohen Schützling wohlbehalten zu dem felſigen Ufer der nahe an der Küſte des Feſtlandes gelegnen Inſel Skye brachte. Sie landete bei Mugſtot, dem Wohnſitz des Sir Alexander Macdonald. Dieſer Herr war ſchon vor dem Beginn all der letzten Ereigniſſe bei dem Heer des Herzogs von Cumberland geweſen, und hatte ſeinem Eid und ſeiner Verpflichtung als Offizier getreu ſich von der Sache ſeines Feldherrn nicht trennen können, er befand ſich in jenem Augenblick mit dieſem im Fort Auguſtus und nur ſeine Gemahlin war zu Hauſe. Als die beiden das Boot verließen, da verbarg ſich Prinz Carl auf einem Hügel in der Nähe des Schloſſes, während Miß Flora zur Lady Margaret hineingieng, um dieſer zu ſagen, welchen Gaſt ſie ihr zuführen wolle. Die Lady ſahe wohl ein, daß Mugſtot, der allgemeine, gewöhnliche Landungsplatz an Skye und in dieſem Augenblick von einer engliſchen Wache beſetzt, kein paſſender und ſichrer Bergungsort für den hohen Flüchtling ſeyn könne, ſie entwarf deshalb einen neuen Plan, nach welchem der Prinz zu einigen andern bereits auf der Inſel verſteckten Flüchtlingen aus der Schaar der hochſchottiſchen Häuptlinge gebracht werden ſollte, unter denen ſich auch der alte, tapfre Raſay befand. Eine Botſchaft gieng ſchnell an den alten Herrn von Kingsburgh, dieſer wurde beauftragt dem Prinzen auf dem Hügel, wo derſelbe verborgen war, Nachricht und zugleich einige Er=

friſchungen zu bringen. Als der Prinz den ihm unbekannten Mann ſich nahen ſahe, erhob er ſich von ſeinem Sitz und ſchwang ſeinen knotigen Stock in der Hand, wie es ſchien, bereit den Fremden niederzuſchmettern. Dieſer aber blieb in einiger Entfernung ſtehen, und rief: „Ich bin der Macdonald von Kingsburgh und gekommen, um Eurer Hoheit zu dienen.“ Der Flüchtling antwortete: „Nun das iſt gut,“ und war ſogleich mit dem Plane ſeiner Freunde einverſtanden.

Während dieſes geſchahe, ſaß Miß Flora mit der Lady Margaret bei Tafel, und mit beiden zugleich ſpeiſte ein Offizier von der Armee, der mit einer Kompagnie Soldaten hier in Mugſtot einquartirt lag, um für den Fall, daß etwa der Prinz ſich auf die Inſel Skye flüchten wolle, dieſen Landungsplatz an derſelben aufs Schärfſte zu überwachen. In ſpäteren Jahren pflegte die Miß oder nachmalige Miſtreß Macdonald öfters mit dem Gentleman, der damals als geſtrenger Offizier die Wache hätte, darüber zu ſcherzen, daß ſie ſeine Wachſamkeit ſo glücklich getäuſcht habe. Denn kaum war das Eſſen vorbei, da ſetzte ſie ſich vor den Augen der Soldaten und ihres Offiziers zu Pferde, während ihre angebliche, irländiſche Magd ſammt dem Herrn von Kingsburgh und einem Diener, der das Gepack trug, zu Fuß neben ihr her giengen. Auf dem Wege nach Kingsburgh mußten die Fußgänger durch mehrere kleine Bäche waden. Bei dem erſten derſelben nahm der Prinz, indem er vergaß, von welchem Geſchlecht er den Schein angenommen, ſeine Frauenkleider, um ſie nicht naß werden zu laſſen, etwas höher als gewöhnlich hinauf, ſo daß Kingsburgh ihn, um den Argwohn der Späher nicht aufzuregen, zur Vorſicht ermahnte; bei dem nächſten Bache wollte der Flüchtling ſein Verſehen wieder gut machen, und

ließ ſeine Kleider, ohne ſie zuſammen zu halten, ſo ins Waſſer ſchleppen, daß ſie ganz naß wurden. Ueberhaupt konnte keiner ungeſchickter dazu ſeyn, ein Frauenzimmer, ſey es auch nur eine plumpe iriſche Magd, vorzuſtellen, als dieſer Stuart mit ſeiner großen, ſtarken Figur und den langen Schritten, welche er machte. In der That hatten auch etliche Frauen, die der kleinen Geſellſchaft begegnet waren, daheim ausgeſagt: „ſie hätten unterwegs ein mächtig großes Weibsbild geſehen, das ihnen vorgekommen wäre wie ein verkleideter Mann, am Ende ſey das der Prinz geweſen, um deſſen Auffinden man ſich jetzt ſo große Mühe mache!" Aber dieſe Frauen gehörten zu dem treuen Volk der ſchottiſchen Hochländer, das einen Prinzen ſeines Königsſtammes um keinen Preis würde verrathen haben.

Zu Kingsburgh fand der Flüchtling eine überaus herzliche Aufnahme, er war beim Abendeſſen in heitrer Stimmung und trank dann noch mit ſeinem alten Wirth ein gutes Glas Wein. Da er ſeit langer Zeit gar nicht aus den Kleidern gekommen war, und ſo manche Nacht ſchlaflos hingebracht hatte, war ihm das Ausruhen in einem guten Bette zur ganz beſondren Erquickung und er ſchlief ohne aufzuwachen bis an den andern Nachmittag ein Uhr. Die Tochter des Hauſes, die nachmalige Miſtreß Corrichatachin, erzählte der Miß Flora, daß ſie am Vormittag in das Zimmer ihres Vaters gegangen ſey, welcher heute auch, vielleicht in Folge des geſtrigen guten Glaſes Wein ungewöhnlich lang zu Bette lag. Sie weckte dieſen auf und bat ihn, er möge doch machen, daß er ſobald als möglich mit ſeinem Gaſt aus dem Hauſe und weiter käme, denn ſie fürchte in jedem Augenblick die Ankunft einer herumſtreifenden Patrouille von Soldaten, welche den Prinzen und ihn, als ſeinen Hehler aufgreifen würden.

Der alte Herr aber, (der nachmalige Schwiegervater der Miß Flora,) antwortete ganz ruhig ſeiner Tochter: „Laßt mir den armen Mann nach ſeinen langen, großen Anſtrengungen in Frieden ſchlafen, und was mich betrifft, ſo kommt mir wenig darauf an, ob man mir mein altes graues Haupt um zehn oder elf Jahre früher nimmt, als es nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur ins Grab kommen müßte.“ Darauf wendete er ſich um, hüllte ſich wieder in ſeine Bettdecke und fiel ſogleich wieder in feſten Schlaf.

Endlich ließ denn auch am Nachmittag der Prinz in ſeinen iriſchen Mägdekleidern, an denen noch mancherlei zurecht zu rücken war, ſich wieder ſehen. Man erquickte ihn mit einem kräftigen Frühſtück; und da ſeine Schuhe in ſehr ſchlechtem Zuſtande waren, brachte ihm der alte Kingsburgh ein Paar neue, bat ſich aber die alten zum Andenken aus, und verſicherte dabei, daß er dieſelben treulich aufheben wolle, bis Seine Hoheit einmal im ſichren Sitz von St. James ſäßen, dann wolle er vor ihn hintreten, ihm die Schuhe zeigen und dabei ihn an den guten Abend und die Nacht zu Kingsburgh erinnern. Der Stuart lächelte und ſagte: „ſeyd ſo gut als euer Wort.“

Der alte Kingsburgh bewahrte die Schuhe treulich bis an ſein Ende; nach ſeinem Tode kaufte dieſelben ein Edelmann, der ein eifriger Anhänger der Stuarts war, den Erben um 20 Guineen ab. Seine Gemahlin, die alte Miſtreß Macdonald ließ, als der Prinz fort war, die Betttücher, auf und in denen derſelbe geſchlafen hatte, ſorgfältig zuſammenlegen, und befahl ihrer Tochter, daß ſie dieſelben nicht zur Wäſche geben, ſondern ſo wie ſie waren, ſie aufbehalten ſolle, damit man einſt, wenn ſie ſtürbe, ihren Leichnam darein wickeln und ſie mit ihr begraben könne.

II.

Die Rettung des Stuartſchen Prinzen Carl Eduard durch die Treue der ſchottiſchen Hochländer.

Die in den vorhergehenden Blättern beſchriebene Rettungsgeſchichte des Bertrand de Moleville führte uns in die Mitte einer meineidigen, vatermörderiſchen Rotte, welche alle beſſern, menſchlichen Gefühle verläugnend an den Qualen und an dem Jammer ſeines edlen liebevollen Königes und der Familie deſſelben ſich weidete, Schmach nach Schmach auf dieſe häufte, bis ſie zuletzt den rechtmäßigen, einheimiſchen Herrſcher und ſeine Gemahlin auf dem Blutgerüſt hinſchlachtete. In dieſer Rotte war weder Treu noch Glauben; Hunderttauſende eines äußerlich hoch und fein gebildeten Volkes hatten ſich vom Glauben an einen Gott, von allen Geboten des Geſetzes, der Zucht und Wohlanſtändigkeit losgeſagt, ſie wütheten gegen Alles, was durch irgend eine edlere geiſtige Kraft und Weihe über den Kreis der niederſten menſchlichen Thorheit ſich erhob. Die hier nachſtehende Rettungsgeſchichte führt uns dagegen in die Mitte eines Volkes, das zwar an Glanz der äußren Bildung weit hinter den franzöſiſchen Republikanern zurückſtund, welche als Sklaven der Sünde und all ihrer Gräuel

der unbeſchränkten Freiheit ſich rühmten, das aber mit der ganzen Kraft eines freien Willens an dem alten Königshauſe ſeines Landes feſthielt und für den letzten Sprößling dieſes Hauſes mit einer Treue kämpfte, welche Gut und Blut freudig dahin gab. Was wir hier mittheilen, iſt aus James Boswells Reiſejournal entnommen und gründet ſich auf die mündliche Erzählung einer heldenmüthigen Frau, in deren gaſtfreiem Hauſe Boswell und ſein berühmter Freund, der alte, hochgelehrte Meiſter in der Kunſt des lateiniſchen Versbaues, Samuel Johnſon, auf ihrer Reiſe durch die Hebriden einige Tage verweilten*).

Es war gegen die Mitte Septembers 1773 als die beiden Freunde, auf der Inſel Skye, unter das Obdach des ehrenhaften Ritters von Kingsburgh, des Herrn Macdonald eintraten. Des Dr. Johnſon berühmter Name, ſo wie ſeine Schriften ſtunden unter den gebildeteren Bewohnern der Hebriden in eben ſo hohem Anſehen als in allen damaligen gebildeteren Kreiſen von England und Schottland. Der Beſuch eines ſolchen Mannes auf ihrer kleinen Inſel, in ihrem einſamen Schloſſe, in dem man ſo ſelten Fremde ſahe, war dem edlen Ritter und ſeiner Gemahlin ein ſo außerordentliches, erfreuliches Ereigniß, als ob der größeſte König der Chriſtenheit zu ihnen gekommen wäre. Die beiden Gäſte befanden ſich hier in demſelben Hauſe, das 27 Jahre vorher dem Prinzen Carl Eduard, dem Enkel Jacobs II. als Zufluchtsſtätte gedient hatte, nachdem derſelbe am 16. April 1746, mit der entſcheidenden Schlacht bei Culloden auch die letzte Ausſicht auf den Thron von Schottland und

*) The Journal of a tour to the Hebrides, with Samuel Johnson LL. D. by James Boswell Esqu. London 1785.

England verloren hatte. Die Frau des Hauſes, Miſtreß Macdonald, eine muntre, liebenswürdige Dame von mittleren Jahren, und vieler Geiſtesbildung, erwies den beiden Gäſten eine Ehre, welche wohl kaum noch einem andren beſuchenden Fremden widerfahren war; ſie ließ ſie beide in demſelben Zimmer, und den alten Dr. Johnſon ſogar in demſelben Bette ſchlafen, in welchem der von den ſchottiſchen Hochländern ſo treulich geſchützte und vertheidigte Prinz übernachtet hatte.

Der Doctor, etwas angegriffen von den Reiſebeſchwerden der letzten Tage, bei großentheils üblem Wetter, gieng zeitig zur Ruhe; er wachte am andren Morgen in der heiterſten Stimmung auf und ſagte, er möchte um keinen Preis das Vergnügen hingeben, welches ihm das Ausruhen in demſelben Bette gewährt habe, darin ein von tauſend Spähern verfolgter, in beſtändiger Todesgefahr ſchwebender Stuart der lang entbehrten Ruhe genoſſen hatte. Man dachte mit Lebhaftigkeit an die für Englands neuere Geſchichte ſo merkwürdige Zeit, da das Schickſal ſeines jetzigen Regentenhauſes nur wie an einem Faden hieng. Denn welche Folgen hätte das haben können, wenn damals, wo der Kampf der Partheien im Parlamente in ſo drohender Weiſe ſich entflammt hatte und wo Frankreichs und Spaniens Mächte gegen Großbritannien in kriegeriſchem Bunde waren, Prinz Carl Eduard mit jener großen Landmacht, welche unter dem Marſchall von Sachſen ſtund, an Englands Küſte gelandet, wenn nicht ein gewaltiger Sturm und das Herbeikommen einer engliſchen Flotte das Unternehmen verhindert hätte. Welche moraliſche Macht noch immer in dem Namen und altköniglichen Anſehen der Stuarts liege, das zeigte ſich bald nachher, als am 27. Juni 1745 der Prinz bei Moydard, an der Weſtküſte von Schottland

das vormalige Reich ſeiner Väter betrat. Er war dies=mal nicht mit einem Kriegsgeſchwader, ſondern nur mit einem einzelnen nicht ſehr bedeutendem Schiffe gekommen, hatte keine Landmacht, ſondern nur etliche treue Freunde bei ſich, und dennoch ſahe er ſich ſchon wenig Tage nachher an der Spitze einer tapfren Schaar, welche mit jeder Stunde anwuchs, und nach etlichen Wochen zu einem Heere ward, mit welchem er Perth und kurz darauf Edinburg einnahm. Den Kern dieſes Heeres bildeten die Häupter der ſchot=tiſchen Hochländer mit ihren Stämmen, welche, obgleich ſie ohne Reiterei und Geſchütz waren, bloß mit der Kraft ihrer tapfren Arme und mit ihren guten ſchottiſchen Schwer=tern den engliſchen Heerhaufen ſchlugen, der am 20. Sept. 1745 bei Preſton Pans ſich ihnen entgegenſetzte. Dieſer erſte Sieg ſchien dem Fortgang des Stuartſchen Unterneh=mens den glänzendſten Erfolg zu verſprechen. Die Parthei der Unzufriedenen mit dem Regentenſtamm aus dem Han=növerſchen Hauſe, war nicht gering, der König Georg II. ſelber befand ſich gerade damals, wo der Prinz nach Schott=land kam, in Deutſchland, der größeſte Theil des engli=ſchen Heeres unter dem Herzog von Cumberland in den Niederlanden. Kaum erſcholl die Kunde von dem Siege des Stuartſchen Heeres bei Preſton Pans im Lande, da kamen dem Prinzen von allen Seiten Unterſtützungen an Geld und Kriegsgeräthe ſo wie Verbündete zu, er konnte ungehemmt in England bis Derby, nicht fern mehr von London vordringen, und von dort die Hauptſtadt in Schrecken ſetzen. Aber bald wurde, durch mehrere unzei=tige und unpaſſende Aeußerungen und Handlungen des Prinzen das nationale Mißtrauen der Engländer, gegen das Haus Stuart aufgeregt; ſein Anhang, und mit ihm zugleich alle bisherige Unterſtützungen ſeines Unternehmens,

ſo weit ſie von Engländern ausgegangen, verloren ſich; der Herzog von Cumberland mit engliſchen und heſſiſchen Völkern war wieder ins Land gekommen, Carl Eduard mußte mit ſeinen treuen Hochländern, in deren Kleidung, als einer der Ihrigen er ſelber zu Fuße einherzog, nach Schottland entweichen. Hier hatte er noch einmal, durch die unerhörte Tapferkeit der Seinen bei Falkirk einen Sieg errungen, aber gegen die an Zahl und Geſchütz unverhältnißmäßig weit überlegene Macht der engliſchen Armee konnten weder die tapfren Arme noch die guten Streitſchwerter der Bergſchotten jene blutige Niederlage verhüten, welche die Auflöſung des Reſtes der Stuartſchen Streiter und die Flucht des Prinzen zur Folge hatte, auf deſſen Kopf die Sieger einen Preis von 30,000 Pf. St. (360,000 fl.) geſetzt hatten.

Wenn auch Dr. Johnſon und ſein Reiſegefährte Boswell über die Bedeutung des damaligen Ausganges des Kampfes für die Geſchichte von England und Schottland andrer Meinung waren, als die Gaſtfreunde, in deren Hauſe ſie ſich jetzt befanden, ſo konnten ſie doch nicht anders, als die treue Geſinnung und aufopfernde Liebe der edlen Hochländer gegen ihr altes Königshaus mit herzlicher Achtung anerkennen. Es war für beide ein ganz beſondrer Genuß, unter Menſchen von ſolch hochſinniger Art, unter den alten Mitkämpfern und Schützern des letzten Stuart ſich zu befinden.

Man begab ſich zum Frühſtück, und der Doctor brachte das Geſpräch auf die Zeiten, deren Erinnerungen durch das Haus, darin er ſich befand, und durch das Nachtlager, das man ihm darin angewieſen hatte, ſo lebhaft in ihm erwacht wären. „Prinz Carl Eduard,“ ſo fragte er die Dame des Hauſes, „war einſt hier, und

man erzählt ſich in England, daß eine heldenmüthige Hochländerin, Miß Flora Macdonald als ſeine Retterin und Schützerin ihn auf der Flucht nach den Hebriden begleitet habe; war vielleicht jene junge Dame, wie der Name vermuthen läſſet, mit ihrem Hauſe verwandt?" Die Miſtreß lächelte, und ohne allen Anſtand gab ſie ſich ſelber als jene Miß Flora, als Begleiterin des fliehenden Prinzen auf dem Wege ſeiner größeſten Gefahren zu erkennen. Der Doctor fragte weiter, und die Dame ließ ſich gern bereit finden, ihm die näheren Umſtände jener Rettungsgeſchichte zu erzählen, welche dann der oben genannte Verfaſſer des hier vor uns liegenden Reiſejournales: Boswell, durch weitre Erkundigungen von andren Seiten her noch ergänzte.

Prinz Carl Eduard, ſo erzählte die Heldin der Rettungsgeſchichte, die geweſene Miß Flora, wurde nach der für ihn unglücklichen Schlacht bei Culloden von ſeinen Treuen nach dem ſogenannten Long-Island geleitet, wo er ſich einige Zeit verborgen hielt. Bald aber erhielten die Feinde Kunde von ſeinem Aufenthalt, ganze Schaaren von Soldaten rückten in die Gegend ein, durchſpäheten jeden Winkel, ſuchten jeden Ausgang zu verſperren, es war durchaus nöthig, daß der Prinz ſich eilig davon machte. Da erbot ſich die Tochter eines der hochſchottiſchen Häuptlinge, welche im Kampf für die Stuarts ſich beſonders hervorgethan, ſie wollte, was kein Mann wagen konnte, den Prinzen des Königshauſes, für welches auch ſie von patriotiſchem Eifer entflammt war, in einem Boote nach der Inſel Skye hinüberführen, und auf dieſe Weiſe ihn retten. Die heldenmüthige Jungfrau, welche dieſes Wagſtück unternahm, war keine andre, als Miß Flora Macdonald. Der Prinz zog die Kleider einer Bauerndirne an, denn er mußte

jeƶt die Rolle der Magd des Fräuleins ſpielen, die Rolle der Betty Bourke, einer Irländerin. Die beiden ſetzten ſich in ein offnes Boot und ſtießen damit vom Lande, und obgleich die Engländer von der Küſte aus mehrere Kanonenkugeln ihnen nachſendeten, um ſie durch Furcht und Schreck zur Umkehr zu zwingen, ruderte dennoch das Fräulein ſo kräftig und muthig vorwärts, daß ſie ihren hohen Schützling wohlbehalten zu dem felſigen Ufer der nahe an der Küſte des Feſtlandes gelegnen Inſel Skye brachte. Sie landete bei Mugſtot, dem Wohnſitz des Sir Alexander Macdonald. Dieſer Herr war ſchon vor dem Beginn all der letzten Ereigniſſe bei dem Heer des Herzogs von Cumberland geweſen, und hatte ſeinem Eid und ſeiner Verpflichtung als Offizier getreu ſich von der Sache ſeines Feldherrn nicht trennen können, er befand ſich in jenem Augenblick mit dieſem im Fort Auguſtus und nur ſeine Gemahlin war zu Hauſe. Als die beiden das Boot verließen, da verbarg ſich Prinz Carl auf einem Hügel in der Nähe des Schloſſes, während Miß Flora zur Lady Margaret hineingieng, um dieſer zu ſagen, welchen Gaſt ſie ihr zuführen wolle. Die Lady ſahe wohl ein, daß Mugſtot, der allgemeine, gewöhnliche Landungsplatz an Skye und in dieſem Augenblick von einer engliſchen Wache beſetzt, kein paſſender und ſichrer Bergungsort für den hohen Flüchtling ſeyn könne, ſie entwarf deshalb einen neuen Plan, nach welchem der Prinz zu einigen andern bereits auf der Inſel verſteckten Flüchtlingen aus der Schaar der hochſchottiſchen Häuptlinge gebracht werden ſollte, unter denen ſich auch der alte, tapfre Raſay befand. Eine Botſchaft gieng ſchnell an den alten Herrn von Kingsburgh, dieſer wurde beauftragt dem Prinzen auf dem Hügel, wo derſelbe verborgen war, Nachricht und zugleich einige Er-

friſchungen zu bringen. Als der Prinz den ihm unbekannten Mann ſich nahen ſahe, erhob er ſich von ſeinem Sitz und ſchwang ſeinen knotigen Stock in der Hand, wie es ſchien, bereit den Fremden niederzuſchmettern. Dieſer aber blieb in einiger Entfernung ſtehen, und rief: „Ich bin der Macdonald von Kingsburgh und gekommen, um Eurer Hoheit zu dienen.“ Der Flüchtling antwortete: „Nun das iſt gut,“ und war ſogleich mit dem Plane ſeiner Freunde einverſtanden.

Während dieſes geſchahe, ſaß Miß Flora mit der Lady Margaret bei Tafel, und mit beiden zugleich ſpeiſte ein Offizier von der Armee, der mit einer Kompagnie Soldaten hier in Mugſtot einquartirt lag, um für den Fall, daß etwa der Prinz ſich auf die Inſel Skye flüchten wolle, dieſen Landungsplatz an derſelben aufs Schärfſte zu überwachen. In ſpäteren Jahren pflegte die Miß oder nachmalige Miſtreß Macdonald öfters mit dem Gentleman, der damals als geſtrenger Offizier die Wache hätte, darüber zu ſcherzen, daß ſie ſeine Wachſamkeit ſo glücklich getäuſcht habe. Denn kaum war das Eſſen vorbei, da ſetzte ſie ſich vor den Augen der Soldaten und ihres Offiziers zu Pferde, während ihre angebliche, irländiſche Magd ſammt dem Herrn von Kingsburgh und einem Diener, der das Gepack trug, zu Fuß neben ihr her giengen. Auf dem Wege nach Kingsburgh mußten die Fußgänger durch mehrere kleine Bäche waden. Bei dem erſten derſelben nahm der Prinz, indem er vergaß, von welchem Geſchlecht er den Schein angenommen, ſeine Frauenkleider, um ſie nicht naß werden zu laſſen, etwas höher als gewöhnlich hinauf, ſo daß Kingsburgh ihn, um den Argwohn der Späher nicht aufzuregen, zur Vorſicht ermahnte; bei dem nächſten Bache wollte der Flüchtling ſein Verſehen wieder gut machen, und

ließ ſeine Kleider, ohne ſie zuſammen zu halten, ſo ins Waſſer ſchleppen, daß ſie ganz naß wurden. Ueberhaupt konnte keiner ungeſchickter dazu ſeyn, ein Frauenzimmer, ſey es auch nur eine plumpe iriſche Magd, vorzuſtellen, als dieſer Stuart mit ſeiner großen, ſtarken Figur und den langen Schritten, welche er machte. In der That hatten auch etliche Frauen, die der kleinen Geſellſchaft begegnet waren, daheim ausgeſagt: „ſie hätten unterwegs ein mächtig großes Weibsbild geſehen, das ihnen vorgekommen wäre wie ein verkleideter Mann, am Ende ſey das der Prinz geweſen, um deſſen Auffinden man ſich jetzt ſo große Mühe mache!“ Aber dieſe Frauen gehörten zu dem treuen Volk der ſchottiſchen Hochländer, das einen Prinzen ſeines Königsſtammes um keinen Preis würde verrathen haben.

Zu Kingsburgh fand der Flüchtling eine überaus herzliche Aufnahme, er war beim Abendeſſen in heitrer Stimmung und trank dann noch mit ſeinem alten Wirth ein gutes Glas Wein. Da er ſeit langer Zeit gar nicht aus den Kleidern gekommen war, und ſo manche Nacht ſchlaflos hingebracht hatte, war ihm das Ausruhen in einem guten Bette zur ganz beſondren Erquickung und er ſchlief ohne aufzuwachen bis an den andern Nachmittag ein Uhr. Die Tochter des Hauſes, die nachmalige Miſtreß Corrichatachin, erzählte der Miß Flora, daß ſie am Vormittag in das Zimmer ihres Vaters gegangen ſey, welcher heute auch, vielleicht in Folge des geſtrigen guten Glaſes Wein ungewöhnlich lang zu Bette lag. Sie weckte dieſen auf und bat ihn, er möge doch machen, daß er ſobald als möglich mit ſeinem Gaſt aus dem Hauſe und weiter käme, denn ſie fürchte in jedem Augenblick die Ankunft einer herumſtreifenden Patrouille von Soldaten, welche den Prinzen und ihn, als ſeinen Hehler aufgreifen würden.

Der alte Herr aber, (der nachmalige Schwiegervater der Miß Flora,) antwortete ganz ruhig seiner Tochter: „Läßt mir den armen Mann nach seinen langen, großen Anstrengungen in Frieden schlafen, und was mich betrifft, so kommt mir wenig darauf an, ob man mir mein altes graues Haupt um zehn oder elf Jahre früher nimmt, als es nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur ins Grab kommen müßte.“ Darauf wendete er sich um, hüllte sich wieder in seine Bettdecke und fiel sogleich wieder in festen Schlaf.

Endlich ließ denn auch am Nachmittag der Prinz in seinen irischen Mägdekleidern, an denen noch mancherlei zurecht zu rücken war, sich wieder sehen. Man erquickte ihn mit einem kräftigen Frühstück; und da seine Schuhe in sehr schlechtem Zustande waren, brachte ihm der alte Kingsburgh ein Paar neue, bat sich aber die alten zum Andenken aus, und versicherte dabei, daß er dieselben treulich aufheben wolle, bis Seine Hoheit einmal im sichren Sitz von St. James säßen, dann wolle er vor ihn hintreten, ihm die Schuhe zeigen und dabei ihn an den guten Abend und die Nacht zu Kingsburgh erinnern. Der Stuart lächelte und sagte: „seyd so gut als euer Wort.“

Der alte Kingsburgh bewahrte die Schuhe treulich bis an sein Ende; nach seinem Tode kaufte dieselben ein Edelmann, der ein eifriger Anhänger der Stuarts war, den Erben um 20 Guineen ab. Seine Gemahlin, die alte Mistreß Macdonald ließ, als der Prinz fort war, die Betttücher, auf und in denen derselbe geschlafen hatte, sorgfältig zusammenlegen, und befahl ihrer Tochter, daß sie dieselben nicht zur Wäsche geben, sondern so wie sie waren, sie aufbehalten solle, damit man einst, wenn sie stürbe, ihren Leichnam darein wickeln und sie mit ihr begraben könne.

Der Wunſch der alten guten Dame wurde von den Kindern gewiſſenhaft erfüllt.

Der Prinz, in Begleitung der heldenmüthigen Miß Flora und eines Dieners, machte ſich noch an dieſem Nachmittag auf den Weg nach Portree. Unterweges legte er ſeine Mägdekleider ab, und zog wieder die ihm bequemeren Männerkleider nach dem Zuſchnitt der dortigen Volkstracht an. Nach dem Plane, den die Freunde entworfen hatten, ſollte Stuart zu dem alten, treuen Raſay, einem der vornehmſten Häuptlinge der Hochländer gebracht werden, von welchem man meinte, er ſey auf der Inſel Skye an irgend einem ſichern Ort verborgen. Der Sohn von ihm, der junge Lord Raſay hielt ſich damals gerade drei engliſche Meilen von Portree bei ſeiner Schweſter auf, um dort, mit liebender Sorgfalt ſeines Bruders des Doctor Macleod zu pflegen, welcher in der Schlacht von Culloden verwundet worden, jetzt aber wieder am Geneſen war. Zu ihm, dem jungen Herrn von Raſay war einer der Getreuen, Herr Donald Roy ſchon am Vormittag vorausgegangen, um ihn nach dem Bergungsort des alten Raſay zu fragen und ihm die Abſicht, die man zur Sicherung des Prinzen habe, mitzutheilen. Da erfuhr er, daß der alte Herr gar nicht auf Skye, ſondern zu Knoidart im Glengarydiſtrict verſteckt ſey. Die treuen Männer ſannen hin und her und zuletzt ſchien es ihnen für die Sicherheit des Prinzen das Beſte, daß dieſer ſich auf die Inſel Raſay flüchte und dort abwarte, bis man dem Herrn von Raſay Nachricht ertheilt, und von ihm die Weiſung erhalten habe, was weiter zu thun ſey. Aber wie ſollte man den Flüchtling von Skye hinüberbringen nach Raſay? Den Leuten in Portree war nicht ganz zu trauen, und alle Fahrzeuge, die nach Raſay gehörten oder an dieſer Inſel ſich fanden,

waren von dem Militär hinweggenommen oder zerſtört, mit Ausnahme von zweien, die ein Eigenthum des Kapitän Malcolm waren, und welche dieſer an einem guten Ort verſteckt hatte. Als der dem Tod in der Schlacht kaum entronnene Doctor Macleod von dieſen Verlegenheiten hörte, erklärte er, daß er gern bereit ſey, ſein Leben für Stuart noch einmal zu wagen, und alsbald machte er ſich mit Hülfe ſeines Bruders und einiger Frauen ans Werk; man ſchob und trug einen kleinen Kahn, der in einem Teiche lag, mit ganz unſäglicher Mühe eine engliſche Meile weit über den Sumpf ſowie über eine ſteile Felſenhöhe nach der Meeresküſte hin, und ruderte in dem leichten, für eine Seefahrt ſchlecht geeignetem Fahrzeuge hinüber nach der Inſel Raſay. Zu ihrer großen Freude fanden die beiden Brüder dort den alten Kapitän Malcolm, ihren Vetter in ſeinem Hauſe und dieſer brachte ſogleich ſein Boot und zwei handfeſte Männer, den John M'Kenzie und Donald M'Friar als Ruderer herbei. Malcolm als der älteſte und vorſichtigſte unter der Geſellſchaft nahm den jungen Herrn von Raſay bei Seite und bat ihn, da er bisher noch in keiner Weiſe an dem Aufſtand zu Gunſten der Stuarts Theil genommen habe, er möge auch jetzt ſich nicht in die Gefahr begeben, ſondern die Ausführung des Unternehmens ſeinem Bruder dem Doctor und ihm überlaſſen, da ſie beide ohnehin ſchon ſchwarz genug von der engliſchen Regierung bezeichnet wären und ſich nichts daraus machten, ob ſie etwas mehr oder weniger Schuld für den Galgen auf ſich lüden. Der junge Raſay aber betheuerte mit einem Schwur, daß Nichts ihn abhalten ſolle mit Gefahr ſeines Gutes und Blutes dem Prinzen beizuſtehen. — „Nun dann in Gottes Namen,“ ſagte der Kapitän, „laßt uns vorwärts machen.“ — Jetzt aber gab es mit den beiden Ruderern einen neuen

Anſtand, dieſe wollten durchaus wiſſen, wohin die Fahrt gehen ſolle und M'Kenzie erklärte trotzig, er werde kein Ruder anrühren bis man ihm ſage, wohin man wolle. Darauf nahm der Kapitän den beiden die eidliche Verſicherung ab, daß ſie das, was er ihnen ſagen werde, geheim halten wollten, man eröffnete ihnen, welchen Zweck die heutige Fahrt habe und die braven Leute, da ſie hörten, es gälte die Rettung ihres geliebten Stuart, ruderten friſch ins Meer hinein und führten das Boot an eine Stelle der Felſenküſte von Skye hinan, welche etwa eine halbe Meile vom Wirthshaus in Portree ablag.

Dieſes Alles, das mühſame Hinſchleppen des kleinen Kahnes aus dem Teich an die Seeküſte, die Fahrt in demſelben nach Raſay, dann in dem Boot des alten Kapitäns wieder nach Skye herüber war ins Werk geſetzt worden, noch ehe der Prinz mit ſeinen beiden Begleitern in die Nähe von Portree kam. Malcolm und M'Friar waren abgeſendet, um auf den Weg zu ſchauen, von wo der Flüchtling herkommen mußte. In Kurzem ſahen ſie ihn nahen und mit ſeinen Begleitern in das Wirthshaus hineintreten. Hier empfing ihn Donald Roy, den er ſchon in Mugſtot geſehen hatte und berichtete ihm was der Erfolg ſeiner Sendung zu dem jungen Raſay geweſen ſey. Der Prinz wollte bei dem Inhaber der Schenkwirthſchaft eine Guinee wechslen laſſen und da der Wirth in allem nur 13 Schillinge hatte, war er ſchon im Begriff ihm das Goldſtück (deſſen Werth 21 Schillinge beträgt) dafür zu laſſen, als Donald Roy ihn auf die Gefahr aufmerkſam machte, in welche er durch ſeine Freigebigkeit, die gar leicht auf hohen Stand ſchließen ließe, gerathen könne. Nachdem er von ſeiner ſchönen, heldenmüthigen Retterin, der Miß Flora, welche er ſpäter niemals wieder ſahe, dankbaren Ab-

ſchied genommen hatte, eilte der Prinz in Begleitung des treuen Donald Roy hinaus an die abgelegene Bucht der Felſenküſte, wo das Boot ſeiner wartete. Hier ſtellte ihm ſein Begleiter den alten Malcolm als einen Kapitän in dem Stuartſchen Heere der Hochländer perſönlich vor und nach dieſem auch den jungen Herrn von Raſay und deſſen Bruder, den Doctor, welche beide mit ängſtlicher Erwartung im Boote geblieben waren. Stuart verbat ſich alle die Ceremonien, welche man ſeinem Stande erweiſen wollte, er bäte, ſagte er, um die Freundſchaft, daß ſie ihn Alle nur wie einen Ihresgleichen betrachteten und behandelten.

Donald Roy ſtellte ſich auf einer Anhöhe der Inſel auf den Wachtpoſten, wo er über Land und Meer eine weite Ausſicht hatte, um in jedem Augenblick ſeinen Freunden ein Zeichen geben zu können, wenn eine Gefahr oder ein mögliches Hinderniß der Ueberfahrt ſich nahe; man wartete das Dunkel der Nacht ab: dann brachte der alte Malcolm mit Hülfe ſeiner beiden kräftigen Ruderer, die mit jeder Klippe im Meere bekannt waren, ſeinen hohen Schützling wohlbehalten nach Raſay. Der Prinz hatte während der Ueberfahrt ein wenig geſchlafen, man kam bei Tages Anbruch (nach 3 Uhr des Morgens) bei Raſay an, der Kapitän verſteckte ſein Boot und nun übernahm der junge Herr von Raſay hier in ſeinem Eigenthum und Beſitzthum ſeiner Väter die Pflichten der Vorſorge und Gaſtfreundſchaft gegen den königlichen Gaſt.

Aber wie ſchwer war ihm jetzt die Erfüllung dieſer Pflichten gemacht! Das engliſche Militär hatte hier, wo der Sitz eines der vornehmſten Häupter der Stuartſchen Parthei, des alten Raſay war, wie in Feindes Landen gehauſt, nicht nur das herrſchaftliche Wohngebäude, ſondern faſt alle Häuſer auf der Inſel waren niedergebrannt, mit

Mühe fand man eine jetzt leer ſtehende bretterne Hütte auf, die ſich die herumziehenden Schäfer zu einer nächtlichen Station errichtet hatten. Hier trugen die Freunde einen Haufen von Haidekraut zuſammen und breiteten daraus für den verehrten Gaſt Lager und Ruheſitz, zündeten in einem Winkel der Hütte ein Feuer an, und brachten die Vorräthe von Lebensmitteln hervor, die man aus Kingsburgh mitgenommen hatte. Es verdient bemerkt zu werden, daß der Prinz niemals Waizenbrod aß, oder irgend ein koſtbareres geiſtiges Getränk zu ſich nahm, wenn er auf ſeinen Wanderungen Haferbrod und ſchottiſchen Whisky (Wachholderſchnaps) haben konnte, denn, ſo ſagte er, dies iſt die Speiſe und das Getränk meines Vaterlandes, ein Zug, welcher ſammt mehreren andren von ähnlicher Art die Anhänglichkeit der Hochländer an ſeine Perſon nicht wenig verſtärkte.

Da der junge Herr von Raſay der Einzige in der Geſellſchaft war, welcher, weil er an dem Aufſtand der Hochländer keinen perſönlichen Antheil genommen, ſich öffentlich zeigen konnte, machte er ſich auf den Weg durch ſeine kleine, väterliche Inſel, um einige friſche Proviſionen für ſeinen Gaſt aufzutreiben. Obgleich er jedoch hier unter den Heerden ſeiner eignen Kühe, Schafe und Ziegen ſich befand, durfte er es dennoch nicht wagen, ein Stück von dieſen nach der Hütte ſeines Gaſtes hintreiben zu laſſen, aus Furcht Verdacht zu erregen. Wie ein Dieb ſtahl er von einer der Heerden ein Zicklein hinweg, das er unter ſeinen buntgeſtreiften, ſchottiſchen Mantel verſteckte und ſo nach der Hütte trug, wo man es ſchlachtete, und zu einem Mahle bereitete, das Allen ſehr ſchmackhaft dünkte. Der Prinz, deſſen Gemüth in den letzten Zeiten durch die Uebermacht der wechſelnden Ereigniſſe, deſſen Leib durch anhaltende

Anſtrengungen, Nachtwachen und Entbehrungen überwältigt war, überließ ſich auf ſeinem Lager von Haidekraut einem lang anhaltendem Schlafe, welcher jedoch nach Malcolms Ausſage durch lebhafte Träume, in denen er bald engliſch, bald franzöſiſch oder italieniſch ſprach*), ſehr beunruhigt war. Einmal rief er ſehr vernehmlich auf engliſch: „O Gott, das arme Schottland!“

Während die kleine Geſellſchaft in der bretternen Schäferhütte verweilte, hatte man die beiden Bootsmänner, den John M'Kenzie und den M'Friar als Schildwachen auf einige der benachbarten Hügel beordert, damit ſie Alles, was ihnen verdächtig vorkäme, alsbald zur Anzeige brächten. Eines Tages geſchahe es, daß ein Mann, der einen Handel mit Rauchtabak trieb, in der Nähe der Hütte vorübergieng. Keiner aus der Geſellſchaft kannte ihn und es konnte wohl ſeyn, daß er ein Spion war. M'Kenzie kam gelaufen und kündigte den Herren in der Hütte an, daß eine verdächtige Perſon ſich ihnen nahe. Die drei Gentlemen: der junge Herr von Raſay, Doctor Macleod und der alte Malcolm hielten alsbald einen Kriegsrath und waren einſtimmig der Meinung, daß man den verdächtigen Menſchen nicht am Leben laſſen dürfe. Dieſem widerſetzte ſich Prinz Carl mit großem Ernſt und ſagte: „Gott verhüte es, daß wir einen vielleicht unſchuldigen Menſchen das Leben nehmen, um auf bloßen Verdacht hin unſer eignes damit zu ſchützen.“ Die die drei Gentlemen beſtanden dennoch auf ihrem Vorſatz, während Stuart ſeinerſeits auf Schonung des fremden Le-

*) Miß Flora äußerte übrigens bei dieſer Erzählung, daß jener Ausſage ihres alten Vetters nicht unbedingt zu trauen ſey, da ſich ſeine Sprachkunde wohl kaum über die Gränzen des erſiſchen und engliſchen Idioms erſtreckt habe.

bens drang. Da rief der Bootsmann M'Kenzie, welcher, als Wache an der Hüttenthür stehend, die Verhandlung mit angehört hatte, auf ersiſch hinein: „Wohl, wohl, der Kerl muß erſchoſſen werden. Ihr Herr ſeyd der König, wir aber ſind das Parlament und wir werden thun was wir wollen.“ Prinz Carl, der die erſiſche Sprache nicht verſtand, ließ ſich das, was der Mann geſagt hatte, auf engliſch überſetzen und mußte, mitten in der gefahrvollen Lage, in welcher er ſo eben ſich befand, herzlich laut über die treuherzige Aeußerung des ehrlichen Seemannes lachen. Zum Glück hatte der unbekannte Mann es nicht bemerkt, daß Leute in der kleinen Schäferhütte waren, er gieng ohne die Gefahr zu ahnen, die ihm gedroht hatte, ziemlich weit von derſelben vorüber. Später erfuhr man, daß der gute Burſch unter der Armee der Hochländer gedient hatte, und daß er ſelber zu der Parthei der Verdächtigen gehörte. „Wäre er“, ſo ſagte der alte Malcolm, „uns zu nahe gekommen, dann hätte ers mit dem Leben büßen müſſen. Denn mitnehmen konnten wir ihn nicht und fortlaſſen auch nicht. In ſolcher Lage, fügte der Kapitän hinzu, hätte ich meinen eignen Bruder niedergeſchoſſen, wenn ich ſeiner unverbrüchlichen Treue nicht vollkommen verſichert geweſen wäre.„

Der nämliche M'Kenzie, der damals Bootsmann war und bei der Hütte die Wache hielt, ſo ſpricht bei dieſer Gelegenheit in ſeinem Reiſejournal Boswell, der Begleiter des Doctor Johnſon, lebt noch jetzt (um 1785) und ich habe ihn vor nicht langer Zeit in Raſays Hauſe geſehen. Vor etwa 18 Jahren hat er beim Tanz ſeinen Schenkelknochen gebrochen, man hat ihm denſelben abnehmen müſſen, und er knappt nun mit einem hölzernen Bein herum. Ich gab ihm einen Schilling, damit er auf Raſays Geſundheit tränke, und fragte ihn, nachdem ich ihn auf die Geſchichte mit dem

Parlament in der Schäferhütte gebracht hatte, womit man noch immer unter den Bekannten ihn neckt: „Sag mir doch John, wie kamſt du auf den Gedanken, daß das Parlament ohne den König thun dürfe was es wolle?“ — „Ich meinte,“ ſagte John, „da ſind viele Stimmen gegen nur eine.“

Mehrere Tage lebte der Prinz ohne weitere Anfechtung mit der kleinen Geſellſchaft ſeiner Getreuen in der Bretterhütte; gern, ſo äußerte er, wolle er zehn Jahre lang bei all ſolchen Entbehrungen und Mühſeligkeiten und dennoch ein Freier unter ſolchen Freunden ausharren, als, wenn ſie auch wirklich ſeines Lebens verſchonten unter Feinden als Gefangener leben. Er hoffte um dieſe Zeit ſchon ſehr beſtimmt auf die Ankunft eines franzöſiſchen Schiffes, das ihn nach Frankreich retten ſollte. Dieſes Schiff war nach Lochbroom beſtellt und der Kapitän deſſelben hatte den Auftrag ſich dort an das treuergebene Haus der Mackenzies zu wenden. Malcolm und ſeine Gefährten erklärten ſogleich ihre Bereitwilligkeit den hohen Schützling in ihrem Boot nach Lochbroom zu bringen, obgleich die Fahrt, 15 Meilen an der Küſte hin eine ſehr gefährliche war, Stuart jedoch wollte ſich und die Seinen nicht aufs Unſichre hin dieſer Gefahr ausſetzen, er bat den jungen Raſay vorher Erkundigungen einzuziehen. Dieſer ſchrieb ſogleich an ſeinen Freund den Herrn Mackenzie von Applecroß zu Lochbroom und bald kam die Nachricht zurück, daß noch kein franzöſiſches Schiff ſich gezeigt habe.

Jedes längere Verweilen an einem und demſelben Orte war um dieſe Zeit höchſt bedenklich, man beſchloß deshalb wieder hinüber nach der Inſel Skye zu fahren. Die Nacht war ſtürmiſch, das Meer ging hoch, das Boot füllte ſich zum Theil mit Waſſer, da fragte der Prinz, der noch nie in ſo kleinem Fahrzeug auf ſtürmiſchem Meere geweſen

war, ſeine Begleiter, ob Gefahr ſey, und als dieſe kühnen Seeleute es verneinten, ſang er mit großer Munterkeit ein kleines, erſiſches Volkslied, das er bei ſeinem Bemühen um das Bekanntwerden mit der erſiſchen Sprache ſeit Kurzem gelernt hatte. Man landete endlich bei Strath, wo ſich die kleine Geſellſchaft in einem Kuhſtall verbarg, der dem Herrn Nicholſon van Scorbreck gehörte. Von hier ſendete Stuart zuerſt den jungen Raſay hinweg mit dem Auftrag, daß er den Donald Roy aufſuchen und mit ihm gemeinſam auf Erkundigungen über die Stellung und etwaige Abſichten der Feinde ausgehen möchte. Darauf ertheilte er dem Dr. Macleod den Befehl, für ein Boot zu ſorgen, das etwa 7 Meilen von da an der Küſte bereit liegen ſolle, denn er habe Dinge von großer Wichtigkeit vor, und zugleich gab er dem Doctor ein kleines Beſteck mit ſilbernem Löffel, Meſſer und Gabel zum Aufheben, bis er, wie ſeine Aeußerungen ſchließen ließen, nach zwei Tagen ihn wiederſähe. Eigentlich aber gieng der Prinz im Geheim mit einem ganz andern Plane um, in welchen er nur ſo wenig als möglich Perſonen verwickeln wollte, denn bald nachdem er dieſe nicht ernſtlich gemeinten Anordnungen getroffen, nahm er den alten Kapitän Malcolm bei Seite, gieng mit ihm, bei nächtlicher Weile hinaus ins Freie und ſprach zu ihm: „Ich lege jetzt mein Leben und mein Schickſal ganz in eure Hände, mit der Bitte, daß ihr mich zu dem Laird von Mackinnon geleiten möchtet.“ — Malcolm machte ihn auf die ungemeinen Gefahren dieſes Wagſtückes aufmerkſam, da ſo viele feindliche Truppen die Gegend, durch welche der Weg führte, beſetzten und durchzögen. „Man kann,“ erwiderte Stuart, „jetzt keinen Schritt thun, bei dem nicht Gefahr wäre.“ Hierauf theilte er dem Kapitän den Plan mit, nach welchem dieſer den Herrn und er ſelber ſeinen

Knecht vorſtellen ſollte, tauſchte mit ihm jene Kleidungsſtücke, die einen vornehmeren Schein hatten, obgleich ſie alle zur ſchottiſchen Landestracht gehörten, gegen die um, die der alte Seemann an ſeinem Leibe trug, nahm einen Reiſeſack, in welchem Wäſche enthalten war, auf ſeine Schultern und machte ſich ſogleich mit ſeinem Begleiter auf den Weg.

Malcolm, der doch ſelber ein vortrefflicher Fußgänger war, erzählte ſpäter, daß er kaum habe mit dem Prinzen fortkommen können, denn dieſer hatte ſich während ſeines Aufenthaltes in Italien durch die häufigen Jagdpartien, welche er mit machte, zu einem tüchtigen Läufer gebildet und war dabei ſelbſt noch jetzt in all ſeiner Noth ein ſo eifriger Jäger, daß ihn der Kapitän kaum von dem Verſuch abhalten konnte, auf eine Kette von Rebhünern zu ſchießen, was in ſolcher Lage, wo man gern, um kein Geräuſch zu machen, in Strümpfen hätte einhergehen mögen, gerade nicht rathſam geweſen wäre.

Die beiden Wandrer zogen ſo vorſichtig als möglich durch Dick und Dünn über das Gebirge hin. Malcolm, der hier auf der Inſel mit jedem Flecken Landes ſo bekannt war, wie mit den Beeten ſeines Krautgartens, wußte durch manchen Umweg bald zur Rechten bald zur Linken jedes Haus ſo wie jeden Punkt zu umgehen, auf dem ſich ein Wachtpoſten oder Späher finden konnten. Unterwegs fragte er einmal den Stuart, was er wohl zu thun gedächte, wenn ſie in die Hände der herumſtreifenden Soldaten fielen? — „Kämpfen für meine Freiheit,“ ſagte der Prinz. Ein andres Mal fragte dieſer den Kapitän, ob man ihn wohl in ſeiner gegenwärtigen Kleidung erkennen werde? — „Ohne allen Zweifel,“ antwortete Malcolm. „Dann will ich,“ ſprach der Prinz, „mein Geſicht mit Pulver ſchwärzen.“ „Nur um ſo leichter,“ ſprach der Kapitän, „wird man euch erkennen.“ Hie-

rauf warf der Stuart, wie in Verzweiflung ſeine franzöſiſche Perücke, die er bisher noch immer unter der ſchottiſchen Mütze wie unter der iriſchen Mägdehaube getragen, von ſich, band ein Taſchentuch um ſeinen Kopf, zog eine weiße Nachtmütze darüber, riß die Manſchetten von ſeinen Hemdärmeln ab, nahm die Schnallen aus den Schuhen heraus, und ließ ſich dieſelben mit Bindfaden zuſammenſchnüren; Malcolm ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Auch ſo wird man euch noch erkennen.“ „Ei,“ ſagte der Stuart, „warum habe ich doch ein ſo abſcheuliches Geſicht, daß Jeder, der mich nur einmal geſehen, mich wiederkennen muß?“

Als ſie noch zwei Meilen von Mackinnons Schloß entfernt waren, fragte ihn Malcolm, ob er wünſche den Laird zu ſehen? — „Nein,“ antwortete Stuart, „das möchte ich um keinen Preis. Ich weiß wohl, daß der Herr von Mackinnon einer der edelſten, beſten Männer iſt, aber zu meinem gegenwärtigen Zwecke kann ich ihn nicht brauchen. Führt mich in irgend ein andres Haus, doch wünſche ich, daß es das Haus eines Mannes von gutem Stand und einiger Bildung ſeyn möge.“

Der Kapitän kannte in dieſer Art kein beſſeres, für ihn ſelber gelegneres Haus als das ſeines eignen Schwagers, des John Mackenzie, eines nahen Verwandten des Laird. Indem ſie beide nicht mehr fern von dieſem Ziele waren, begegnete ihnen ein Mann, mit Namen Roß, der als gemeiner Soldat im Heere der Hochländer gedient hatte. Dieſer faßte den Stuart lange und feſt ins Auge, erkannte denſelben und ſchlug die Hände zuſammen mit dem Ausrufe: „O wehe, dahin iſts alſo gekommen!“ Malcolm fragte den Prinzen, was da zu thun ſey, und dieſer befahl ihm, daß er den Menſchen ſolle ſchwören laſſen, ſeine Entdeckung geheim zu halten. Hierauf zog der Kapitän ſein

groſzes Waidmeſſer und ließ den Mann auf die nackte Klinge deſſelben einen feierlichen Eid ſchwören, daß er Niemand etwas davon ſagen wolle, daß er den Prinzen geſehen habe, bis dahin, wo man aus öffentlichen Nachrichten wiſſe, daß derſelbe in vollkommner Sicherheit ſey.

Es war noch ganz früh am Morgen als Malcolm mit ſeinem Begleiter in das Haus ſeiner Schweſter eintrat. Dieſe fragte ihn, wer der Mann ſey, den er da mit ſich brächte. Der Kapitän ſagte, es ſey ein gewiſſer Louis Caw aus Crieff, der ſo wie er ſelber wegen ſeiner Theilnahme an der Sache des Stuart habe flüchtig werden müſſen. Er habe ihn als Knecht angenommen, aber er ſey ihm unterwegs krank geworden. — „Der arme Mann,“ ſagte ſie, „ich habe Mitleid mit ihm; ſein Ausſehen flößt mir herzliche Theilnahme ein.“

Malcolms Schwager, der Hausherr, war über Land gegangen, man erwartete ihn aber bald zurück. Die Schweſter trug indeß für ihren Bruder ein reichliches hochſchottiſches Frühſtück auf. Der Kapitän rief ſeinem Begleiter zu: „Meiſter Caw, Ihr bedürft eines kräftigen Biſſens eben ſo ſehr als ich, es iſt da genug für uns beide, rückt näher heran und langt zu.“ Stuart, der bisher die Rolle eines Knechtes ſehr gut geſpielt und mit abgezogner Mütze ſich ehrfurchtsvoll in einiger Entfernung von ſeinem Herrn geſetzt hatte, ſtund auf, machte einen tiefen Bückling und ſetzte ſich dann neben ſeinen vorgeblichen Herrn zum Frühſtück, das er ſich trefflich wohlſchmecken ließ. Nach dem Frühſtück trat ein altes Weib herein, welche nach altem Gebrauch der Gaſtfreundſchaft warmes Waſſer mit ſich brachte, darin ſie dem Malcolm die Füße wuſch. Der Kapitän begehrte von ihr, daß ſie auch dem armen Manne, den er da bei ſich habe, die Füße waſchen ſolle. Da regte ſich in der Alten

der Stolz; ihr ſchien es unter ihrer Würde, daß ſie einem Bettelmann ſolche Ehre erweiſen ſolle, nach der umſchreibenden Redeart der Hochländer ſagte ſie: „Ich will wohl deines Vaters Sohne die Füße waſchen, wie kannſt du aber verlangen, daß ich auch ſeines Vaters Sohne die Füße waſche?“ Nach einigen begütigenden Worten des Kapitäns that ſie indeß dennoch das, was er begehrte.

Die beiden Wanderer nach der letzten, ganz ſchlaflos und in ſtarker Anſtrengung zugebrachten Nacht legten ſich jetzt zu Bette und ſchliefen einige Stunden. Als Malcolm erwacht war, ſagte man ihm, daß ſo eben ſein Schwager, Herr John Mackinnon, den Hügel herunter auf ſein Haus zugienge, und er eilte ſogleich hinaus ihm entgegen, um ihn zu ſprechen, noch ehe er den Prinzen Carl zu Geſicht bekäme. Nach der gegenſeitigen Begrüßung fragte Malcolm ſeinen Schwager, indem er mit der Hand hinaus aufs Meer deutete: „Was würdeſt du ſagen, John, wenn auf einem der Seegelboote dort der Prinz als Gefangener ſäße?“ — „Das wolle Gott verhüten,“ ſagte John. — „Wie aber, wenn wir ihn hier hätten?“ — „Ich wollte wir hätten ihn hier, wir würden aufs Beſte für ihn ſorgen.“ — „John,“ ſprach Malcolm, „der Prinz iſt in deinem Hauſe.“ — Mackinnon, vor Freude außer ſich, wollte ſogleich in ſein Haus laufen, um dem werthen, hohen Gaſte ſeine Ehrerbietung zu bezeugen, ſein Schwager aber hielt ihn zurück, und ſagte: „Jetzt mußt du vor allem dich klug und vernünftig betragen, damit du nichts machſt, wodurch der Prinz könnte verrathen werden.“ John nahm ſich zuſammen, und nachdem er alle ſeine Knechte und Mägde mit vielerlei Aufträgen, die er in der Schnelle ſich ausgeſonnen, außer Haus geſendet hatte, trat er hinein zu ſeinem Gaſt und ließ ſeiner Freude über das Glück eines ſolchen Beſuches freien Lauf.

Schon vor der Ankunft in Mackkinnonshaus hatte Malcolm ſeinem hohen Schützling den Rath gegeben, ſo ſchnell als möglich die Inſel Skye zu verlaſſen, und hinüber zu fahren an das nahe, ſchottiſche Feſtland. Die Feinde hatten die Spuren des Flüchtlinges, auf deſſen Entdeckung ein ſo hoher Preis ſtund, verfolgt, von Long Island nach Skye, dann quer durch dieſe Inſel hindurch nach Portree, dort aber hatten ſie dieſelbe verloren. Offenbar war es, daß die Verfolger noch immer der Meinung waren, der ſo viel Geſuchte ſey auf Skye verborgen, darum wimmelte es auf dieſer Inſel von Spähern, und der geringe Raum war doch zuletzt leicht, bis ins Kleinſte zu durchforſchen. Darum ſchien es dem Kapitän, und durch das, was dieſer ſagte zuletzt auch dem Stuart das Gerathenſte, daß dieſer ſich hinüber flüchte nach Schottland, und ſich dort in den Schutz des mächtigen Macdonald von Scothouſe begebe. Dieſem, zwiſchen den beiden beſprochnen Plane gemäß, äußerten ſie ſich auch gegen den Herrn John, und erſuchten denſelben bald möglichſt ein Boot, das in der Nähe ſeines Hauſes lag, obgleich es ſehr klein und dazu auch ſchadhaft war, in Bereitſchaft zu ſetzen, damit ſie unverzüglich darin nach der nahen Küſte überfahren könnten. John Mackkinnon jedoch, in ſeiner guten, ſorglichen Meinung dachte darüber anders, denn als er nach einiger Zeit zurückkam, kündigte er dem Prinzen an, daß ſo eben der Laird von Mackkinnon und ſeine Gemahlin im Begriff wären, Seine Hoheit in dem ſchönſten Boote des Lairds abzuholen. Dem Prinzen Carl war dieſe Höflichkeitsbezeugung keineswegs erwünſcht, und er ſprach ſich auch darüber unverholen gegen ſeinen treuen Malcolm aus, meinte indeß, man müſſe ſich aufs Beſte in dieſe unerbetene und unerwartete Gefälligkeit des edlen Paares fügen. Indeß kam der Laird

von der Küſte herauf nach dem Hauſe des John, vor deſſen Thüre der Prinz mit Malcolm ſtund, er bezeugte dem hohen Reiſenden ſeine Ehrerbietung und lud denſelben ein, ihn zu ſeiner Gemahlin zu begleiten, welche unten in einer Grotte, die zum Luſthaus eingerichtet war, der Gäſte wartete. Hier wurde die Geſellſchaft mit Wein und kalter Küche aufs Beſte bewirthet und zugleich erklärte der Laird, daß er von jetzt an für die Sicherheit und das Weiterkommen ſeines erlauchten Schützlinges Sorge tragen wolle. Hierdurch ward des Kapitän Malcolms weitre Begleitung überflüſſig und faſt unmöglich, er erklärte ſeinen Wunſch, ſich bei dem Prinzen beurlauben zu dürfen. Dieſer ſchrieb noch in aller Eil einige Zeilen, darin er all ſeinen Freunden auf der Inſel ſeinen herzlichen Dank ausſprach für die Beweiſe von Anhänglichkeit und Liebe, die ſie ihm, während ſeines Aufenthaltes unter ihnen, gegeben hatten. Zugleich theilte er ihnen ſeinen Entſchluß mit, die Inſel Skye jetzt zu verlaſſen, und bat den jungen Herrn Raſay ſo wie den Doctor Mackleod nun nicht länger auf ſeine Wiederkunft zu warten. Er unterzeichnete ſich in dieſem Billet als James Thomſon und händigte daſſelbe dem treuen Malcolm ein, von welchem er einen recht herzlichen Abſchied nahm, und ihm noch eine ſilberne Hoſenſchnalle zum Andenken ſo wie 10 Guineen aus ſeinem Beutel für die Bootsleute (?) aufnöthigte. Der Kapitän hätte gern wenigſtens die Geldſpende von ſich gewieſen, um ſo mehr da es ihm ſchien, als ſey der Beutel des Prinzen eben nicht ſehr reich gefüllt, er erklärte deshalb dem hohen Geber, daß er ſelber etwas Gold in der Taſche habe, welches er Seiner Hoheit zu Ihrer Verfügung anbiete, Stuart aber beſtund mit Lebhaftigkeit auf der Annahme des Geſchenkes. „Ihr könnt das Geld,“ ſprach er, „in der jetzigen Zeit wohl brauchen, und

ich, wenn ich hinüber ans Feſtland komme, finde deſſelben genug.“

Der alte Malcolm, um zuerſt noch von dieſem Einiges zu ſagen, kehrte auf geradem Wege zunächſt zu den beiden ſeiner wartenden Freunden und dann, nachdem er allen Gaſtfreunden des Prinzen auf Skye die Abſchiedsnote deſſelben mitgetheilt hatte, nach ſeiner Wohnung zurück. Hier wurde er, ohngefähr zehn Tage nachher von engliſchen Soldaten aufgegriffen; an Bord eines Schiffes gebracht, und als Gefangener nach London abgeführt. Wie er erzählte, wurden zwar die Gefangenen, welche der thätigen Theilnahme an dem Kriege für die Stuarts beſchuldigt waren, im Ganzen ziemlich hart behandelt, in dem Schiffe jedoch, auf welchem er transportirt wurde, gab es gutgelaunte und gaſtfreie Soldaten, welche ihn öfters zu ihren Mahlzeiten einluden und ihn an Nichts Mangel leiden ließen. Auch in London wurde er nicht, wie Andre in Ketten und in einen Kerker gelegt, ſondern als Gefangener in das Haus eines Gerichtsdieners Namens Dick gebracht, wo es ihm ganz erträglich gieng. Zu ſeinem Erſtaunen fand ſich, da er doch ſo offen an dem Kriege ſeiner Landsleute Theil genommen, nur ein einziges Zeugniß, das für ſeine Anſchuldigung ſprach, und er wurde deshalb, aus Mangel an hinlänglichen Beweiſen frei geſprochen. Er fügte, indem er dieſes erzählte, hinzu, daß er ſich mit allem Recht und Wahrſcheinlichkeit im gelindeſten Falle auf ein Verbannungsurtheil, wo nicht, wie dies den meiſten ſeiner Mitſchuldigen zuerkannt wurde, auf das Todesurtheil gefaßt gemacht hatte, „aber,“ ſo ſagte er, „ich bin niemals in meinem Leben ſo bereit zum Sterben geweſen als damals.“ Hierbei bemerkt Boswell, daß in dieſer Aeußerung eine große pſychologiſche Wahrheit liege, denn ein Menſch

ſey zu einer Zeit mehr und beſſer auf den Tod gefaßt, als zu einer andren und namentlich ſey die Begeiſterung für irgend eine, ſey es mit Recht oder mit Unrecht, dem Gemüth edel und herrlich erſcheinende Sache ein kräftiges Mittel die Furcht vor dem Tode zu beſiegen, welche bei ruhiger Stimmung und kälterer Ueberlegung, ſo leicht uns anwandelt.

Es traf ſich, daß gerade damals auch Miß Flora Macdonald in London verweilte. Der hohen Freundin, bei welcher ſie zu Beſuche war, lag ſehr viel daran, daß die Miß auf ihrer Reiſe zur Poſt, nach Schottland, in guter Geſellſchaft ſeyn möchte, und ſie erſuchte deßhalb dieſelbe, ſich nach einem ihr anſtändigen Begleiter umzuſehen. Wen hätte ſich die junge Dame lieber zu dieſem Zweck erwählen ſollen, als den alten Landsmann und Freund ihres Vaterhauſes: den Kapitän Malcolm. „Und ſo geſchahe es,“ ſprach dieſer mit triumphirender Miene, „daß ich den Hinweg nach London auf engliſche Koſten, umſonſt machte, um dort mit des Seilers Tochter, der Schnur am Galgen zuſammengepaart zu werden, und daß ich die Heimreiſe abermals umſonſt, auf Koſten der Lady Primroſe und noch dazu in Geſellſchaft der ſchönen Miß Flora machen durfte.“

Der Laird von Mackinnon hatte den Prinzen Carl Eduard glücklich an die entgegengeſetzte Küſte des Feſtlandes, an die von Knoidart hinübergebracht. In derſelben Stunde, darin dies geſchahe, befand ſich der alte Raſay, dem die Botſchaft von Stuarts Anweſenheit auf Skye zugekommen war, ebenfalls auf einer Seefahrt und zwar in entgegengeſetzter Richtung, von der ſchottiſchen Küſte hinüber nach Skye, um dort dem königlichen Flüchtling ſeine Dienſte anzubieten. Die beiden Fahrzeuge kreuzten ſich auf ihrem Wege, da aber jede der beiden Partheien

der andren, die ja eine feindliche ſeyn konnte, mißtraute, wichen ſie einander ſo weit als möglich aus dem Wege.

Hier enden jene ausführlicheren und genauen Berichte, welche wir den eingezognen Erkundigungen und Mittheilungen des gelehrten Boswell verdanken. Aus andren gleichzeitigen wie ſpäteren Berichten wiſſen wir, daß der Prinz Carl Eduard nach ſeiner Rückkehr von den hebridiſchen Inſeln in das Hochland und die Küſtengegenden von Schottland noch mehrere Monate in beſtändiger Lebensgefahr, unter vielen Entbehrungen, Noth und Mangel ſich herumtrieb. Nur der unverbrüchlichen Treue und der Alles aufopfernden Ergebenheit ſeiner ſchottiſchen Hochländer verdankte er ſeine Rettung. Dieſe brachten ihn von Höhle zu Höhle, von Kluft zu Kluft, verſteckten und pflegten den öfters von Froſt und Regen halberſtarrten Mann, mit eigner Lebensgefahr in ihren Häuſern und Hütten, bis er endlich von Lochnarach aus in eine jener drei franzöſiſchen Fregatten entkam, welche ſchon ſeit einiger Zeit, um ihn zu retten, in der Nähe der ſchottiſchen Küſtengegenden herum ſteuerten. Am 29. Sept. 1746 verließ er das Land, in welchem er ein Jahr vorher, dem anfänglich ſo günſtigen Glück ſeiner kühnen Waffenthaten vertrauend ſich ſelber zum Regenten, ſeinen Vater Jacob III. zum Könige der drei großbritanniſchen Reiche ausrufen laſſen, und zu Edinburg alle Ehren und Freuden eines glänzenden Hofſtaates genoſſen hatte. Dieſe kurzen Ehren waren übrigens theuer erkauft geweſen, dies bezeugten die Wittwen und Waiſen, die niedergebrannten Häuſer und Hütten, die verarmten, zu Bettlern gewordnen Familien jener Tauſende von treuen, tapferen Männern, die es für eine in der alten Ordnung ihres Vaterlandes geheiligte Pflicht gehalten, für den Erben des einheimiſchen Königsthrones Alles was ſie hatten und

ſelbſt das eigne Leben dahin zu geben, um demſelben zu ſeinem vermeintlichen Rechte zu helfen. Wen ſollte die kindliche und zugleich mannhaft kräftige Treue eines einfältig frommen, edlen Volkes nicht mit Achtung erfüllen, obgleich dieſe treue Anhänglichkeit einem Königsgeſchlechte galt, über deſſen Geſchichte, mehr faſt als über der eines andren bekannten Fürſtenhauſes der neueren Zeit ein öfters ſelbſt verſchuldetes, blutiges Verhängniß gewaltet hat. Denn der erſte königliche Ahnherr dieſer ſchottiſchen Herrſcher Jacob I. ſtarb, nachdem er 18 Jahre in England gefangen geweſen, in ſeinem eignen Lande unter der Hand der Mörder, ſein Sohn, Jacob II. fiel, erſt 19 Jahre alt, in einem Treffen gegen die Engländer. Jacob III. war zuerſt ein Gefangener, und wurde dann ein blutiges Opfer der Aufwiegler, im offnen Kampfe gegen dieſe. Jacob IV. endigte in einer unglücklichen Schlacht; ſeine Enkelin, Maria Stuart auf dem Blutgerüſte und daſſelbe Schickſal theilte mit derſelben ihr Enkel Carl I. König von Schottland und England. Sein Sohn König Jacob, für England der zweite, für Schottland der ſiebente dieſes Namens, wurde aus ſeinen drei Reichen vertrieben, und zugleich machte man ſeinem Sohn die Aechtheit der Abſtammung ſtreitig; dieſem Sohne, der durch das vergebliche Ringen nach der Schattengewalt einer Königskrone ſchon ſo manchen ſeiner treuſten Anhänger auf das Blutgerüſt gebracht hatte. Auch Carl Eduard, deſſen Rettungsgeſchichte wir ſo eben beſchrieben, ward im Verlauf der Ereigniſſe ſeines Lebens gewogen und zu leicht befunden. Denn ſeine, faſt bis zum Wahnſinn gehende Erbitterung über das Gebot ſeiner Entfernung aus Frankreich, welches dieſem der Aachner Frieden auferlegte, ſein kindiſch eitles, anſpruchsvolles Benehmen in Rom, wo er ſeit dem Tode ſeines Vaters im

J. 1766 bis zu ſeinem eignen Tode im J. 1788 von einem Gnadengehalt des päpſtlichen Stuhles lebte, läßt ſelbſt in den Zügen ſeines erſten jugendlichen Auftretens und ſeines heldenmüthigen Benehmens, an der Spitze ſeiner ſchottiſchen Hochländer eine Blüthe errathen, welche entweder damals ſchon von einem innren Wurme geſtochen oder wenigſtens empfänglich für das Gift eines ſolchen Stachels war, deſſen Einfluß Englands eigenthümliche Kraft und Wirkſamkeit in einer Zeit gelähmt hätte, wo dieſelbe für die Jahre, welche kommen ſollten, ſo nothwendig war.

Aber abgeſehen hiervon, abgeſehen ſelbſt von dem ſo ſchwer gebüßten Verſchulden des hochſchottiſchen Volkes an der nun einmal feſtgeſetzten Gewalt der ordnungsgemäßen, auf das Anhalten am Geſetz gegründeten Obrigkeit, bleibt uns dennoch die treue Anhänglichkeit jenes Bergvolkes an ein in mehr als einem Sinne unglückliches Königshaus in jenem Werthe ſtehen, den die Anhänglichkeit der Kinder an ihre Eltern hat, auch wenn dieſe ſolcher Liebe in den Augen der Fremden, nicht ganz würdig waren.

III.

Die Rettungsgeſchichte
der
Miſtreß Spencer Smith.

Wir entlehnen die nachſtehende Erzählung großentheils aus den Memoiren der Herzogin von Abrantes, welche den Retter der Spencer Smith aus den Gefahren einer ſchweren Gefangenſchaft, den heldenmüthigen Marcheſe Salvo perſönlich kannte und aus ſeinem, ſonſt über dieſen Gegenſtand ſehr verſchwiegenem Munde, die Beſtätigung der Wahrheit des ganzen Berichtes, bis in ſeine einzelnen Umſtände vernahm*).

Mit dem Ausſpruche: „ſeine Hand wider jedermann und jedermanns Hand wider ihn,“ wurde in alter Zeit das Thun und Weſen eines Mannes bezeichnet, welcher der Stammvater eines Volkes war, das viele Throne der Völker mit mächtigem Arme erſchüttert hat. In unſrer neueren Zeit haben jene bezeichnenden Worte auf keinen andren einzelnen Mann eine paſſendere Anwendung gefunden, als auf

*) Memoires de Madame la Duchesse d'Abrantes Tome XV Cap. 1, 2.

Napoleon Bonaparte, den gewaltthätigen Bedränger der Völker, den Erſchütterer vieler Reiche.

Was, etliche Jahrzehende vorher in ihrem Kreiſe die Erfinder der Aëronautik gethan, als ſie über die bis dahin für allein gangbar gehaltene Bahn des Landes und des Gewäſſers in die Luft ſich erhoben, das that Bonaparte in ſeinem Kreiſe, als er über den ſcheinbar feſten Boden, auf den das Recht der Herrſcher in der uralt anerkannten Ordnung der Thronfolge geſtützt war, ebenſo wie über das tobende Gewäſſer der franzöſiſchen Volksherrſchaft ſich erhob und ſich ſelber, als Kaiſer, zu einem Herrſcher der Herrſcher erklärte. Nicht minder flüchtig als der Rauchdampf, nicht minder leicht entzündlich als das Gas, welches den Ballon der Aëronauten emportrug, war freilich die Begeiſterung der großen Nation, die ihn und ſein Glück hoch über den Wolken dahin führte und abgeſehen hiervon gab es dort, in der freien Region der Wolken Gefahren vor Stürmen, wie auf keiner andren Bahn; jedes rauſchende Blatt konnte die Stimme eines Boten ſeyn, der ſolch einen Sturm verkündete. Am meiſten war für den kühnen Gewalthaber der Wind aus Weſten, von England her zu fürchten; Britten, wie der Seeheld Sydney Smith, waren ihm mehrere Male auf der Laufbahn ſeines Ruhmes feindlich entgegengetreten; England vor allem und faſt noch allein wagte es in das Rad ſeines Glückes hemmend einzugreifen; Napoleons bitterſte Feinde hatten dort Zuflucht und Schutz gefunden. Und als nach Pichegru und Georges mißlungenem Mordanſchlag der engliſche Kriegsminiſter Hawkesbury in einer von ihm, am 30. April 1804 erlaſſnen Note zwar verſicherte, daß England an dieſen Plänen der Mörder niemals Theil genommen habe, wohl aber es für ſeine Pflicht halte die Bewegungen zu unterſtützen, welche Frank-

reich von dem erniedrigenden Joche der Knechtſchaft unter einem fremden Gewalthaber befreien könnten, da ſchien der Verdacht gerechtfertigt, daß Großbritannien nicht nur die Partheien der Unzufriednen in Frankreich, ſondern durch den Einfluß ſeiner Geſandten ſelbſt auswärtige neutrale Höfe zu Feindſeligkeiten aufzuregen ſuche. Die Correſpondenz, zu welcher der engliſche Geſandte in München, Drake durch das hinterliſtige Entgegenkommen des Jacobiners Mechée de la Touche hatte ſich verleiten laſſen, kam in Napoleons Hände; ſie war voller Ausdrücke der unbeſonnenſten Heftigkeit gegen dieſen und Drake, ſo wie der Bevollmächtigte von Großbritannien am Hofe zu Stuttgart, Sir Spencer Smith, ein Bruder des großen Seekapitäns Sydney Smith, mußten eilig entfliehen, um der franzöſiſchen Gefangennehmung und dem gewaltſamen Hinwegſchleppen nach Paris zu entgehen. Wahrſcheinlich hätte dort beide ein ähnliches Loos betroffen, wie den Capitän Wright, auf deſſen Schiffe Pichegru und Georges von England nach Frankreich übergeſetzt waren, und den man als Gefangenen nach Paris geführt dort aber eines Morgens mit abgeſchnittener Kehle todt auf ſeinem Lager gefunden hatte.

Zwei Jahre waren vergangen, ſeitdem der vorhin erwähnte Geſandte am Hofe zu Würtemberg, Sir Spencer Smith, der ihm drohenden Gefahr zu Fuße, durch unwegſame Gegenden hatte entfliehen müſſen; die Unſchuld dieſes Mannes an Drakes vermeintlichen Conſpirationsplänen war von jedem Unpartheiiſchen anerkannt, da zeigte es ſich, daß man im Kabinet zu Paris dennoch weder den ungerechten Verdacht noch die Gedanken der Rache gegen den Bruder von Napoleons mächtigem Gegner vor Jean d'Acre, aufgegeben habe. Eine Gräfin Attems, Tochter des öſterreichiſchen Internuntius in Conſtantinopel, des Baron Herbert war

im Winter von 1805 auf 1806 mit ihrem Gemahl aus Deutſchland nach Venedig gekommen, um hier, in der milderen Luft von den Folgen einer Krankheit ſich zu erholen; zu ihr kam, in den erſten Monaten des Jahres 1806 ihre jüngere Schweſter, die Gemahlin des Sir Spencer Smith mit ihren beiden Kindern. Venedig war um jene Zeit voller Fremden aus allen Ländern von Europa, und in dem Hauſe der Gräfin Attems verſammelte ſich faſt täglich ein Kreis der durch Bildung oder auch durch Stand ausgezeichnet war. Madame Smith hielt ſich längere Zeit im Hauſe ihrer Schweſter ſo zurückgezogen und verborgen, daß nur wenige, der vertrauteren Freunde des Hauſes, ſie zu ſehen bekamen; ſie bedurfte der aufmerkſamſten Pflege der Geſundheit noch mehr als ihre Schweſter, denn es galt von ihr in hohem Maaße das was die Herzogin Abrantes von ihr ausſagt: ein ſtarker, kräftiger Geiſt wohnte in einer zarten, leicht zerbrechlichen leiblichen Hülle. Dieſer Geiſt zunächſt war es auch der die Bewunderung und Beachtung eines der vertrauteren Freunde der Gräfin Attems, des damals noch jugendlichen Marcheſe Salvo*), eines geborenen Siziliauers an ſich zog. Madame Smith war, wie man ſagt, mit den Sprachen wie mit der Literatur von ſieben der gebildetſten Nationen von Europa in vertrauter Bekanntſchaft; ſie war eine Meiſterin der Tonkunſt, war vor Allem in der Schule mannigfacher Leiden an Gemüth erſtarkt und geläutert; wann und wo ſie in dem engeren

*) Wie er ſpäter in Zeiten der Gefahr darauf anſpielte, war die Deviſe ſeines Wappens, in Deo salus (in Gott meine Hülfe) zugleich der Urſprung ſeines Familiennamens und der Grund jenes freudigen Muthes, den er immer, ſelbſt im Angeſicht des drohenden Todes bewies.

oder weiteren Kreiſe der Freunde und Bekannten ihrer Schweſter erſchien, da erhielt die geſellſchaftliche Unterhaltung eine höhere Weihe. Den größeſten Theil des Tages brachte die würdige Frau mit ihren beiden Kindern, dem damals ſiebenjährigen Eduard und dem fünfjährigen Sohne, zu; der Ernſt ſo wie die Milde einer Mutter, welche nur die Freude und das Wohl andrer Seelen will, verließ ſie auch dann nicht, wenn ſie aus dem Zimmer ihrer Kinder in den glänzenden Salon trat, bei deſſen flackernden Lichtern und lautem Geräuſch ihr inneres Auge nie geblendet, ihr Ohr niemals betäubt wurde.

In dem Hauſe der Gräfin Attems herrſchte ein Geiſt des höheren Friedens, der jedem wohlthat, welcher in den Kreis deſſelben, mit einer Empfänglichkeit für ſolchen Frieden eintrat; am meiſten vielleicht unter allen Fremden, dem damals erſt zwanzigjährigen, edlen Marcheſe Salvo. Da kam, gegen Ende des Winters General Lauriſton, der geweſene General Adjutant des franzöſiſchen Kaiſers nach Venedig, mit dem Rang und Titel eines General-Gouverneurs der Republik. Als wenig Tage nachher der Marcheſe, zur gewöhnlichen Stunde die Gräfin beſuchen wollte, da fand er zu ſeinem Erſtaunen den Salon von Gäſten leer, und als Urſache dieſer ungewohnten Erſcheinung erfuhr er, daß Madame Spencer Smith von dem General-Director der Polizei de la Garde*) die Aufforderung erhalten habe, ſich am andren Morgen früh in ſeinem Büreau einzufinden. Dieſe Zumuthung gegen eine Dame, wie Spencer Smith es war, erſchien um ſo auffallender, da Herr de la Garde allgemein als ein höchſt wohlwollender,

*) Derſelbe, der bald nachher Polizeiminiſter von Portugal und ſpäter kaiſerlicher Staatsrath war.

feinfühlender Mann bekannt, und ein öfterer, von Allen gern geſehener Gaſt in dem Hauſe der Gräfin war. Alle die andren, welche heute etwa zu Beſuche kommen wollten, hatten durch dieſe gar bald, in der ganzen Stadt bekannt gewordene polizeiliche Maaßregel ſich feige abſchrecken laſſen; den jugendlichen Marcheſe empörte ein ſolches Benehmen der falſchen Freunde, ſein edles, dankbares Gemüth drang ihn ſich bei dieſer Gelegenheit als wahren, treuen Freund der edlen Familie zu erweiſen, er ließ bei derſelben ſich melden und erbot ſich, da Graf Attems gerade aus der Stadt abweſend war, die Madame Spencer Smith in eigner Perſon zu dem Generaldirector de la Garde zu begleiten. Die beſtürzten Frauen nahmen das Anerbieten des Jünglinges, deſſen ernſter Sinn dem Lebensalter weit voraus war, mit Dankbarkeit an.

Man konnte, als die beiden am andren Morgen zu dem Polizeidirector kamen, dieſem gutmeinenden Manne die Verlegenheit anmerken, in welche der Gehorſam gegen den Befehl ſeiner Regierung und die Pflicht ſeines Amtes ihn, gegenüber einer Dame, die er von Herzen hochachten mußte, verſetzt hatte. Er empfing die beiden Eintretenden mit allen Zeichen einer ungeheuchelten Ehrerbietung und warmen Theilnahme.

„Nehmen Sie ſich,“ ſo ſprach er zu Madame Smith, „dieſe Sache nicht gar ſehr zu Herzen; ich bin überzeugt, daß Alles auf einem Mißverſtändniß beruht. Eine gewiſſe Vorſicht wird allerdings nöthig ſeyn; man weiß, daß in dem Hauſe der Frau Gräfin, Ihrer Schweſter, ein großer geſelliger Kreis ſich verſammlet; ich muß die Bedenklichkeiten, welche vielleicht Ihr Name in Paris erregt hat, durch die Verſicherung zu beſeitigen ſuchen, daß Sie in gröſseſter Zurückgezogenheit leben. Für das Rathſamſte und Beſte

würde ich freilich es halten, wenn Sie Venedig verließen; es iſt eine Seeſtadt, in welcher beſtändig ein großer Zudrang von Fremden ſtatt findet; ich würde rathen, eine Wohnung auf dem Feſtland, etwa in der Nähe von Padua zu miethen; die Frau Gräfin, Ihre Schweſter, könnte dann viel bei Ihnen ſeyn, und jeder Anlaß zu Verdächtigungen wäre dadurch gehoben.“

Die edle Spencer Smith, ſehr erfreut über dieſen milden, leichten Ausgang der polizeilichen Verhandlung, dankte dem Herrn de la Garde für ſeinen wohlmeinenden Rath, dem ſie binnen drei Tagen aufs pünktlichſte nachzukommen verſprach; ſie kehrte mit ihrem Begleiter zurück zur Schweſter. Mit dieſer traf ſie ſogleich die vorbereitenden Anſtalten zu ihrem Umzuge nach dem Feſtland; man entſchlug ſich aller weitren Sorgen. Am Abend des darauffolgenden Tages war der Marcheſe wieder bei der Gräfin zu Beſuch, er fand die Familie ganz allein. Während man in dieſem kleinen Kreiſe mit Geſang und Geſpräch ſich unterhielt, vernahm man plötzlich außen auf der Treppe und dem Vorſaal ein lautes Geräuſch; vier Gensdarmes mit einem Korporal ſind gekommen, um der Spencer Smith es anzukündigen, daß ſie eine Gefangene auf ihrem Zimmer ſey. Alle Andre ſind tief bewegt und erſchrocken, nur ſie allein, die Gefangene zeigt eine Faſſung und Ruhe, wie ſie in ſolchen Fällen nur das Vertrauen zu Gott und ein gutes Gewiſſen vor Ihm und vor den Menſchen, dem Herzen verleihen kann. Nur der Blick auf ihre beiden Kinder, dann auf die tiefgebeugte Schweſter und den Schwager ſcheint dieſe Ruhe auf einige Augenblicke zu ſtören, bald kehrt der innre Frieden wieder zurück. Schweigend entfernt ſich der Marcheſe; ſein Entſchluß, ſelbſt mit Gefahr des eignen Lebens die unſchuldige Frau zu retten iſt gefaßt.

Ganz früh, am andern Morgen eilt er zu dem Polizeidirector hin; er findet dieſen noch allein auf ſeinem Zimmer. Der Mann iſt in ſichtbarer Unruhe; man merkt ihm an, wie ſchwer es ihm fällt, daß er die dringenden Fragen des Marcheſe nach der Veranlaſſung zu der geſtrigen ſtrengen, polizeilichen Verfügung der bittren Wahrheit gemäß, beantworten muß. „Leider,“ ſo ſagt er zögernd, „hat ſich die Angelegenheit der Madame Spencer Smith ſeit geſtern ſehr verſchlimmert. Ein Courier brachte ihretwegen neue Befehle, die nicht vom Vicekönige, nicht vom Miniſterium, ſondern unmittelbar vom Cabinet des Kaiſers ausgiengen, und welche mit mir zugleich auch der General Lauriſton empfangen hat. Es ſind Befehle, die mich für die bedauernswürdige Dame viel, ſehr viel Schlimmes fürchten laſſen.“ — „Und welche ſind das?“ fragte Salvo mit Ungeduld. De la Garde ſchwieg, nachdenkend einige Augenblicke. „Nun wohl,“ ſprach er dann mit halblauter Stimme: „Ihnen als dem edlen Freunde der edlen Familie will ich das traurige Geheimniß vertrauen, ſorgen Sie, daß der harte Schlag die zarte, kränkliche Dame nicht zu unverſehens treffe. In ſechs bis ſieben Tagen wird Madame Spencer Smith mit einer ſtarken, militäriſchen Escorte nach Mailand gebracht, dort von dem Vicekönige verhört und ſodann weiter nach Frankreich abgeführt werden; ich fürchte ſehr, daß man ſie als Gefangene in die Citadelle von Valenciennes einkerken werde.“

„Und was könnte der Grund zu einem ſo harten Verfahren gegen eine arme, kränkliche Frau ſeyn?“ fragte der Marcheſe in heftigem Unmuth. „Wie kann ich das wiſſen,“ erwiederte, etwas beleidigt, der Polizeidirector. „Ich weiß nur,“ ſetzte er nach einiger Zeit hinzu, „daß der berühmte Commodore Sydney Smith ein Schwager, Herr Spencer

Smith, der vormalige Geſandte in Stuttgart und Freund des berüchtigten Drake, der Gemahl der guten Dame iſt, und das viele Gutdenkende mit mir das Loos derſelben beklagen werden.“

Der Marcheſe entfernte ſich. Der Gedanke, daß eine unſchuldige Frau als Staatsverbrecherin behandelt, vielleicht auf zeitlebens eingekerkert werden ſolle, brachte ihn außer ſich, erſt nach langer Zeit fand er ſeine ruhige Ueberlegung wieder. Er allein, der weniger auffallende, dem franzöſiſchen Cabinet unverdächtige Fremde, konnte, dies war ihm klar, einen Verſuch wagen, die Spencer Smith aus der drohenden Gefahr zu retten und er wollte dies thun, ſelbſt mit Gefahr des Lebens. Der ritterlich wackre Jüngling eilte nach dem Palaſt der Gräfin Attems; er fand Gelegenheit ihre Schweſter zu ſprechen, dieſe empfing ſeine Nachrichten mit einer Ergebung, welche ſeine Achtung gegen dieſe außerordentliche Frau noch vermehrte. Er bot ihr ſeinen rettenden Beiſtand an, und ſo ſchwer ihr anfangs der Gedanke fiel, mit einem fremden, jungen Manne einen Fluchtverſuch zu machen, überwog zuletzt dennoch das Vertrauen auf den Charakter jenes ſeltnen Jünglinges alle Bedenklichkeit; es war, das konnte man dem ganzen Weſen und Benehmen des edlen Marcheſe anmerken, kein Blick auf die äußere Perſönlichkeit der Verfolgten, der ſeinen kühnen Entſchluß beſtimmte; einer ſiebenzigjährigen Matrone, oder der Häßlichſten ihres Geſchlechtes würde er, wenn ihr Gemüth von ſolchem Adel geweſen wäre, dieſelben Opfer gebracht haben, wie dieſer, allerdings auch äußerlich ſehr liebenswürdigen Frau.

Salvos erſte Sorge war es jetzt die beiden Kinder der Spencer Smith, den ſiebenjährigen Eduard und den fünfjährigen Sydney in Sicherheit zu bringen. Dieſe durfet

man nicht zurücklaſſen ohne ſie der Gefahr auszuſetzen, daß man ſie als Geißeln für ihre Eltern, wer weiß wohin ſchleppe; die Flucht aber der Mutter hätten die beiden Kleinen ſehr erſchwert. Der beſte Ausweg war hier zugleich der nächſte. Zu Grätz in Steyermark lebte eine dritte Schweſter der Spencer Smith; dorthin konnte man die Kinder, unter der Aufſicht ihres Hofmeiſters ohne große Schwierigkeit bringen. Es war ein ſchöner, heitrer Frühlingstag; der Marcheſe veranſtaltete eine Luſtfahrt über die Lagunen hinüber nach Fuſina, unter andren Bekannten war auch der Hofmeiſter der beiden Knaben, ein wackrer, junger Würtemberger, mit ſeinen kleinen Zöglingen dazu eingeladen. Drüben angelangt, nahm Salvo den Hofmeiſter auf die Seite. Er gab ihm hundert Louisdor und zugleich im Namen der Mutter den Auftrag, unverzüglich und auf geradeſter Straße mit ſeinen Zöglingen zur Gräfin Straſſolda, ihrer Tante zu reiſen. Ein Paß, auf den Namen des Hofmeiſters und zweier Kinder war ſchon bereit, die Extrapoſt durch den Bedienten des Marcheſe ſchon beſtellt; der wackre, junge Deutſche richtete, ohne auf ſeinem Wege einem Hinderniß zu begegnen, den empfangenen Auftrag zur vollkommnen Zufriedenheit ſeiner Herrin aus.

Ein zweiter Schritt, zur Förderung des Rettungsplanes mußte jetzt geſchehen; der Marcheſe bewog die Frau Spencer Smith einen Brief an den Generalgouverneur Lauriſton zu ſchreiben, worin ſie dieſen um Erlaubniß bat, auf ihre Reiſe nicht nur eine Kammerfrau, ſondern, wenigſtens bis nach Mailand, auch einen männlichen Begleiter, einen Freund ihrer Familie mit ſich nehmen zu dürfen, und als einen ſolchen nannte ſie den Marcheſe Salvo. Lauriſton, mit jener Artigkeit, welche die Gebildeten ſeiner Nation dem zärteren Geſchlecht ſo gern er-

weiſen, antwortete ſogleich, daß es ihm zur höchſten Freude gereiche, daß ihn die empfangenen Befehle ſeines Souveräns keineswegs hinderten einen ſolchen billigen Wunſch der Madame Spencer Smith zu gewähren; der Marcheſe Salvo wurde ihr zum Begleiter auf ihrer Reiſe gegeben, mit der vollen Verſicherung, daß man ihn auf dem ganzen Wege nicht als einen Mitgefangenen, ſondern als einen in Beziehung auf alle ſeine Handlungen vollkommen freien Cavalier betrachten werde.

Am 25. April 1806 verließ Miſtreß Spencer Smith Venedig, begleitet von vier Gendarmes und einem Corporal mit Namen Amedée. Ihr eigentliches Gefolge beſtund aus einer Kammerjungfer, Namens Louiſe, und aus dem jungen Freunde Salvo, der im Nothfall die Dienſte eines Kammerdieners zu vertreten bereit war. Außer dieſen beiden ſaß der ehrliche Amedée mit in der Gondel, und ſpäter in dem Wagen der Dame. Der Marcheſe hatte noch erſt in den letzten Tagen vor der Abreiſe aus Venedig Gelegenheit gehabt, ſich über den ganzen Umfang der Gefahr zu unterrichten, welche ſeiner Freundin drohte. Im Kabinet des Kaiſers hielt man dieſelbe für eine Agentin jener meiſt in England lebenden gefährlichen und verhaßten Parthei, zu welcher Drake ſo wie ihr eigener Gemahl, Spencer Smith, namentlich gezählt wurden. Sie erſchien dem Kaiſer gefährlicher noch als ein Mann, denn, das wußte man, ſie war durch ihre äußern Vorzüge ſo wie durch ihren Charakter, durch ihre außerordentlichen Gaben des Geiſtes geeignet mehr auf die Seelen der Männer zu wirken als mancher große Diplomat, und warum ſollte ſie England und ihren Gemahl verlaſſen haben, warum war ſie gerade jetzt nach Venedig gekommen, wo ein ſo ungewöhnlicher Zubrang der Fremden ſchon für ſich allein allerhand

Bedenklichkeiten erregte? So lag auf der bedauernswürdigen Frau ein ſchweres Gewicht des gehäſſigſten Verdachtes, ihre Gefangenſchaft würde eine ſehr harte, für eine ſolche zarte Natur unerträgliche geworden ſeyn.

Der Gouverneur Lauriſton, ſo wie der General-Director de la Garde hatten in Rückſicht auf den wahrhaft beſorglichen Geſundheitszuſtand der Dame den begleitenden Gensdarmes die Weiſung ertheilt, daß ſie, ſo oft Frau Spencer einer ſolchen Ausruhezeit bedürfe, mit ihr nicht nur über Nacht, ſondern nöthigen Falles ſelbſt etliche Tage an einem Ort verweilen ſollten, nur dürfe dieſer Ort kein Dorf oder offner Marktflecken, ſondern müſſe eine militäriſch beſetzte, befeſtigte Stadt ſeyn. Auf Salvos Rath hatte Frau Spencer vor ihrer Abreiſe dieſe Vergünſtigung ſich erbeten, denn der Marcheſe hoffte ſchon in Verona, durch einen kühnen Streich zur Ausführung ſeines Rettungsplanes gelangen zu können. Dort nämlich wohnte ein Freund ſeiner früheſten Jugend, den er wie einen eignen Bruder liebte, der Graf Leonardo Grimani. Auf engliſch ſprach der Marcheſe der Dame ſeinen Wunſch aus, daß ſie die Gensdarmes beſtimmen möge, einen Tag mit ihr in der Stadt zu verweilen, indem ſie der Ruhe bedürfe, und die Leute waren ſogleich dazu bereit.

Kaum waren die Reiſenden aus dem Wagen geſtiegen, da eilte Salvo zu ſeinem Freunde. Er fand den Vorſaal des Hotels verſchloſſen, der Hausmeiſter ſagte ihm, daß der Graf auf ſeinem etliche Meilen weit abgelegnen Landſitze ſey. Durch einen reitenden Boten von der Poſt ſendet er dem Freunde einen Brief, darin er ihn bittet, daß er in der nächſten Nacht um 1 Uhr ſich in der Arena einfinden möge. Der Marcheſe wolle da, unter der ſiebenten Arkade vom Eingang zur Linken ſeiner warten; ein leiſes

Klatſchen der Hände ſolle das Zeichen ſeyn, auf welches der Verborgene ſogleich aus ſeinem Verſteck hervortreten werde. Er vertraue feſtiglich auf die Hülfe des treuen Freundes ſeiner Jugend in einer Angelegenheit, bei welcher ſeine Ehre, ſeine Freiheit, ja ſein Leben in der höchſten Gefahr ſeyen, und welche zugleich zur größeſten Vorſicht und Verſchwiegenheit auffordere.

Der Poſtillon kam nicht mit der erwarteten Antwort zurück; der edle Marcheſe beurtheilte ſeinen Freund nach ſich ſelber und ſo wie er einer ſolchen Aufforderung augenblicklich würde gefolgt ſeyn, hoffte er daſſelbe auch von dem Grafen Grimani. Er hatte ſich im Gaſthaus ein Schlafzimmer zur ebenen Erde gewählt, das nach der Straße heraus gelegen war, ſobald er bemerkte, daß im ganzen Hauſe ſo wie auf der Straße eine vollkommne Stille herrſche, öffnete er das Fenſter und ſtieg, in ſeinen Mantel gehüllt hinaus. Ein Blick nach den Fenſtern der Frau Spencer überzeugte ihn, daß dieſe wach und in großer Bewegung ſey, denn obgleich die Vorhänge zugezogen waren, konnte er doch bei dem Scheine des Lichtes, das im Zimmer brannte, es bemerken, daß Jemand den Fenſtern, horchend und ſpähend bald ſich nahe, bald wieder davon entferne.

Die Nacht war trübe und regnigt; der Mond im erſten Viertel und ſchon dem Untergehen nahe, brach nur auf einzelne Augenblicke aus dem Gewölk hervor, doch der Marcheſe war mit allen Gaſſen und Plätzen der Stadt wohl bekannt, er fand ſich ohne Schwierigkeit zur Arena, und nach dem verabredeten Bergungsorte unter dem ſiebenten Bogen zur Linken des Einganges hin. Es ſchlägt eins, es vergeht eine Stunde der ſtürmiſch regnigten Nacht nach der andern, der Tag beginnt zu grauen, und der erwartete Freund kommt nicht. Endlich ſcheint es dem Mar-

cheſe, um keinen Verdacht zu erregen, nöthig, ſich wieder auf ſein Zimmer zu begeben. Er geht an der Poſt vorüber; ſein reitender Bote iſt ſo eben zurückgekehrt, mit einem Briefe des Grafen, der nichts als flache Entſchuldigungen enthält und deutlich zu verſtehen gibt, daß er nicht geſonnen ſey, ſich in Dinge zu miſchen, die vielleicht für ihn von bedenklichen Folgen ſeyn könnten. — „Das iſt mir ein Freund, ein Freund nach der Welt,“ ſpricht der Marcheſe, als er den Brief außen auf der Straße geleſen; zähne-kniriſchend vor Zorn zerreißt er ihn und wirft die Fetzen umher.

Am Morgen, beim Frühſtück, erzählt er mit wenig Worten der Freundin, was ihm geſchehen und wie ſeine Erwartung auf die Hülfe eines vermeintlichen Freundes getäuſcht worden ſey; Frau Spencer in ihrer ernſten, ſanften Weiſe ſucht ihn zu beruhigen. In der Stunde, die man geſtern den Gensdarmes beſtimmt hatte, verließ man Verona; am erſten Mai gegen Abend kam die kleine Karawane in Brescia an, wo der weitren Verabredung nach ein Raſttag ſollte gehalten werden.

Auf dem Wege dahin hatte der Marcheſe ſich mit nichts Andrem beſchäftigt, als mit Plänen zur Rettung ſeiner Freundin. Zwar die Hoffnung, daß Frau Spencer im Schloſſe ſeines vermeintlichen Freundes, des Grafen Grimani einen ſichern Bergungsort finden werde, war jetzt zu nichte geworden, aber ein andrer Gedanke war ihm, nach langem Hin- und Herſinnen, gekommen. Er hatte ſich im Jahr vorher einige Zeit zu ſeinem Vergnügen am Ufer des Gardaſees aufgehalten und war damals öfters auf einem kleinen Fiſcherboot von Salons nach Riva gefahren; könnte er mit der Gefangenen nur Salons erreichen, dann, ſo hoffte er, ſollte die weitre Flucht durch

Tirol nach Steyermark nicht mehr ſo ſchwer ſeyn. Er theilte der Gefangenen ſeine Hoffnungen, ſo wie die Ausſichten auf ihre Erfüllung mit; der brave Amedée, den die Bewegung des Wagens öfters in ſüßen Schlummer wiegte, achtete nicht auf die Geſpräche in einer Sprache, die er nicht verſtand.

In Brescia angelangt, ſahe ſich der Marcheſe zuvörderſt nach einem Gaſthauſe um, das zur Ausführung ſeines Planes günſtig gelegen ſey. Seine Wahl fiel auf den Gaſthof delle due Torre. Kaum hatte man hier die Dame auf ihr Zimmer gebracht, da ſuchte Salvo den Corporal der Gensdarmes, den ehrlichen Amedée, auf, einen Menſchen von durchaus harmloſem Naturell und bei beſtändig guter Laune; mit dienſtfertigem Eifer dem freigebigen Marcheſe zugethan. „Mein lieber Amedée,“ ſo redete er dieſen an, „ich befinde mich in einer peinlichen Verlegenheit. Ich habe mich da in eine Sache eingelaſſen, die mir viele Sorgen macht. Wir gehen jetzt nach Mailand, ich kenne den Vicekönig, den Prinzen Eugen, perſönlich und bin demſelben viele, hohe Verbindlichkeiten ſchuldig. Was wird dieſer verehrte Prinz von mir denken, wenn er mich als den Begleiter und Schützer einer Staatsgefangenen, einer Dame, auf welcher ein politiſcher Verdacht haftet, wiederſieht. Ich kann mich wahrhaftig dieſer Schande nicht ausſetzen. Es wird deshalb wohl das Beſte ſeyn, wenn ich mich gleich hier von der Dame trenne, und erſt jenſeits Mailand wieder zu euch komme.“

„Hab ich mirs doch,“ ſo ſagte Amedée mit wichtiger Miene und jedem Worte des Marcheſe Beifall nickend, „ſchon längſt gedacht, daß für einen Herrn, wie Sie ſind, eine ſolche Sache ſich nicht recht ſchicken will. Und wozu überhaupt bedarf die arme Dame einer ſo vornehmen Be-

gleitung. Wir werden alle mögliche Sorge für ſie tragen, und ſie gewiß ſicher und wohlbehalten an Ort und Stelle bringen."

„Ganz recht," ſagte der Marcheſe, „aber, mein lieber Amedée, Ihr werdet es begreiflich finden, wie ſchwer ich mich entſchließen kann, der guten Dame meine Abſicht ſelber mitzutheilen. Uebernehmt Ihr, mein lieber Freund, dieſes Geſchäft; kündigt ihr, ſobald ihr ſie morgen ſehet, meine nahe Trennung von ihr an, und wenn Ihr wollt, laßt ihr auch die Hoffnung auf meine Zurückkehr. Ich werde ſogleich morgen früh die nöthigen Vorbereitungen zu meiner Abreiſe treffen; wenn ich damit zu Stande bin, will ich die Dame noch ſprechen, aber, verſteht mich wohl, ohne Zeugen."

„Ich verſtehe wohl," ſagte der gefällige Corporal, indem er eine liſtige Miene annahm, und dabei mit den Augen blinzelte; „beſorgen Sie nur ruhig Ihre Geſchäfte; es ſoll Sie kein Menſch bei Ihrer letzten Unterhaltung mit der Dame ſtören."

Der Marcheſe beſtieg am andren Morgen ein Poſtpferd und ritt nach Salo am Gardaſee. Dort bei ſeinen ihm wohlbekannten Schiffern beſtellte er für den nächſten Tag, von früh 3 Uhr an zwei Fahrzeuge, ein kleineres für ſich und ſeine Begleiterin, ein größeres für einen Extra-Poſtwagen und die dazu gehörigen Pferde. Er bezahlte die Taxe des Fuhr- und Fährlohnes voraus, und überdieß ſtund der freigebige Herr bei den Bewohnern von Salo in gutem Andenken. Er eilte zurück nach der Stadt, Amedée, wie er verſprochen, ließ ihn ohne Zeuge des Geſpräches zu ſeyn, zu Frau Spencer hinein. Ihr kündigte er jetzt die Nothwendigkeit an, daß ſie in der nächſten Nacht als Mann verkleidet auf einer Strickleiter aus ihrem

LOR INST. OXFORD

Zimmer herabſteigen, und mit ihm allein entfliehen müſſe. Wie er erwartet hatte, ſo geſchahe es, die gute Frau, welche ſonſt in Allem, was auf dem Wege der Ordnung gieng, ihre ruhige Faſſung zu bewahren wußte, gerieth bei der Zumuthung ſo ungewöhnlicher Dinge in heftige Bewegung; ſie zitterte und weinte; er konnte ihr nur wiederholen, daß dieß der einzige Ausweg zu ihrer Rettung ſey, und ihr noch ſagen, daß ſie um 9 Uhr des Abends ein Seil von ihrem Fenſter herablaſſen ſolle, um daran ein Paquet und eine Strickleiter hinauf zu ziehen. Weitere Anweiſungen ſollte ein Brief enthalten, den er zu dieſem Zweck ſchreiben und mit dem Paquet ihr zuſtellen wollte.

Der Marcheſe hatte ſich unvermerkt das Material zu einer Strickleiter verſchafft, er brachte dieſe während des übrigen Theils des Tages mit eigner Hand zu Stande; die Höhe des Fenſters, aus welchem Madame Smith herabſteigen mußte, betrug zum Glück nicht mehr als 10 bis 12 Fuß. Punkt neun Uhr fand er ſich in dem kleinen Gäßchen ein, nach welchem das Zimmer der Gefangenen hingelegen war. Im Zimmer der Frau Spencer ſo wie in dem daran ſtoßenden, welches die Gensdarmes inne hatten, ſahe man Licht. Mit dem Schlag neun Uhr hatte ſich das Fenſter im Zimmer der Dame leiſe aufgethan, ein Seil wurde herabgelaſſen, vorſichtig nahete ſich der Marcheſe und knüpfte ein großes Bündel an das Seil, welches augenblicklich hinaufgezogen wurde. Der trübe, mit Regen drohende Himmel, die Abgelegenheit des Gäßchens vom Verkehr der Stadt und die Sorgloſigkeit der Gensdarmes, welche laut ſchwatzend und Tabak rauchend bei ihren Weinflaſchen ſaßen, begünſtigten das Geſchäft, welches in wenig Minuten vollendet war. Der Marcheſe, ſobald er den Bündel in Sicherheit wußte, zog ſich nach ſeinem Bergungsort zurück: nach einer

ſo eben leer ſtehenden Scheune, welche ganz nahe bei dem Thor ſich befand, durch welches der Weg nach Salo hinaus⸗führte. Dort ſtund ein leichter Wagen mit guten Pferden beſpannt, den er, um ziemlich hohen Preis, mit Erlegung einer Unterpfandsſumme auf 48 Stunden gemiethet hatte. Er warf ſich auf das Stroh hin, um wo möglich einige Minuten zu ſchlafen, denn es war voraus zu ſehen, daß, wenn man nicht etwa am andern Tag ihn durch ein Kriegs⸗gericht zur ewigen Ruhe ſendete, er für mehrere Nächte nicht zum Schlafen kommen werde. Doch das innre Bangen vor dem ungewiſſen Ausgang des kühnen Wag⸗ſtückes ließ ihn zu keinem eigentlichen Schlafe kommen.

In dem Bündel, der jetzt in den Händen der Miſtreß war, fand ſich außer einem vollſtändigen männlichen An⸗zug und der Strickleiter ein Fläſchchen mit 25 Tropfen Laudanum. Der dazu gefügte Brief gab der Dame die Anweiſung, daß dieſe, in jedem Falle unſchädliche Doſis Opium benutzt werden ſolle, um das Kammermädchen ein⸗zuſchläfern, wenn etwa daſſelbe der Flucht ihrer Herrſchaft hinderlich werden könne. Mit Schlag 11 Uhr, ſo beſtimmte der Brief weiter, ſolle Frau Spencer die Strickleiter herab⸗laſſen und an ihr herunterſteigen.

Es war jetzt zehn und ein halb Uhr, der Marcheſe machte ſich auf den Weg zum Gaſthaus. Er war in einen großen Soldatenmantel gehüllt, hatte einen dreieckigen, mi⸗litäriſchen Hut auf ſeinem Haupte, und ſchritt, als ein zur Beſatzung der Stadt Gehöriger, mit Sicherheit einher. Er kam zu dem kleinen Gäßchen unter die Fenſter der Ge⸗fangenen. Aber wie groß war hier ſein Schrecken; Alles ſchien entdeckt; denn das Fenſter am Zimmer der Gens⸗darmen war geöffnet; nirgends ſahe man ein Licht, dort im dunklen Zimmer mochten vielleicht die Wächter den

Augenblick abwarten, wo ſie ihn und die Miſtreß auf friſcher That der Flucht ergreifen konnten. Er nahte ſich, vorſichtig nach allen Seiten umherblickend; da hörte er zu ſeinem Troſte das laute Schnarchen der Waffenmänner; ein Conzert, bei welchem die tiefe Baßſtimme des ehrlichen Amedée am meiſten ſich hervorthat.

Die Uhren der Stadt ſchlugen jetzt 11. Als die Glocke der nächſtſtehenden Kirche ausgeſchlagen hatte, zeigte ſich ein ſchwacher Lichtſchimmer am Fenſter der Gefangenen. Dieſe erſchien, als Jüngling gekleidet; das treue Kammermädchen Louiſe warf zuerſt ein Paquet hinunter, das der Marcheſe auffing, dann ließ ſie ein Käſtchen mit dem Brillantenſchmuck ihrer Dame an dem Seile hinab. Die Frau Spencer, nachdem ſie in einem kurzen, inbrünſtigen Gebet ſich Gott befohlen hatte, ſetzte jetzt ihre Füße hinaus auf die ſchwankende Strickleiter; ſie fieng an hinabzuſteigen. Sie iſt noch nicht weit gekommen, da überfällt ſie ein Schwindel; krampfhaft klammert ſie ſich an den Seilen der Leiter an, ſie kann weder vorwärts noch rückwärts. „Faſſen Sie Muth,“ ruft ihr mit halblauter Stimme der Marcheſe zu, „nur noch einige Stufen weiter dann laſſen Sie ſich fallen; meine Arme werden Sie auffangen.“ In dieſem Augenblick hört man Fußtritte von nahenden Männern. „Wir ſind beide verloren,“ ſpricht der Marcheſe, „wenn Sie meinem Rathe nicht folgen.“ Die geängſtete Frau, der Ohnmacht nahe, ihrer Beſinnung beraubt, läßt die Stricke aus den Händen los; ſie ſtürzt hinab auf ihren Befreier, auch dieſer fällt unter der Laſt zu Boden, und nur der Bündel, auf den er zum Glück hinfällt, ſchützt ihn dabei vor Beſchädigung. Indeß gehen die beiden Männer, deren Fußtritte man gehört hatte, laut ſingend in der Nähe vorüber, ohne in dem Dunkel der Nacht und wie es ſchien ihres

Rauſches von dem was unter den Fenſtern des Gaſthofes vorgieng, etwas zu bemerken. Auch die ſchlafenden Gensdarme ſchnarchten in gleichmäßigem Takte fort, und der, welcher vor der Thüre der Miſtreß die Wache hielt, hatte auch, von dem was im Innern deſſelben geſchahe, ſich nichts träumen laſſen.

Die beiden Flüchtlinge ſchritten jetzt ſo raſch als möglich der Scheuer zu. Dort ſank die Dame erſchöpft nieder. „Mein Gott,“ ſo rief ſie, „welch ſchreckliche Nacht iſt dieß. Ach, wenn ſie wüßten, was geſchehen iſt.“ Der Marcheſe bat ſie, ſich zu beruhigen. „Iſt ja,“ ſo ſprach er, „das Schwerſte nun glücklich vorübergegangen, bald, dieß hoffe ich zu Gott, ſind Sie außer Gefahr, ſind für Ihren Gemahl, Ihre Kinder und Ihre Schweſtern gerettet.“ — „Ach,“ ſo antwortete die Miſtreß, innig weinend, „wie könnte ich ruhig ſeyn? — Denken Sie, meine arme Louiſe, das treue Mädchen, hat, damit ſie außer Stand ſeyn möchte, die Fragen über meine Flucht zu beantworten, die ganze Portion des Opiums, die Sie uns ſendeten, ohne daß ich es hindern konnte, verſchluckt.“ Ein Schreck, nicht über die vermeintliche Lebensgefahr des Mädchens, denn er wußte, daß dieſe Furcht ungegründet ſey, ſondern von andrer Art durchſchauerte in dieſem Augenblicke die Seele des Marcheſe. Als er mit der Miſtreß entfloh, hatte er vergeſſen die Strickleiter vom Fenſter abzureißen; Louiſe, ſo hatte er, als das Verſäumniß ihm einfiel, gehofft, würde dieſelbe hinaufziehen. Jetzt aber, ſo durfte man vermuthen, lag das arme Mädchen längſt in tiefem Schlafe; beim erſten Grauen des Tages konnte ein Vorübergehender die Strickleiter entdecken und Lärm machen. Er läuft ſo ſchnell er kann, nach dem Gaſthaus zurück; die Strickleiter iſt nicht mehr da. Louiſe hatte, ehe ſie ſich ſchlafen legte, ſie abgeſchnitten, ſie lag unten am Boden. Der Marcheſe rafft

dieſelbe zuſammen, er wirft ſie in einen Schmutzwinkel des Seitengäßchens und kehrt beruhigt zu der geängſteten Frau zurück. Aber auch dieſe hatte ihre gewöhnliche Faſſung und Ruhe wieder gefunden, denn ſie trug den Quell dieſer Ruhe in ihrem frommen Herzen.

Die Beiden ſetzen ſich in den Wagen; der Marcheſe kutſchirt. Wie aber jetzt, in der Mitternachtsſtunde aus dem verſchloßnen Thore der Feſtung hinauskommen? Auch für dieſen Fall hatte Salvo ſchon Vorſorge getroffen. Er zieht eine blaue Offiziersmütze mit breiter goldner Treſſe und großer goldner Quaſte aus dem Cabriolet hervor, ſetzt ſie auf ſeinen Kopf und fährt in ſchnellem Trabe nach dem Thore hin. „Wo iſt,“ ſo ruft er hier mit donnernder Stimme, „der Thorhüter? Herbei, du Pflichtvergeſſener, ich werde dich caſſiren laſſen.“ Der Thorwärter, aus ſeinem Schlafe aufgeſchreckt, tritt mit den Schlüſſeln in der Hand, hervor. „Wer iſt da,“ ruft er, „und was begehrt man von mir?“ — „Der Oberſt des dritten Regimentes. Ich habe dir geſtern anſagen laſſen, daß ich heute, kurz nach Mitternacht in wichtigem Geſchäft zum Thor hinausfahren müſſe, man wird dich wegen deiner Nachläßigkeit zur Verantwortung ziehen; ich hatte dich an deinem Poſten erwartet.“ „Mein Herr Oberſt,“ ſpricht der Thorwärter ganz demüthig, „ich kann Ihnen verſichern, daß mir nichts gemeldet worden iſt.“ „Nur keine lange Entſchuldigung,“ donnert ihm der Marcheſe zu, „augenblicklich öffne mir die Thore.“ Der Thorhüter, indem er ehrerbietig ſeine ſeidne Mütze in der Hand hält, ſchließt die drei Flügelthüren des Thores auf, läßt den Wagen hinaus, und legt ſich, nachdem er hinter denſelben wieder zugeſchloſſen, von neuem zur Ruhe nieder.

Der Morgen des 3. Mai fängt an zu dämmern, als die beiden Flüchtlinge in Salo ankommen. Dort ſtehen

die beiden Fahrzeuge; das eine mit dem Wagen, der ſie zu Lande weiter führen ſoll, bereit; der Marcheſe gibt das Fuhrwerk, das er in Brescia gemiethet hatte, in ſichere Hände zurück, die Ruderer greifen rüſtig ihr Werk an, bald ſieht man das Ufer von Salo weit hinter ſich. Zum erſten Male ſeit vielen Tagen und Nächten athmete die bedauernswürdige Frau wieder frei auf, der Strahl, den die aufgehende Sonne über die grünenden Ufer und den Spiegel des Sees ergießt, zerſtreut ihre Sorgen, weckt ſie zum freudigen Hoffen; der milde Lufthauch, gemiſcht mit dem Duft der blühenden Orangerie, geht wie ein linderndes Balſam in ihre Bruſt ein, ſie verſinkt in einen ſanften Schlaf. Neu belebt und erfriſcht kommt ſie in Riva an, wo ſie während des kurzen Verweilens im Gaſthaus, die ihrem Geſchlecht fremdartigen Kleider, mit den eignen, die der Bündel enthielt, vertauſcht, dann, ohne Verzug, ſetzt man die Reiſe nach Trient fort.

Es war Abend als die beiden Reiſenden hier ankamen. Trient war damals im Beſitz von Bayern, ſtand jedoch, wie dieſes Land ſelbſt, ganz unter franzöſiſchem Einfluß. Der Marcheſe wollte, damit die Weiterreiſe am andern Morgen nicht gehindert ſey, noch heute ſeinen Paß viſiren und den nöthigen Auslaßſchein haben. Jener Paß war freilich keineswegs in vollkommener Ordnung, unter andern hatte auch, weil jetzt Frau Spencer wieder als Dame gekleidet war, der Marcheſe das Wort Cameriere (Kammerdiener) in Cameriera (Kammerjungfer) umgewandelt. Der Polizeikommiſſär, ſchon verdrießlich darüber, daß man ſo ſpät ihn beunruhige, verweigerte das Viſa und die Erlaubniß zur Abreiſe; er beſtellte die Paßinhaber auf den andern Morgen um 8 Uhr zu einem weitern Verhör und Beſcheid; es ſchien nichts Anders übrig zu bleiben als zu Fuße aus-

zubrechen, um ſo der neuen Gefahr zu entgehen. Die bedauernswürdige Miſtreß, ſo ſchwach und ſo erſchöpft ſie ſich auch durch die Unruhen der letzten Tage fühlte, erklärte dennoch ſich bereit zu dem ſchweren Unternehmen, das ſie für durchaus unvermeidlich hielt.

Der Marcheſe hatte, ſeit ſeinem Eintritt in das Gaſthaus, die Phyſiognomie des Wirthes ganz beſonders aufmerkſam ins Auge gefaßt. Er bedurfte hier eines Menſchen von zuverläſſigem Charakter, auf deſſen freundliche Theilnahme und guten Rath er vertrauen konnte. Als ein ſolcher erſchien ihm, ſeinem Ausſehen, wie ſeinem ganzen Benehmen nach, dieſer Mann. Er nahm denſelben bei Seite, und fragte ihn nach dem ſicherſten, beſten Wege den er zu nehmen habe. Der Wirth betrachtete ihn mitleidig. „Es iſt,“ ſo ſagte er, „eine zu harte Zumuthung an Ihre zarte Dame, jetzt um Mitternacht eine Fußreiſe durch unſere Gebirgsgegenden anzutreten. Sie wird kaum eine Stunde weit kommen, ohne der Anſtrengung zu erliegen. Darum biete ich Ihnen ein andres Auskunftsmittel an. Sie ſtehen hier noch unter keiner polizeilichen Aufſicht und ich vertraue Ihrem mir gegebenen Ehrenwort, daß Sie frei ſind von allen gefährlichen, feindlichen Abſichten gegen mein Vaterland und meine Regierung. Ich bin bereit Ihnen ein leichtes, einſpänniges Fuhrwerk, deſſen ich mich zu kleinen Landpartheien zu bedienen pflegte, und dazu ein gutes, kräftiges Pferd abzulaſſen. Der Preis, den ich dafür beſtimmen will, wird Sie überzeugen, daß ich nicht geſonnen bin aus der augenblicklichen Noth eines meiner Nebenmenſchen einen Vortheil zu ziehen. Wenn Sie dieſes Mittels ſich bedienen wollen, wird es Ihnen leicht ſeyn ſchon im Verlauf dieſer Nacht aus unſrem Stadtgebiet in eine Gegend zu entkommen, wo kein übertrieben ängſtlicher und

mürriſchen Polizeibeamten. Sie wegen ſolcher Kleinigkeit, wie der Anſtand iſt, bei der hieſige bei Jhnen Paß genommen, beläſtigen wird.

Wir haben kaum nöthig es zu erwähnen, daß unſre beiden Reiſenden mit herzlicher Dankbarkeit das Anerbieten des wackren Gaſtwirthes annahmen. Der gute Mann ſchirrte ſelbſt das Fuhrwerk an, half der Miſtreß und ihrem Begleiter beim Einſteigen in daſſelbe und ſetzte ſich ſelbſt mit auf, um den beiden Fremden durch Angabe ſeines Namens bei dem Thorwärter aus der Stadt hinauszuhelfen.

Es war zwei Uhr des Morgens als der Einſpänner außer den Mauern von Trient das Freie erreichte. Der Wirth begleitete ſeine Gäſte noch ein gut Stück Weges, dann nachdem er ihnen treuherzig die Hand geſchüttelt und Gottes Geleit gewünſcht hatte, kehrte er nach der Stadt zurück.

Durch das, was ihnen in Trient begegnet war, eingeſchüchtert, hatten unſere beiden Reiſenden es für nöthig gefunden ihren anfänglichen Reiſeplan in etwas abzuändern. Es ſchien ihnen, nach ſolchen Erfahrungen nicht rathſam den Weg durch die größeren, militäriſch ſtark beſetzten, polizeilich ſtreng überwachten Städte zu nehmen, obgleich derſelbe zum ſchnelleren Fortkommen der vortheilhafteſte geweſen wäre. Statt nach Botzen, Brixen und Jnspruck hatte der Marcheſe beſchloſſen durch das Valſugathal über Pergine, Borgo und Primolano zu gehen, dann über Feltre, Belluno, Longarone den Weg in das nördliche Tirol und in das Drauthal bis nach Lienz einzuſchlagen, von wo aus er die weitre Richtung durch das Jſelthal und Tauernthal dann über die Velber Tauern nach dem Salzachthale und zuletzt über Radſtadt nach dem erſehnten Ziele der Reiſe, nach Steyermark zu nehmen gedachte. Die Reiſecharte, welche der

gute Marcheſe bei ſich trug, legte freilich der Entwerfung dieſes Planes keine beſondern Schwierigkeiten in den Weg; die Mühſeligkeiten aber und die Gefahren die ſich bei ſeiner Ausführung einſtellen ließ dieſe Charte nicht errathen.

Ein kleines, leichtes Vorſpiel der künftigen Beſchwerden, fand ſich ſchon heute, am erſten Tage ein. Ein kräftiger Tiroler würde freilich die Stöße des Fuhrwerkes, das keineswegs in Federn hieng, ſondern von der handfeſten Bauart unſrer Bauernwägen war, nicht geachtet und kaum bemerkt haben, der zarten Miſtreß ſahe man es aber bei jedem ſolchen Stoße an, wie empfindlich ihre Nerven für eine ſo ungewohnte Erſchütterung ſeyen. Sie bog ſich, in ihren Mantel gehüllt, bald auf dieſe bald auf jene Seite des Wagenſitzes, während der Marcheſe vorn auf dem Bocke ſaß, und als Kutſcher das Fuhrwerk lenkte. Gegen Morgen, als der Weg von den Hügeln, jenſeits Civezzano ſich hinabzog ins Thal, fühlte ſich die bedauernswürdige Frau ſo angegriffen, daß ſie den Begleiter bat etwas langſamer zu fahren, dieſer aber, der die Gefahren jedes kleinen Verzuges wohl erkannte, durfte, zu ſeinem Bedauern den Wünſchen der guten Miſtreß nur wenig nachgeben. Die Sonne war jetzt aufgegangen und beleuchtete die Gebirgsgegend, da vernahm der Marcheſe aus einiger Entfernung hinter ſich das Rollen eines Wagens, das Klatſchen einer Peitſche. Das Fuhrwerk kam aus Trient. Es näherte ſich immer mehr und man konnte beim Strahl der Morgenſonne deutlich ſehen, daß es eine Kaleſche war, in welcher Militärperſonen ſaßen. Die Miſtreß ward bleich und zitterte, auch der Marcheſe ahnete nichts Gutes; er ſahe in dieſen Leuten, mit großer Wahrſcheinlichkeit, nachſetzende Verfolger. Ein Entſchluß mußte ſchnell gefaßt werden. Den vermuthlichen Verfolgern ſchien die Sonne ins Geſicht, ſie hatten, das

durfte man [illegible]; das kleine Fuhrwerk der beiden Flüchtlinge noch gar nicht oder nur undeutlich bemerkt; eine Wendung von der Straße hinweg, noch der Stille konnte diese retten.

Aber ein solcher Ausweg war hier schwierig genug; denn auf der einen Seite der Straße erhob sich ein gäher dicht mit Gehölz bewachsener Abhang, auf der andern war ein tiefes Thal, auf dessen Grund ein Waldbach floß. Es blieb dem Marchese nichts übrig als da hinab ins Gebüsch sich einen Weg zu bahnen. Er stieg ab, nahm das Pferd beim Zügel und ließ es mit dem Wagen über Stock und Stein hinablaufen in das Thal, dann über den Bach hinüber in ein Dickicht von Buschwerk und jungen Bäumen, das die Flüchtlinge sammt ihrem Fuhrwerk vollkommen verbarg.

Erst hier konnte er sich Zeit nehmen, nach seiner armen Begleiterin sich umzusehen. Diese war außer sich über das halsbrechende Wagestück; sie saß händeringend im Wagen, und mit einer an ihr niemals sonst bemerkbaren Aufregung rief sie dem Marchese zu: „Mein Gott, schon zu lange hat dieser vergebliche Kampf um die Erhaltung meines armen seligen Lebens gedauert. Warum haben wir die Verfolger nicht erwartet? was haben wir für Hoffnung dieser Art der Gefahren zu entkommen? Ist nicht ganz Europa jetzt dem gewaltigen Manne unterthänig? Ich bitte Sie Herr Salvi verlassen Sie mich und mein Schicksal. Führen Sie mich nach Mailand, dort vor der Stadt verlassen Sie mich und entfernen sich dann schnell, ehe man Sie ergreift." Die gute Frau weinte dabei und schien sich gar nicht mehr fassen zu können. Der Marchese indeß auf der andern Seite verwies ihr freundlich ihren Kleinmuth; er bewies ihr, daß der Vorschlag, den sie so eben machte, ohne die größesten Gefahren für sie beide nicht auszuführen sey. Das gute Gelingen

des Anfanges der Flucht ſey eine Bürgſchaft für Gottes ferneren Schutz. Er erinnerte ſie an ihre Pflichten als Mutter, als Gemahlin und Tochter.

In dieſem Augenblick hörte man den Wagen, der all dieſen Schrecken erregt hatte, oben auf der Straße vorbeirollen; die vermutheten Verfolger hielten keinen Augenblick in ihrem Laufe ſtill, bald war ihr Fuhrwerk ſo weit entfernt, daß man nichts mehr davon hörte, noch ſahe. Der Marcheſe verließ jetzt die Miſtreß, um nach einem Ausweg aus dem natürlichen Verhau des Thales zu forſchen; denn wenn er auf den Abhang hinaufblickte, an welchem er vorhin herabgekommen war, da mußte er es für ein Wunder halten, daß nicht Roß und Menſchen und Wagen durch plötzlichen Sturz zerſchmettert worden waren. Nach einigen Minuten kam er zurück, und berichtete ſeiner Begleiterin, daß er einen Steig aufgefunden habe, der allenfalls auch für den Einſpänner befahrbar ſey, derſelbe führe auf der andren Seite des Thales nach einer Anhöhe hinauf, wo ſich ohnfehlbar Wohnungen der Menſchen und von ihnen aus ein Weg wieder hinaus auf die Straße finden werde.

Madame Spencer hatte ihre gewöhnliche Faſſung und Ruhe wieder gefunden. Während Salvo das leichte Fuhrwerk häufig mit ſeinem Arme ſtützen mußte, war ſie ausgeſtiegen und gieng großentheils zu Fuß den Berg hinan. Die Sonne ſchien ihr heiß ins Geſicht, ihre Füße trugen nur noch mit Mühe den zarten Körper; von Zeit zu Zeit mußte ſie ſtehen bleiben, um im Schatten einer Felſenwand oder eines Baumes wieder friſchen Odem zu ſchöpfen. Endlich, gegen Mittag war die Anhöhe erſtiegen, und hier bemerkten die beiden Flüchtlinge zu ihrer unausſprechlichen Freude ein vereinzelt daſtehendes Haus, das hinter

einem Walde von Kaſtanien- und Obſtbäumen ſo verſteckt lag, daß eine genaue Ortskenntniß oder ein ganz beſonders glücklicher Zufall dazu gehörte, um es zu entdecken. Denn der betretenere Steig nahm dem Anſcheine nach eine Richtung, etwas entfernt von dem Hauſe vorbei, und mit allerhand Krümmungen führte ein wenig bemerkbarer Waldweg, von mehreren andern ſeiner Art durchkreuzt, zu dem Bauernhof hin. Endlich hielt der Wagen vor der Thüre des Hauſes; dieſe aber war feſt verſchloſſen, von innen heraus hörte man nur das Gebell mehrerer großen Hunde. Der Marcheſe klopfte an; nach einiger Zeit zeigte ſich an einem Fenſter, oberhalb der Hausthür ein junges Weib, welches unwillig fragte, was die Fremden hier wollten? — „Nur ein wenig ausruhen wollen wir bei euch,“ antwortete Salvi, „und für Geld und gute Worte ein wenig Milch und Brod haben.“ — „Dies Haus iſt keine Schenke,“ rief das junge Weib, „und was führt euch gerade hieher zu uns? Es geht hier kein ordentlicher Weg her, den Weg, auf welchem Ihr kommt, kenne bloß ich und mein Mann und etliche wenige Leute im andren Thale.“ — „Ich bin,“ antwortete Salvi, „Profeſſor der Botanik in Pavia und meine Frau begleitet mich auf allen meinen Wanderungen. Wir ſind wahrhaftig nicht willig und gern zu euch daher gerathen; ſondern weil wir uns hieher verirrt haben. Des nun beſinnt euch nicht lange, thut eure Thüre auf, und gebt uns etwas zu eſſen, unſer guter Wille ſoll euch nicht gereuen.“

Nach einiger Zögerung entſchloß ſich die Frau ihre Thür zu öffnen. Sie führte die Miſtreß in ein großes, reinliches, ländlich wohl ausgeſtattetes Zimmer des unteren Stockes ein, deſſen Kühle der erſchöpften Dame ſehr wohl that, und während dieſelbe Angeſicht und Arme durch Waſ-

ſchein in friſchem Waſſer erquickte, beſorgte der Manchego die Pflege des Pferdes. Nach einiger Zeit brachte die Bäuerin ein gut bereitetes, nahrhaftes Mittagseſſen, welchem der Hunger der beiden Gäſte noch eine ganz beſondre Würze gab. Dieſe hatten ſo eben ihre Mahlzeit beendet, da trat der Herr des Hauſes herein. Es war ein Mann von gewaltigem Wuchs und Gliederbau, bewaffnet mit dem Stutzen (der kurzen Muskete) der Gebirgsſchützen und mit einem Säbel; zwei Piſtolen und ein langer Dolch in ſeinem Gürtel. Der ſchwarze Bart und das gebräunte Angeſicht gaben dem mißtrauiſch finſtern Blicke, womit er die beiden unerwarteten Gäſte betrachtete, noch einen größeren Nachdruck. Seine Frau ſagte ihm, wer die Fremden ſeyen, und durch welchen Zufall ſie hieher kamen; der Mann, den Gruß derſelben kalt erwiedernd, legte ſeine Waffen, bis auf den Dolch, den er im Gürtel behielt, von ſich, und gieng mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Auf einmal bemerkte er das Schmuckkäſtchen vor Frau Spencer, das neben ſeiner Beſitzerin ſtand, griff mit roher Hand nach demſelben, und öffnete es raſch mit dem kleinen goldnen Schlüſſel, der, weil die Dame kurz vorher nachgeſehen hatte, ob die Stöße des Wagens keine Unordnung angerichtet haben, zufällig noch im Schloſſe ſtack. Die koſtbaren Brillanten und andern Juwelen blitzen ihm in die Augen. „Aha,“ rief er, „ſo hatte ich mich doch nicht getäuſcht; euer Fuhrwerk, euer verdächtiges Ausſehen, der Umſtand, daß ihr euch hieher in dieſe unwegſame Gegend geſchlichen habt, ließ mich gleich errathen, daß ihr Leute ſeyet, die kein gutes Gewiſſen haben; nun ſehe ich, wer ihr ſeyd, Diebe ſeyd ihr und vielleicht gar Mörder.“

Madame Spencer, mit einem Schrei der tiefſten Angſt, ſank auf einen Stuhl zurück; das Bauernweib, von Mitleid

ergriffen, nahm sich der Ohnmächtigen an, brachte ihr ein Glas Waſſer. — „Ihr ſeyd keine gewöhnlichen Reiſenden,“ fuhr der Gebirgsſchütze fort, „und es iſt meine Pflicht, euch, ihr junger Mann, zu arretiren, und euch an die nächſte Ortsobrigkeit abzuliefern, die euch als Gefangenen nach Trient bringen wird.“ Mit dieſen Worten gieng er auf den Marcheſe zu, deſſen Piſtolen draußen im Wagen ſich befanden, und welcher keinem Kampf der unbewaffneten Arme mit dieſem Rieſen gewachſen war. „Hört mich nur an,“ rief ihm Salvo zu. Er nahm hierauf den Mann bei Seite, erzählte ihm, im Allgemeinen mit der Wahrheit übereinſtimmend, daß ſie allerdings unſchuldig verfolgte Flüchtlinge ſeyen, er bot ihm eine anſehnliche Summe für ſeine und ſeiner Begleiterin Freiheit an. „Ihr könnt mir bieten was ihr wollt,“ rief der Mann, „ich laſſe euch doch nicht fort. Je mehr Ihr euch ſträubt, deſto mehr überzeuge ich mich, daß Ihr ein Verbrecher ſeyd, der die Obrigkeit zu fürchten hat. Jetzt, marſch fort, Ihr geht vor mir her, ohne euch zu rühren, oder ich ſchieße euch nieder.“ Der Gebirgsmann ergriff eine ſeiner Piſtolen, ſpannte den Hahn, und wollte den Marcheſe vor ſich her zum Zimmer hinausſtoßen, da trat ſein Weib, gerührt durch die heißen Thränen der Miſtreß von ihm hin und bat ihn flehentlich die Fremden im Frieden ziehen zu laſſen. Sie ſelber, die hart ausſehende Frau des harten Mannes, hatte Thränen in den Augen, und ihre Worte wurden zuletzt zu einem lauten Weinen. Verwundert blickte der Gebirgsſchütz ſein Weib an, das er noch niemals in ſolcher Bewegung geſehen hatte. Er ſelbſt wurde von Mitleid ergriffen, legte die Piſtole wieder aus der Hand und ließ den Fremden noch einige Zeit, damit die Miſtreß von ihrem Schrecken ſich erholen könne. Dann aber gieng er, ſpannte

mit eigner Hand das Pferd an, und obgleich ihn Frau Spencer unterſtützt durch das Zureden ſeiner Frau bat, ſie nur eine Nacht unter ſeinem Dache ausruhen zu laſſen, blieb er dennoch gegen dieſe Bitten taub. „Alles,“ ſo ſprach er, „was ich für euch thun kann iſt, daß ich euch ungehindert ziehen laſſe. Gott vergebe mir es, wenn ich vielleicht Verbrecher der gerechten Strafe der Obrigkeit entziehe. Unter meinem Dache will ich ſolche nicht haben.“

Der Abend war ſchon nahe, als die beiden Flüchtlinge ſich wieder auf den Weg machten. So ohne Führer, in einer faſt unwegſamen, ganz unbekannten Gegend herumzuirren, welche Aufgabe war das für Leute, denen von Jugend auf eine ganze Dienerſchaft und alle Bequemlichkeiten des Lebens zu Gebote geſtanden hatten! Zum Glück war es eine mondſcheinhelle Nacht. Der Marcheſe ließ zuletzt, indem er neben dem Wagen hergieng, ſeinem Pferde den Zügel und dieſes, durch ſeinen Inſtinkt ſicherer geleitet als durch die Hand ſeines Führers, fand zuletzt einen Weg auf, der für Fuhrwerke hinlänglich gut gebahnt war. Gegen Morgen kamen die Flüchtlinge an einen Meierhof, der, wie dieß in der damaligen Kriegszeit hin und wieder ſtatt fand, wie eine kleine Feſtung mit Palliſaden umgeben war. Kein andrer Ausweg, wenn man nicht wieder dahin umkehren wollte, woher man kam, zeigte ſich, als gerade durch dieſen Hof hindurch; es mußte gewagt werden, denn das arme Roß ſtolperte vor Müdigkeit über ſeine eignen Füße, und die Kräfte der beiden Reiſenden waren nicht minder erſchöpft, als die des Thieres. Man öffnete den Thorweg, und ließ die Fremden ein. Das Zimmer hieng voller Waffen; abgeſondert von den Bauern, ſaß an einem beſondern Tiſch ein alter Ordensgeiſtlicher, den ein Krankenbeſuch hieher geführt und der in dem Meierhof

übernachtet hatte. Das freundlich ernſte Angeſicht des Greiſes weckte Zutrauen, die Miſtreß ſetzte ſich in ſeine Nähe; bald kam ſie mit dem kindlich redſeligen Alten in ein Geſpräch, das die ganze Theilnahme deſſelben an der armen, hier im Waldgebirge verirrten Frau erweckte. Daß dieſe Frau von hohem Stand und hoher Bildung ſey, dies ſprach ihr ganzes Weſen wie jedes ihrer Worte aus; der Ordensgeiſtliche ſprach, obgleich ſie hier mitten unter Welſchen waren, deutſch mit ihr und dieſe Sprache ſchien, der Geläufigkeit nach, mit welcher er ſie redete, ſeine eigentliche Mutterſprache zu ſeyn*). Auch der Marcheſe, nachdem er für ſein Pferd geſorgt hatte, ſetzte ſich zu den Beiden hin und nahm, ſo weit ſeine Bekanntſchaft mit dem Deutſchen dies erlaubte, an dem Geſpräche Theil. Man wurde ſo vertraut mit dem guten Alten, als dieſes, bei der Lage, in welcher die Flüchtlinge ſich befanden, nur möglich war. Die Religioſen in Tirol waren ſchon damals keinesweges Freunde der franzöſiſchen Gewaltherrſchaft. Der kluge, ſcharfblickende Greis mochte aus einzelnen Andeutungen und hingeworfenen Aeußerungen der beiden Fremden es wohl geahndet haben, daß ſie von dem gefürchteten Manne, der die Ruhe von Europa, der die Ruhe auch ſeines Vaterlandes ſtörte, verfolgt ſeyen. Die mildblickende Miſtreß und der ernſte, ſchöne Inhalt ihrer Geſpräche, eben ſo wie das edle offne Angeſicht des Marcheſe gewährten ihm die Ueberzeugung, daß dieſe beiden Menſchen nicht durch eigne Schuld in die Lage gerathen ſeyen, darin ſie jetzt, als ängſtlich Fliehende ſich fanden, er drückte dem

*) In und neben dem Verlaufe des Valſugan Thales gibt es übrigens aus alter Zeit fortbeſtehend mehrere deutſche Gemeinden.

Marcheſe die Hand und bot ihm, wie ſeiner Begleiterin jeden Dienſt, jede Hülfe an, die er zu leiſten im Stande ſey. Und dieſe Dienſte waren keine geringen. Schon jetzt in der erſten Stunde ihres Zuſammenſeyns mit dem Ordensgeiſtlichen hatten die Beiden Gelegenheit, den für ſie höchſt vortheilhaften Einfluß zu bemerken, den das Anſehen des geiſtlichen Standes auf das noch unverdorbene Landvolk von Tirol ausübt. Den guten Pater Martin, ſo hieß der Ordensgeiſtliche, brauchte man freilich nur kurze Zeit zu ſehen und zu ſprechen, um die ehrfurchtsvolle Liebe, mit welcher Jung und Alt in der ganzen Gegend umher ihm zugethan war, recht natürlich zu finden. Er hatte das Ausſehen eines guten, frommen Kindes und auch ſein demüthiges, liebevolles Gemüth war das eines Kindes, welches in beſtändigem Umgange mit dem ewig liebenden unſichtbaren Vater lebt. Er hatte in dem Geſpräch den Miſtreß es vernommen, welchen Weg, fürs erſte, die beiden Reiſenden zu nehmen gedachten. Er errieth mehr als die einfachen Worte ihm zu ſagen ſchienen, vor Allem aber errieth er, daß dieſe beiden Reiſenden einer Hülfe, wie er ſie gewähren konnte, eben ſo bedürftig als werth ſeyen.

„Von der Straße nach Pergine und Primolano,“ ſo ſagte er, „ſind Sie hier freilich, durch Ihr Verirren, ſehr weit abgekommen und ohne Führer möchte es Ihnen ſchwer ſeyn, ſich aus unſern Wäldern hinaus zu finden. Ich ſelber biete mich Ihnen zu dieſem Dienſte an, denn ich gehe noch heute in mein Kloſter bei Pergine zurück, und dort ſind Sie wieder an der Landſtraße. Nur habe ich noch vorher dort in der Kapelle auf der Höhe Meſſe zu leſen und in ihrer Nähe eine Amtsverrichtung. Wenn Ihnen ein Aufſchub Ihrer Reiſe von anderthalb oder zwei

Stunden nicht zu lang iſt, will ich dann gern Ihr Begleiter durch den Wald und die Ebene hinaus nach Levico ſeyn.“

Den beiden Reiſenden konnte nichts erwünſchter ſeyn, als dieſes Anerbieten. Nach drei, faſt ganz ſchlaflos zugebrachten Nächten und zwei anſtrengenden Tagreiſen bedurften ſie einer ſolchen, wenn auch nur kurzen Zeit des Ausruhens, ſo wie einer leiblichen Stärkung durch Speiſe und Trank. Der Pater, ehe er an ſein Geſchäft gieng, ſprach noch einige Worte mit der Frau des Hauſes, einer alten, freundlich blickenden Mutter. Die Fremden wurden als Freunde des Pater Martin und mithin auch des Hauſes, in der zuvorkommendſten Weiſe behandelt und verpflegt. Den Bauern, welche aus und eingiengen, konnte man die Achtung anmerken, welche ihnen dieſe Unbekannten einflößten, denen der alte, von Allen geliebte und geachtete Freund eine ſolche Theilnahme bezeigt hatte.

Der Pater war wieder gekommen; die Bäuerin hatte ihren Gäſten ein ländliches Mittagseſſen bereitet, nachdem ſie dieſes genoſſen, machten ſie ſich auf zur Weiterreiſe. Der Greis hatte ſich nur mit Mühe dazu bewegen laſſen, den Sitz neben der Miſtreß einzunehmen, während der Marcheſe als Kutſcher auf dem Bocke ſaß. „Noch niemals,“ ſagte der Pater, „habe ich dieſen Wald- und Gebirgsweg anders als zu Fuße gemacht, auch Sie werden Mühe haben mit Ihrem Fuhrwerk ohne manchen Anſtoß da hindurchzukommen.“ Die arme Frau Spencer ertrug die kleinen Martern, welche die Fahrt dieſes heißen Nachmittags ihr verurſachte, ſo ſtill und unvermerkt als möglich und endlich gieng denn, ſchon ziemlich zeitig am Nachmittag auch die Laſt und Mühe des dritten Tages der Flucht vorüber.

„Ich hoffe,“ ſo ſagte der Pater, als ſie in der herr-

lichen, fruchtbaren Ebene, Vergine, mit ſeinem kleinen See vor ſich liegen ſahen. „Sie werden es nicht verſchmähen, heute die Gäſte meines Kloſters zu ſeyn, das Sie dort, etwas außerhalb der Stadt bemerken können. Die Dame wird in der Wohnung unſers Pächters, Sie, mein Herr, können im Kloſter ſelber ein für Ermüdete immerhin willkommenes und reinliches, wenn auch gerade nicht prächtiges Nachtlager finden, und was Ihnen vielleicht für die Weiterreiſe manchen Nutzen bringen mag, der Dechant und Abt des Kloſters, für deſſen wohlwollende und freundliche Geſinnung ich mich verbürgen darf, wird Ihnen Empfehlungen an manche unſrer Standesgenoſſen mitgeben, welche durch Rath und That Ihnen nützlich ſeyn können.“

Es bedarf keiner Verſicherung, daß die beiden Flüchtlinge auch auf dieſes Anerbieten mit dankbarer Freude eingiengen. Wie wohl that den ſchwer Ermüdeten das Ausruhen der Glieder auf einem guten Lager, wofür an beiden Orten, im Kloſter wie für die Miſtreß in der Pächter-Wohnung aufs Beſte geſorgt war.

Der Marcheſe hatte mit den Mönchen zu Abend gegeſſen, es war ihm der Ehrenplatz neben dem Prior geworden. Dieſer betrachtete aufmerkſam ſeinen Gaſt und Tiſchnachbar, und Salvo ward nicht wenig überraſcht, ja in Schrecken geſetzt, als ihn der Prior auf einmal bei ſeinem Namen nannte. „Ich wundre mich gar nicht darüber,“ ſagte derſelbe, „daß Sie meiner vergeſſen haben, denn die Leute meines Standes in der Tracht ihres Ordens gleichen einander ſo ſehr, daß dem Ungeübten die Unterſcheidung der Einzelnen ſchwer ſeyn mag, ich aber habe mir die Erinnerung an Ihre Perſon und an die vortreffliche Unterhaltung, die Sie mir und den andren Gäſten an der Wirthstafel zu Salo im vorigen Jahre gewährten, ſehr treu bewahrt, habe

mich auch öfters bei Freunden, die aus Venedig kamen, nach Ihnen erkundigt. Auch in Verona ſahen wir uns im vergangenen Herbſt wieder, und ich werde es nie vergeſſen, mit welcher Freigebigkeit Sie damals den wohlthätigen Zweck unterſtützt haben, für den ich, im Namen meines Ordens, Beiträge ſammlete."

Auch der Marcheſe erinnerte ſich jetzt wieder deutlich des wackren Mannes und freute ſich des Zuſammentreffens mit ihm nicht wenig. Für dieſen Abend indeß bedurfte er mehr der Ruhe als der Unterhaltung. Dennoch erwachte er am nächſten Morgen nicht viel ſpäter, als ſeine freundlichen Wirthe, denn der Gedanke an die weitre Ausführung ſeines Rettungsplanes beſchäftigte ihn zu lebhaft. Er hatte ſich nur wenig Zeit zum Frühſtücken gelaſſen, und war im Begriff den wackren Prior aufzuſuchen, da kam dieſer ihm mit ſeinem Beſuch zuvor. „Ich kann mir wohl denken," ſagte derſelbe, „daß Sie dieſe Reiſe nicht zu Ihrem Vergnügen machen, und ich geſtehe Ihnen offen, daß ich, durch eine Nachricht, die mir aus Brescia zukam, Einiges von der Veranlaſſung zu Ihrer Reiſe weiß. Ich brauche es Ihnen nicht zu verſichern, daß ich Ihr Geheimniß achte und ehre. Aber der Weg nach Steyermark, den Sie einzuſchlagen gedenken, iſt weit, und damit Sie glücklich ihn zurücklegen können, bedarf es der größeſten Eile und Vorſicht. Ich bringe Ihnen hier eine gute Anzahl Empfehlungsbriefe; dieſelben werden Ihnen nicht nur eine gaſtfreie Aufnahme in den verſchiednen Klöſtern, welche an Ihrem Wege liegen, ſondern auch jede Art der Begünſtigung Ihrer Reiſe verſchaffen, welche meine Standesgenoſſen Ihnen gewähren können. Vor der Hand habe ich die Anordnung getroffen, daß Sie hier ſtatt Ihres unbequemen einen beſſer eingerichteten, leichten Wagen bekommen. Auch

lichen, fruchtbaren Ebene, Vergine, mit ſeinem kleinen See vor ſich liegen ſahen. „Sie werden es nicht verſchmähen, heute die Gäſte meines Kloſters zu ſeyn, das Sie dort, etwas außerhalb der Stadt bemerken können. Die Dame wird in der Wohnung unſers Pächters, Sie, mein Herr, können im Kloſter ſelber ein für Ermüdete immerhin willkommenes und reinliches, wenn auch gerade nicht prächtiges Nachtlager finden, und was Ihnen vielleicht für die Weiterreiſe manchen Nutzen bringen mag, der Dechant und Abt des Kloſters, für deſſen wohlwollende und freundliche Geſinnung ich mich verbürgen darf, wird Ihnen Empfehlungen an manche unſrer Standesgenoſſen mitgeben, welche durch Rath und That Ihnen nützlich ſeyn können."

Es bedarf keiner Verſicherung, daß die beiden Flüchtlinge auch auf dieſes Anerbieten mit dankbarer Freude eingiengen. Wie wohl that den ſchwer Ermüdeten das Ausruhen der Glieder auf einem guten Lager, wofür an beiden Orten, im Kloſter wie für die Miſtreß in der Pächter-Wohnung aufs Beſte geſorgt war.

Der Marcheſe hatte mit den Mönchen zu Abend gegeſſen, es war ihm der Ehrenplatz neben dem Prior geworden. Dieſer betrachtete aufmerkſam ſeinen Gaſt und Tiſchnachbar, und Salvo ward nicht wenig überraſcht, ja in Schrecken geſetzt, als ihn der Prior auf einmal bei ſeinem Namen nannte. „Ich wundre mich gar nicht darüber," ſagte derſelbe, „daß Sie meiner vergeſſen haben, denn die Leute meines Standes in der Tracht ihres Ordens gleichen einander ſo ſehr, daß dem Ungeübten die Unterſcheidung der Einzelnen ſchwer ſeyn mag, ich aber habe mir die Erinnerung an Ihre Perſon und an die vortreffliche Unterhaltung, die Sie mir und den andren Gäſten an der Wirthstafel zu Salo im vorigen Jahre gewährten, ſehr treu bewahrt, habe

mich auch öfters bei Freunden, die aus Venedig kamen, nach Ihnen erkundigt. Auch in Verona ſahen wir uns im vergangenen Herbſt wieder, und ich werde es nie vergeſſen, mit welcher Freigebigkeit Sie damals den wohlthätigen Zweck unterſtützt haben, für den ich, im Namen meines Ordens, Beiträge ſammlete."

Auch der Marcheſe erinnerte ſich jetzt wieder deutlich des wackren Mannes und freute ſich des Zuſammentreffens mit ihm nicht wenig. Für dieſen Abend indeß bedurfte er mehr der Ruhe als der Unterhaltung. Dennoch erwachte er am nächſten Morgen nicht viel ſpäter, als ſeine freundlichen Wirthe, denn der Gedanke an die weitre Ausführung ſeines Rettungsplanes beſchäftigte ihn zu lebhaft. Er hatte ſich nur wenig Zeit zum Frühſtücken gelaſſen, und war im Begriff den wackren Prior aufzuſuchen, da kam dieſer ihm mit ſeinem Beſuch zuvor. „Ich kann mir wohl denken," ſagte derſelbe, „daß Sie dieſe Reiſe nicht zu Ihrem Vergnügen machen, und ich geſtehe Ihnen offen, daß ich, durch eine Nachricht, die mir aus Brescia zukam, Einiges von der Veranlaſſung zu Ihrer Reiſe weiß. Ich brauche es Ihnen nicht zu verſichern, daß ich Ihr Geheimniß achte und ehre. Aber der Weg nach Steyermark, den Sie einzuſchlagen gedenken, iſt weit, und damit Sie glücklich ihn zurücklegen können, bedarf es der größeſten Eile und Vorſicht. Ich bringe Ihnen hier eine gute Anzahl Empfehlungsbriefe; dieſelben werden Ihnen nicht nur eine gaſtfreie Aufnahme in den verſchiednen Klöſtern, welche an Ihrem Wege liegen, ſondern auch jede Art der Begünſtigung Ihrer Reiſe verſchaffen, welche meine Standesgenoſſen Ihnen gewähren können. Vor der Hand habe ich die Anordnung getroffen, daß Sie hier ſtatt Ihres unbequemen einen beſſer eingerichteten, leichten Wagen bekommen. Auch

Ihr Pferd wird Ihnen unſer Pächter gegen eine verhältnißmäßige Summe ablöſen, denn zur Beſchleunigung Ihres Fortkommens iſt es nöthig, daß Sie öfters die Pferde wechslen, wozu theils die Poſten, theils auch die Klöſter Ihnen Gelegenheit geben werden. Hin und wieder habe ich in meinen Empfehlungsbriefen auch dafür geſorgt, daß ein Kloſtergeiſtlicher als Begleiter ſich Ihnen zugeſellt, um durch ſolche Orte Sie zu geleiten, durch welche hier, in unſrem guten Lande, Leute dieſes Standes ungefragt und unverdächtigt hindurchkommen, was bei Ihnen beiden nicht überall der Fall ſeyn möchte."

„Das iſt die Hand Gottes, der das Gebet einer unſchuldig verfolgten Mutter und ihrer armen Kinder erhört hat, und der unſre Reiſe ſchützen will," ſagte die Miſtreß, mit Thränen der dankbaren Rührung im Auge, als der Begleiter zu ihr kam, und Alles was ihm ſeit geſtern Abend geſchehen, ihr erzählte. Der ehrwürdige Prior entließ die Gäſte mit herzlichen Segenswünſchen; dieſe ſchieden von ihm mit tiefgerührtem Herzen. Der gute Pater Martin begleitete ſie bis nach Borgo, und machte ſie unterweges noch genauer mit den verſchiednen Ruhepunkten und Sicherheitsplätzen bekannt, die ſie aufſuchen ſollten. So gieng, unter Gottes Schutz und Segen, die Reiſe über Belluno und Longarone, dann über Pieve di Cadore und Ampezzo in verhältnißmäßig großer Schnelle und ohne alle Schwierigkeit von ſtatten. Die Straße zwar durch das öde Waldgebirge über Höllenſtein nach Innichen war damals noch nicht ſo kunſtreich angebahnt, als ſie dies in unſern Tagen iſt, doch war ſie fahrbar und durch das Nieder-Puſterthal, von Innichen nach Lienz war die Fahrt, vom ſchönſten Frühlingswetter begünſtigt eine eben ſo anmuthige als leichte. Allmälig aber ſtellten ſich nun Beſchwerden ein, welche

das Maaß der Kräfte einer ſolchen zarten Frau als die Miſtreß Spencer war, weit zu überſteigen ſchienen. Auf der Vizinalſtraße von Lienz nach Windiſch-Matrey durch das wildromantiſche Iſelthal, hatte der Wagen, den der Marcheſe aus dem Kloſter-Pachthof von Pergine mit ſich genommen, zum letzten Mal ſeine guten Dienſte geleiſtet, weiter hinan durch das Tauernthal nach dem Paß der Felber-Tauern konnte der Weg nicht anders als zu Fuß oder auf dem Rücken von Saumroſſen gemacht werden. Die beiden Reiſenden waren früh am Morgen in Lienz aufgebrochen, hatten die 5 Stunden lange Strecke nach Windiſch-Matrey in möglichſt kurzer Zeit zurückgelegt und die Miſtreß war auch noch auf ihrem Saumroß einige Stunden lang kräftig und bei gutem Muthe geblieben. Als ſie aber jetzt den noch mit Schnee bedeckten Gebirgs-paß und ſeine ſteilen Höhen vor ſich ſahe, da ſchien dieſer gute Muth ſie zu verlaſſen; mit matter Stimme erklärte ſie ihrem Begleiter, daß ſie nicht weiter könne. Dennoch zeigte ſich auch dieſes Mal, welche Macht und Gewalt der innwohnende Geiſt über dieſen zarten Körper habe. Bei einem Bauernhauſe in Grub hatte der Marcheſe die Führer der Saumroſſe Halt machen laſſen, dort ruhete die Miſtreß eine kurze Zeit aus, dann aber, als eine kleine Karawane von Frauen und Männern kam, welche mit ſchwerer Bürde beladen, heute noch bis zum erſten Tauernhauſe vorwärts zu ſchreiten gedachten, entſchloß ſie ſich freiwillig mit dieſem Zuge weiter zu gehen. Es war keine geringe Aufgabe, welche ſie ſich ſelber geſtellt hatte, aber ohne einen Laut der Klage oder der Ungeduld trug ſie die Beſchwerden des letzten Theiles dieſes Tagmarſches.

Wer jemals in einem dieſer Tauernhäuſer übernachtet hat, der weiß es, was da zu dulden und zu entbehren iſt.

Ein kalter Wind, von Norden her, von Schneegeſtöber begleitet, hatte die Glieder der beiden Reiſenden durchſchauert, das Feuer, welches auf dem Herd des Hauſes brannte und eine Taſſe Glühwein, erwärmten ſie zwar von neuem, aber die arme Miſtreß, die ſich zu dem weiblichen Theil der Karawane geſellt hatte, ſahe und hörte die ganze Nacht hindurch nur ihre Nachbarinnen am Boden ſchlafen, während ſie ſelber, in ihren Mantel gehüllt, blos auf einzelne Augenblicke eines leiſen Schlummers genoß.

Die Sonne gieng am darauf folgenden Morgen ungetrübt auf; die großen Eiszapfen am Dache des Hauſes und der tiefe Schnee ließen es nicht errathen, daß heute der achte Mai ſey. Ein ſaurer Weg von ſechs Stunden, von einem Tauernhauſe zum andern, zum Theil durch friſch gefallenen Schnee hindurch, ſtund jetzt den Wandrern bevor. „Faſſen Sie Muth,“ ſprach der Marcheſe zu ſeiner Begleiterin; „bedenken Sie, daß nun bald mit jedem Schritte im Freundesland die Gefahr weiter hinter uns zurücktritt.“ Endlich war auch die letzte Strecke des hohen Gebirgspaſſes zurückgelegt und nur noch zwei Stunden weiter, in Mitterſil war das Salzachthal und mit ihm zugleich die Poſtſtraße erreicht, welche mit der bequemeren Fahrt zugleich viele, mit dem Nöthigſten verſehene Ausruheorte darbot.

Etwa ſieben Stunden jenſeit Mitterſil im Pinzgau findet ſich der kleine Zellerſee. Früh am andren Morgen, nach der beſchwerlichen Tagreiſe über die Tauern kamen die Reiſenden nach Zell am See, wo der Marcheſe ſeiner Begleiterin, weil er hier im öſterreichiſchen Gebiet und an dieſem Ort ſich und die Miſtreß vollkommen ſicher glaubte, einen Raſttag zugedacht hatte. Dort im Wirthshaus, auf dem Tiſche, lagen verſchiedene Zeitungen, unter ihnen auch die von Trient. Während die Miſtreß an einem Fenſter

des Zimmers ſaß und hier in der milder gelegnen Gegend, wo der Frühling ſchon mit aller Pracht ſeiner Blüthen eingekehrt war, an der Ausſicht über die Gärten hin, nach dem kleinen, herrlichen See ſich ergötzte, las ihr Begleiter das Zeitungsblatt aus Trient und fand in ihm, zu ſeinem nicht geringen Schrecken unter einem Artikel aus Mailand die Aufforderung an alle Polizeibehörden und Bewohner des Königreichs Italien, „der Perſonen einer Staatsgefangenen, Namens Spencer Smith und ihres Begleiters, des Marcheſe Salvo ſich zu bemächtigen“, welche von der Polizeibehörde zu Trient ziemlich genau beſchrieben waren. „Man ſolle dieſelben unter ſichrer, militäriſcher Begleitung unverzüglich nach Mailand abliefern, wo der Marcheſe von dem Vizekönige einem Kriegsgericht ſolle überwieſen werden, weil er die Flucht einer Staatsgefangenen des franzöſiſchen Reiches begünſtigt habe“.

Der Marcheſe verbarg, ſo gut als möglich die Bewegung, welche das Leſen dieſes Todesurtheiles, welches nur in verſchiedner Form über ſie beide ausgeſprochen war, in ihm aufgeregt hatte. Freilich ſtund das Land, auf deſſen Boden ſie jetzt waren, unter Oeſterreichs mächtigem Schutz, denn Salzburg war ſeit 1805 dem deutſchen Kaiſerſtaat unterworfen, aber welche Bürgſchaft konnte ſeit der Schlacht von Auſterlitz, jener Schutz gegen die gewaltthätigen Befehle des franzöſiſchen Machthabers gewähren? Er nahte ſich der Begleiterin und kündigte ihr an, daß es nöthig ſey ſo ſchnell als möglich weiter zu reiſen. „Wie?“ fragte die Miſtreß, „darf ich nach der geſtrigen und vorgeſtrigen Winterreiſe hier nicht wenigſtens einige Stunden ruhen?“ „Es kann nicht ſeyn,“ antwortete mit ernſter Miene der Marcheſe, „wir haben alle Urſache ſelbſt hier im Oeſterreichiſchen uns vor Polizei- und Militärbehörden verborgen zu halten.“ Und

in dieſem Augenblick zeigte ſich wirklich eine unerwartete Gefahr für die beiden Flüchtlinge, welche der Frau Spencer, ohne daß dieſelbe den Inhalt des Zeitungsblattes kannte, die Nothwendigkeit eines plötzlichen Aufbruches ſehr einleuchtend machte. Man hörte ganz in der Nähe den Ton der kriegeriſchen Trommeten, welcher durch den Wiederhall von den benachbarten Gebirgen ſo verſtärkt war, daß eine ganze Armee im Anmarſch zu ſeyn ſchien. Der Marcheſe trat ans Fenſter und ſahe, daß mehrere Escadrons Cavallerie auf einer benachbarten Wieſe manövrirten. Der Wirth ſagte ihm, daß dieſe Truppen zu einem Armeecorps gehörten, welches ſeit einer Woche in den benachbarten Ortſchaften lag. Nach etwa einer Stunde würden ſeine Gäſte das Vergnügen haben hier in ſeinem Gaſthauſe eine ganze Menge der Herrn Offiziere zu ſehen. Was war da zu thun, wie ſollte es möglich ſeyn, unbemerkt und unerkannt durch dieſes Militär hindurchzukommen, da der Marcheſe Salvo ſehr vielen Offizieren der deutſchen wie der franzöſiſchen Armee perſönlich bekannt war, und das fatale Zeitungsblatt gewiß von Allen geleſen, der pikante Artikel aus Mailand von Allen beſprochen worden war.

„Mein Gott,“ ſprach die Miſtreß weinend, als ſie mit dem Marcheſe wieder allein war, „was bleibt uns hier für ein Ausweg? Ich werde mich jetzt ſelbſt der Gewalt der Regierung überliefern, und Sie müſſen durch Tirol entfliehen; ein einzelner Mann kommt leichter durch, als wenn er in Geſellſchaft eines armen, ſchwachen Weibes reiſen muß.“ — „Woher,“ ſprach der Marcheſe mit einer Aufwallung von Unwillen, „kommt Ihnen doch wieder dieſer Kleinmuth. Wo bleibt Ihr Vertrauen auf Gottes Beiſtand und Hülfe, davon Sie doch, meine ich, auf unſrem bisherigen Wege ſo kräftige, überzeugende Beweiſe erhalten haben?“

Die gute Frau Spencer wußte, wie ſchon erwähnt, nichts von dem Inhalt des Zeitungsblattes; der Marcheſe hatte daſſelbe in kleine Stücken zerriſſen und ins Kaminfeuer geworfen.

„Wir müſſen über den See hinüberfahren und vor der Hand einen Bergungsort im Gebirge ſuchen; Gott wird uns weiter helfen.“

Während das Militär noch mit ſeinem Manöver beſchäftigt war, entkamen die beiden Flüchtlinge glücklich über den See hinüber, zu der kleinen in einem Fichtenwald gelegenen Kapelle, bei welcher die Wohnung eines Eremiten ſtand. Dieſer Alte ließ ſich gern bereitwillig finden, der Dame in ſeiner Hütte einen Bergungsort anzuweiſen, während der Marcheſe am Tage im Dickig des Waldes ſich verſteckte, bei Nacht aber mit dem Eremiten in der kleinen Kapelle ſchlief. Zwei Tage verweilten die Beiden hier, ohne jemals durch einen Beſuch aus der Nachbarſchaft beunruhigt zu werden. Der Alte verſorgte ſie, aus einem benachbarten Dorfe mit Brod, mit Milch und Eiern; für die Mitreß und ihren Begleiter waren dieſe Tage eine Zeit des längſt erſehnten Ausruhens und der leiblichen Stärkung.

Der Eremit hatte am zweiten Tage ihres Aufenthaltes bei ihm die Nachricht mitgebracht, daß das Militär ſich zuſammenzöge und heute noch aus dieſer Gegend abgehen werde. Am Nachmittag hörte man die Töne der kriegeriſchen Muſik über den See herüber; der Marcheſe, auf einem kleinen Hügel ſtehend, konnte durch ſein Perſpectiv die Bewegung der abziehenden Truppen bemerken. Noch an demſelben Abend fuhr er über den See hinüber und überzeugte ſich davon, daß kein Militär mehr in der Gegend ſey; es hatte ſeine Richtung nach Weſten genom=

men; die Straße nach Oſten, gerade die, welche die Reiſenden nach Steyermark einſchlagen wollten, war völlig frei. Noch in derſelben Nacht verſchaffte ſich der Marcheſe durch Hülfe des alten Eremiten ein Fuhrwerk, das ihn und ſeine Begleiterin bis zur nächſten Poſtſtation brachte, wo man der Dame, die man für eine Offiziersfrau hielt, und ihrem vermeintlichen Kammerdiener ſogleich eine leichte Kaleſche gab. So von Station zu Station aufs Beſte bedient, erreichten ſie ſchon am nächſten Tage Radſtadt, wo ſie in guter Ruhe zu Mittag ſpeisten. Der Marcheſe war auf der ganzen Reiſe noch niemals ſo heiter geweſen, als an dieſem Mittag. „Gott Lob," ſagte er, „nun ſind wir gerettet; ſchon nach wenig Stunden werden wir über die Gränze von Steyermark gehen." Auch die Miſtreß überließ ſich der freudigen Stimmung, ſie zweifelte nicht an der nahen Befreiung aus den langen, drohenden Gefahren, und doch war dieſe Befreiung noch ſo fern!

Gleich nach Tiſche ſetzten beide ſich wieder in den Wagen, ſie kamen bei Mandling-Paß an die Gränze und zeigten da unbeſorgt ihren Paß hin. Der Officiant las den Paß, lachte laut auf, gieng in ſein Bureau hinein, holte von da ein Papier heraus, las jetzt auch dieſes, indem er das darin gegebene Signalement mit dem Ausſehen der beiden Reiſenden verglich und lachte dann von neuem. Die Miſtreß fragte den gutmüthig ausſehenden Mann, was die Urſache ſeines Lachens ſey, er reichte ihr unbedenklich das Papier in ihre Hand und auch ſie, nachdem ſie es geleſen, konnte ſich des Lachens nicht enthalten. Es war eine Art von Steckbrief auf ein aus Wien entflohenes Liebespaar. Die junge Prinzeſſin von F...g hatte ſich durch einen gleich ihr jungen und äußerlich liebenswürdigen Buchhändler, gegen den ſie eine lebhafte Zuneigung fühlte, ent-

führen laſſen; ihre hohen Verwandten hatten die Sache bei dem kaiſerlichen Cabinet angezeigt und dieſes vermocht, alle polizeilichen Mittel anzuwenden, um den Flüchtlingen auf die Spur zu kommen und ſie auf ihrem Wege aufzufangen. Namentlich an alle Gränzen des öſterreichiſchen Staates ſowie der benachbarten Länder war der Steckbrief geſendet worden, deſſen Signalement übrigens nur inſoweit auf den Marcheſe und ſeine Begleiterin paßte, daß dieſe eben ſo wie die faſt nur halb ſo alte Prinzeß blond, er aber, wie der junge Buchhändler, brünett war. Die Mißtreß, von neuem eine ernſte Miene annehmend, machte den Gränzbeamten auf die Geringfügigkeit der Uebereinſtimmung des Signalements mit ihrer und ihres Begleiters Perſönlichkeit, ſo wie auf das Datum ihres Paſſes aus Venedig aufmerkſam, der gute Mann ſah das ein, ſetzte aber kopfſchüttelnd hinzu: „Sehen Sie Madame, gerade an dieſem Ihren Paſſe aus Venedig iſt doch der Umſtand ſehr bedenklich, daß er nirgends viſirt iſt, da Sie doch von Venedig hieher nach unſerm Mandling-Paß weder zu Waſſer noch durch die Luft, ſondern nur durch manche Polizeiſtation können gekommen ſeyn. Ich will zwar meinerſeits gern davon Umgang nehmen, aber nach meiner Amtspflicht kann ich Sie nicht über die Gränze laſſen, ſondern muß Sie bitten, nach dem von hier nicht ſehr weit entfernten Salzburg zurückzukehren, damit dort ihr Paß in gehörige Ordnung gebracht werden könne.“

Alles Zureden, alle Verſprechungen waren vergeblich; die beiden Reiſenden mußten ſich entſchließen, von der Gränze wieder umzukehren. Soeben, da dieſes geſchahe, bemerkte der Marcheſe, daß mehrere Bauern und Bäuerinnen, in der dortigen Gebirgstracht, am Gränzhauſe vorüberzogen, ohne daß der Officiant ſie

ſonderlich beachtete. Einige von ihnen trieben das Vieh vor ſich her, das ſie jetzt im Mai wieder auf die Weide der Alpen führten, andere ſchienen dieſen Sennern und Sennerinnen nur das Geleite zu geben. „Ich weiß jetzt,“ ſagte er, als ſie wieder nach dem nächſten Dorfe zurückfuhren, auf engliſch zu der Begleiterin, „was für uns das beſte Rettungsmittel ſeyn könnte. Hier an dem nahen Orte entlaſſen wir unſern Poſtillon, bleiben über Nacht im Wirthshaus, verſorgen uns mit Bauernkleidern und finden ſo, vielleicht noch beim nächtlichen Dunkel irgend einen Seitenweg über die Gränze, auf dem uns keine Polizeiwache beſchwerlich fallen wird, oder geſellen uns auch zu den Sennern und Sennerinnen, die jetzt auf die Alpen ziehen. Haben Sie doch bei dem Uebergang über die Vellertauern eine Probe davon abgelegt, daß Sie das Bergſteigen gut verſtehen. An einem treuen Führer, um Geld und gute Worte, wird es uns auf dieſer Gebirgsreiſe nicht fehlen.“

Wir dürfen es der Miſtreß nicht zu hoch anrechnen, wenn ſie, von den Gewohnheiten ihres bisherigen Lebens, und von den früheſten Eindrücken ihrer Kindheit befangen, in dieſem Augenblick dem allem Anſcheine nach glücklichen Vorſchlag ihres großmüthigen Retters dadurch vereitelte, daß ſie einem Verlangen nach äußrer Sauberkeit und Reinlichkeit allzuviel Raum gab, welches, wenigſtens in ihrer damaligen Lage am unrechten Orte war. „Wie?“ ſo rief ſie, „ich ſollte da drinnen in dieſem Dorfe vielleicht die ſchon lang getragnen, unreinlichen Kleider einer Bäuerin anlegen, deren Perſon und Geſundheitszuſtand ich nicht kenne? Ueberheben Sie mich dieſer Zumuthung; laſſen Sie uns lieber noch einmal nach Radſtadt zurückkehren, die Wirthin in dem Gaſthauſe, darin wir heute Mittag machten, iſt eine freundliche, gefällige Frau, durch dieſe wird es mir leicht

ſeyn, neue, noch von Niemand getragene Kleidungsſtücke einzuhandeln.“

Der Marcheſe gab dem Wunſche ſeiner Begleiterin nach, ſie kehrten um nach Radſtadt und die Wirthin ließ ſogleich ſich bereitwillig finden, bei einem Kleiderhändler des Ortes ein paſſendes Gewand für die Dame und Kleider für den Herrn einzukaufen. Man hatte der guten Frau geſagt, daß man durch dieſe Verkleidung der Schweſter der Dame in Steyermark eine Ueberraſchung zu bereiten gedenke und die Goldſtücke, welche der Marcheſe ihr in die Hand gab, hatten jeden Reſt der Bedenklichkeiten gehoben.

Aber der Kleiderhändler, bei dem die Wirthin ihren Handel machte, gehörte zur Polizei des Ortes, die ſelbſt hier um jene Zeit ſtrenger war als gewöhnlich. Er fragte die Frau über Alles aus, was ſie von den beiden Reiſenden ſeit heute Mittag wußte und nicht wußte. Die Sache kam ihm bedenklich vor. Er händigte der Käuferin die bezahlten Kleidungsſtücke aus, er ſelbſt aber machte ſogleich eine Anzeige nach einem benachbarten kleinen Orte, an dem ſich ein Militär-Depot befand. Die beiden Reiſenden, in dem Augenblick wo ſie, ſchon in die Bauernkleidung verhüllt, noch bei Nacht den Wagen beſteigen wollten, der ſie wieder zur Gränze führen ſollte, wurden verhaftet und von einer Art von Polizeibeamten verhört. Die Dame, als die ältere und ihrem Ausſehen nach vornehmere, zuerſt. Sie faßte ſich den Muth, auf die Frage, wer ſie ſey? die volle Wahrheit zu ſagen: „Ich bin Madame Spencer Smith, Tochter des Baron Herbert, kaiſerlich öſterreichiſchen Internuntius in Conſtantinopel und Gemahlin des engliſchen Geſandten zu Stuttgart.“ Der Polizeimann ſtutzte und ſchüttelte ungläubig den Kopf. „Und wer iſt ihr Begleiter?“ fragte er weiter. „Mein Kammerdiener,“ ſagte die Dame,

hierin von der Bahn der ſtrengen Wahrheit, aus Sorge für die Perſon ihres Begleiters, abweichend.

Es giebt eine Majeſtät des, ſeiner ſelber mächtigen Geiſtes, welche ſelbſt für rohe Seelen etwas Ueberwältigendes hat. Die Dame wurde, obgleich man ihren Angaben keinen rechten Glauben ſchenkte, mit Achtung behandelt, doch mußte ſie es ſich gefallen laſſen, am andern Morgen in einem Wagen nach der benachbarten kleinen Militärſtation geführt zu werden, während Salvo von zwei Soldaten geleitet, den Weg zu Fuß machen mußte.

Der Offizier, welcher dort die Gefangenen verhörte, ſchien anfangs, als er die beiden vermeintlichen Abentheurer in Bauerntracht vor ſich ſahe, nur wenig zu ihren Gunſten geneigt zu ſeyn. Und dennoch, welch glückliche Fügung war es, daß gerade dieſer ihr Richter war. Frau Spencer Smith war in einem der vorhergehenden Winter mit ihrem Gemahl in Innsbruck geweſen, hatte dort eine glänzende Abendgeſellſchaft gegeben, in welche der nämliche Herr, der ſie jetzt verhörte, durch eine ſeiner Verwandtinnen eingeführt worden war. Man erkannte ſich gegenſeitig, der Offizier zeigte den beſten Willen, die Beiden über die Gränze nach Steyermark zu geleiten, aber ſiehe da, der nämliche fatale Artikel aus Mailand, den der Marcheſe in der Trientiner Zeitung ſchon zu Zell geleſen hatte, war auch hieher gekommen. Man fürchtete den weit ausreichenden Arm der franzöſiſch=kaiſerlichen Macht, der wohlgeſinnte Mann hatte hier nicht allein zu entſcheiden, das Einzige was er thun konnte war, daß er ſelber die Gefangene als eine Ehrenwache nach Salzburg geleitete, dort im vornehmſten Gaſthauſe ſie unterbrachte und ſie der Polizeibehörde auf's Dringendſte empfahl.

Aber ſelbſt hier war der geängſteten Frau eine Ein=

berung ihrer Lage zugedacht, an welche ſie nie gedacht hatte. Die Wirthin in dem Gaſthaus, darin man ſie freilich nur wie eine Gefangene, wenn auch mit allen Ehren hielt, war als junges Mädchen im Hauſe der Mutter der Frau Spencer Smith, der damaligen Oberhofmeiſterin bei dem Großherzog von Würzburg geweſen und dort mehr als Pflegetochter denn als Dienerin behandelt worden. Sie erkannte ſogleich die Miſtreß und dieſe in ihr die liebe Geſpielin ihrer Kindheit. Von dieſer treuergebenen Frau wurde die bedauernswürdige Dame nicht nur, wie ſie durch Stand und Geſinnung es verdiente, mit ehrfurchtsvoller Liebe bedient und behandelt, ſondern auch von Allem unterrichtet, was für ihre damalige Lage von Nutzen ſeyn konnte. Unter Anderm erfuhr ſie auf dieſem Wege, daß ſo eben der Graf O'Donnes und der Prinz Parr in Salzburg anweſend ſeyen. Sie kannte dieſe beiden Herren perſönlich und durch die Verwendung derſelben gelang es ihr zuerſt der läſtigen Polizei=Aufſicht enthoben zu werden. Man rieth ihr nach Linz zu gehen und dort die Antwort auf ihr Schreiben an den Grafen Stadion abzuwarten. Indeß wurde Salvo noch immer in ſtrengem Gewahrſam, ja zuletzt durch den aus Unverſtand hierin zu weit gehenden Polizei=Director wie ein todeswürdiger Verbrecher in einem Kerker gehalten, bis auch ihn eine mächtige Fürſprache vom kaiſerlichen Hofe aus befreite. Er folgte der Madame Spencer nach Linz, geleitete ſie noch von dort zu ihren Kindern und zu ihrer Schweſter nach Grätz und gab dann der Bitte der Familie nach, um ſeiner eigenen Sicherheit willen mit der Miſtreß auf einige Zeit nach England zu gehen. Denn ihm, wäre er in die Hände der damals faſt über ganz Europa reichenden franzöſiſchen Macht gefallen, wäre der Tod eines Verbrechers gewiß geweſen. In einem nordi=

ſchen Hafen ſchiffte die Miſtreß mit ihren Kindern und ihrer Dienerſchaft und mit ihr auch der edle, ritterlich mu- thige Marcheſe Salvo nach England ein. Dort empfing der Retter einer unſchuldig Verfolgten nicht nur von der Fa- milie derſelben, ſondern von allen Edelgeſinnten die wohl- verdiente, dankbare Anerkennung, deren ſeine wohlgelungene That werth war, und aus der Hand der Königin, der Gemahlin Georgs III., auch das äußere Zeichen der Achtung einer ganzen großen Nation und ihres Königshofes.

IV.

Die beiden Irländer.

In der Rettungsgeſchichte des Prinzen Carl Eduard, des letzten Sprößlinges aus dem ſchottiſchen Königshauſe der Stuarts lernten wir eine entſchloſſene Heldin, die Miß Flora Macdonald kennen, welche ihren Schützling unter den Kugeln der Geſchütze, und mitten durch die bewaffneten Schaaren ſeiner Verfolger glücklich hindurch geleitete. Die beiden Irländer, deren Rettung aus naher, dringender Lebensgefahr wir auf den nachſtehenden Seiten beſchreiben wollen, verdankten dieſe ebenfalls der außerordentlichen Geiſtesgegenwart, und dem Muthe einer Frau, in einem Augenblick, wo ein Mann, ja wo eine ganze Schaar der muthigſten Männer keinen Ausweg zu eröffnen vermocht hätte. Wir verdanken die Mittheilung der merkwürdigen Begebenheit einem wackeren Officier im engliſchen Artilleriedienſte: dem Herrn Benſon Earle Hill, der den Stoff dazu aus der mündlichen Erzählung der Dame ſelber empfieng, welche die That der Rettung vollführte*).

---

*) Recollections of an Artillery Officer, including Scenes and Adventures in Ireland, America, Flanders and France. By Bens. Earle Hill. Lond. 1836.

Herr Hill war, während ſeines Aufenthaltes in Irland in dem Hauſe des edlen Lord Glentworth's ſo heimiſch geworden, als ob er ſelber ein Glied der Familie geweſen wäre. Eines Abends, bei einer traulichen Unterhaltung am Kamine, kam das Geſpräch auf die blutigen Ereigniſſe, welche der Aufſtand des iriſchen Volkes in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts herbeigeführt hatte. Bei dieſer Gelegenheit erzählte die Mutter der Lady Glentworth, eine Miſtreß Beaumont die nachſtehende Begebenheit aus ihrem eignen Leben.

Der erſte Gemahl dieſer Dame, Herr Edwards war ein Mann von höchſt achtbarem Character und von anerkannt geſetzlicher Geſinnung, ein treuer Anhänger der engliſchen Verfaſſung und Regierung. Eines Tages, bald nach dem Ausbruch der Empörung der Irländer, im Jahr 1798 hatte derſelbe eine bedeutende Anzahl von Gäſten zu ſich, zum Mittagseſſen eingeladen. Während man bereits in jedem Augenblick dieſe gebetenen Gäſte erwartete, ward Herr Edwards durch die Ankunft zweier ungebetnen und unerwarteten Gäſte unter ſeinem gaſtfreien Dache nicht nur im höchſten Grade überraſcht, ſondern in die peinlichſte Sorge und Verlegenheit gebracht. Es waren zwei Brüder, die Herren John und Henry Shear, Irländer aus einer angeſehenen Familie des Landes, welche früher oft in Edwards Haus gekommen und von dieſem gute, alte Bekannte geweſen waren. Die unglücklichen Männer hatten ſich auch zur thätigen Theilnahme an dem Volksaufſtand hinreißen laſſen, waren dabei ganz vorzüglich thätig geweſen, und man wußte, daß ein bedeutender Preis auf ihre Köpfe geſetzt ſey. Was war da zu thun? Sie der Regierung ausliefern? Dazu konnte ſich Herr Edwards nicht entſchließen. Die beiden Flüchtlinge waren als Gäſte

in ſein Haus gekommen, an deſſen Tiſche, wie das Sprichwort ſagt, ſie ſo oft mit ihm Brod und Salz gegeſſen hatten, ſie hatten ihr Leben ſeiner Obhut anvertraut. Aber ſie verbergen? Wie ſollte dies vor den Luchsaugen der im Auffinden auch der verſteckteſten Verbrecher in einem außerordentlichen Maaße geübten Polizeiſoldaten möglich ſeyn? Und fand man ſie auf, dann war es nach dem Ernſt, mit welchem die engliſchen Geſetze gegen Aufwiegler des Volkes, gleich als gegen Mordbrenner verfahren, alſogleich um ihr Leben geſchehen, und auch der gute Ruf ſeines Hauſes hätte dadurch, abgeſehen von andren Beſtrafungen, der Regierung gegenüber einen Flecken bekommen, welcher durch kein Opfer an Geld wäre auszutilgen geweſen.

Der einzige im Hauſe, der außer dem Herrn deſſelben etwas von der Ankunft der beiden Irländer wußte, war der Hausmeiſter, ein Diener auf deſſen Verſchwiegenheit und Treue man ſich verlaſſen konnte, aber dieſer wußte in ſolch verzweifeltem Falle eben ſo wenig zu rathen, als ſein Herr. Wo jedoch Männer keinen Ausweg zu finden wiſſen, da gelingt dieſes öfters einer klugen, verſtändigen Frau. Dieſes bedachte Herr Edwards und theilte ſeiner Gemahlin die Urſache ſeiner unverkennbaren Unruhe mit. Miſtreß Edwards kannte die beiden unglücklichen Brüder ſehr gut, dieſe waren in früheren Jahren ſehr oft zu Beſuch im Hauſe ihres Gemahles geweſen, und in ihrer wie in allen ihnen näher bekannten engliſchen Familien mit Liebe und Achtung behandelt worden. Sie ſelber hatte ſich um die politiſchen Verhältniſſe des Landes nur wenig bekümmert, und weder ihr Gemahl noch ſie hatten etwas davon gewußt, daß jene beiden Freunde ſo tief in die Wirren der damaligen Zeit verwickelt ſeyen, bis auf einmal ihre Namen in öffentlichen

Blättern und Bekanntmachungen in ſehr verſchiedner Abſicht, von der einen Parthei in gehäßiger, von der andern in lobender Weiſe genannt wurden. Denn bei den Engländern galten die beiden Shears für todeswürdige Verbrecher, bei ihren Landsleuten als edle Patrioten, die für Irlands Wohl ihr Leben aufs Spiel ſetzten.

In jenen aufgeregten Zeiten durfte man ſelbſt den eignen Hausleuten und Bedienten nicht trauen; kein Augenblick war zu verlieren. Die Miſtreß ließ deshalb ihren Gemahl hinabgehen, um die Bedienten unten zu beſchäftigen und zurückzuhalten, ſie ſelbſt aber führte die beiden Flüchtlinge eilig in ihre Schlafkammer und verſteckte dieſelben zwiſchen dem Bett und den Matratzen.

In demſelben Augenblick hörte man die Chaiſen anfahren, die Gäſte kamen, wurden von dem Hausherrn empfangen, in den Saal eingeführt, die Dame des Hauſes erſchien bei der Geſellſchaft, man ſetzte ſich zur Tafel und das Diner begann. Der Gegenſtand der Tiſchgeſpräche war die traurige Geſchichte des Tages, die Empörung des Volkes in allen Theilen der Inſel, das ernſte Einſchreiten der engliſchen, bewaffneten Macht. Plötzlich wandelte die Dame des Hauſes ein Zufall an, der alle Gäſte in Schrecken ſetzte. Sie ſank in ihrem Stuhl zurück und ſchien wie in tiefer Ohnmacht dahin zu ſterben; ihr Gemahl ſprang von ſeinem Sitze auf, eilte zu der Kranken hin und indem er die anweſenden Freunde um Verzeihung bat, faßte er die Leidende in ſeine Arme und brachte ſie in ihr Schlafzimmer. Nach wenig Minuten kehrte er zurück, bat ſeine Gäſte ſich ja nicht zu beunruhigen und ſtören zu laſſen, der plötzliche Zufall, welcher ſo eben ſeine Gemahlin betroffen habe, ſey nur ein heftiger Schwindel, an welchem ſie manchmal leide, und welcher ſie zu jeder Bewegung

unfähig mache; es gäbe dagegen kein andres Mittel als die ungeſtörteſte Ruhe und Stille, weshalb er ſie auch jetzt in ihr gegen alles Geräuſch wohlgeſchütztes Schlafzimmer und Bett gebracht habe.

Alle Anweſenden bedauerten höchlich das Leiden der edlen Hauswirthin, doch beruhigte man ſich darüber; das Gaſtmahl nahm ſeinen Fortgang. Aber kaum war man noch zur dritten oder vierten Schüſſel gekommen, da vernahm man außen vor der Thür das Trampeln von Pferden und das Klirren von Waffen; ein lauter Schlag durch den Anklopfer an die Thür verkündete die Ankunft irgend einer Perſon von hoher Bedeutung, man öffnete die Thür und einen Augenblick ſpäter trat Major Sirr in Begleitung mehrerer Offiziere in den Speiſeſaal herein. Herr Edwards ſtand auf, um die neuen, unerwarteten Gäſte zu empfangen.

„Ich bedaure unendlich,“ ſagte der Major, „daß ich gezwungen bin, Sie, mein Herr und Ihre Freunde zu beunruhigen, aber es iſt nicht die Zeit, da man den nöthigen, geſelligen Anſtand berückſichtigen darf; ich bitte Sie hier dieſes Schreiben zu leſen.“

Mit dieſen Worten überreichte der Major dem Herrn Edwards eine ſchriftliche Ordonanz, worin geboten war, den Perſonen der beiden erklärten Rebellen: des John und des Henry Shear allenthalben nachzuſpüren, und ſich ihrer todt oder lebendig zu bemächtigen. Der bedrängte Hausherr hatte alle Mühe ſich den äußren Anſchein von Ruhe und Faſſung zu erhalten.

„Ich kann nichts gegen die genaue Vollführung Ihres Auftrages einwenden, Herr Major. Nur eines erbitte ich mir von Ihnen als eine ganz beſondere Gunſt, daß Sie Ihr Unterſuchungsgeſchäft in ſo großer Stille als nur möglich iſt, vollziehen möchten. Hier meine Freunde können es

bezeugen, daß meine Frau ſo eben, bei der Tafel von einem heftigen Uebelbefinden befallen worden iſt, bei welchem ſie der äußerſten Schonung bedarf. Ohnehin wird Ihnen ſchon hier dieſe ehrenwerthe Geſellſchaft, welche mir die Ehre vergönnt hat ſie an meinem Tiſche zu bewirthen und davon jedes einzelne Mitglied ſeine loyale Geſinnung hinlänglich bethätigt hat, eine Bürgſchaft im Allgemeinen für die treue Ergebenheit gegen Geſetz und König ſeyn können, welche in meinem Hauſe herrſcht. Ich bin bereit Sie in allen Theilen meines Hauſes herumzuführen, aber noch einmal ſpreche ich die Bitte aus, daß Sie auf den Stiegen wie auf dem Oberboden und in den Zimmern recht leiſe auftreten und auch ſonſt jedes laute Geräuſch vermeiden möchten, ſo wie die Rückſicht gegen eine leidende Frau dies erfordert.“

Major Sirr ließ hierauf alle ſeine Begleiter unten in dem Vorhausplatz zurückbleiben, mit Ausnahme des Offiziers der die militäriſche Eskorte commandirte, und dieſe beiden folgten dem Herrn Edwards, der ſie treppauf treppab durch alle Räume und Zimmer ſeines Hauſes führte. Jeder Winkel, jeder Schrank, jede Kiſte, jeder Verwahrungsort für Holz wie für Steinkohlen und Geräthſchaften, jedes Kamin wie jeder Schornſtein wurden von den beiden Spähern aufs Genaueſte durchforſcht, es war jetzt nur noch ein Zimmer zu durchſuchen übrig: das Schlafgemach der Dame des Hauſes. „Hier ruht meine arme, hartgeängſtete Frau,“ ſagte der Hausherr mit leiſer Stimme, indem er ſich bereit machte die Thür zu öffnen. — „Sie bleiben indeß hier außen im Vorſaal ſtehen, ſagte der Major, halblaut, zu dem Offizier der ihn begleitete, „ich werde, zu unſrer beiderſeitigen Genugthuung einen Blick hineinwerfen ins Zimmer und ſogleich wieder bei Ihnen ſeyn.“

Herr Edwards öffnete ganz ſanft die Thür. Die Rollos an den Fenſtern waren herabgelaſſen, das Zimmer war, wie der Zuſtand reizbarer Kranken es erfordert, nur von einem dämmernden Lichte beleuchtet; die beiden Männer traten ſo leiſe ein, daß man ihre Fußtritte nicht hörte, wohl aber das laute Stöhnen der Dame, welche in dem Bette, mit faſt ganz verſchloßnen Vorhängen lag. „Gott weiß,“ ſagte Madame Beaumont, „dieſes Stöhnen war kein erkünſteltes, es kam aus einer, von wahrhafter Todesangſt gepeinigten Bruſt.“ „Aengſtige dich nicht, meine Liebe,“ ſagte der Hausherr, indem er näher ans Bette hintrat, „wir werden dich nicht lange in deiner Ruhe ſtören.“ Der Major indeß blickte ſchnell, dabei aber gründlich genau im ganzen Zimmer herum, ſagte zu Herrn Edwards, er ſey jetzt vollkommen befriedigt und beide giengen wieder hinab in das untere Geſchoß des Hauſes.

Der Major trat noch einmal ein zu den Gäſten des Hauſes in den Speiſeſaal, deren größeſter Theil ihm nahe bekannt war. Es war vergeblich, daß der Hausherr ihn zur Theilnahme an den Freuden des Mahles einlud, er wollte nicht einmal ſich ſetzen, ſondern eröffnete nur den verſammleten Gäſten, daß noch heute, an dieſem Abend ſehr gewaltthätige Auftritte von Seiten des nach den Rebellen herumſtreifenden Militärs, wie des Landvolkes zu erwarten ſtünden; er müſſe ſich deshalb die Bemerkung erlauben, daß er es für wohlgethan halte, wenn die anweſenden Herrn und Damen ſich bemüheten, ſobald als möglich in ihre Häuſer und Landſitze zu kommen. Der Major mit ſeiner polizeilichen und militäriſchen Begleitung trat ab, und die Gäſte alle, auf kein gaſtfreundliches Nöthigen des Hausherrn mehr achtend, ließen anſpannen, und fuhren hinweg.

Die beiden Irländer, welche dieſen ganzen Tag, weil

die Verfolger ohne Aufhören ihnen heiß auf der Spur waren, noch keinen Biſſen genoſſen hatten, wurden jetzt, nachdem man ſie heimlich in das Zimmer des Hausherrn hineingeſchmuggelt hatte, mit den Speiſen und den guten Weinen erquickt, welche für andre Gäſte, als für dieſe ungebetenen, beſtimmt geweſen waren. Von Augenblick zu Augenblick lauſchten die armen Männer vergebens auf jenes laute Freudengeſchrei ihrer Freunde, welches das Signal von der Einnahme der Hauptſtadt ſeyn ſollte, mit deren Hoffnung ſie ſich ſchmeichelten, es ließ ſich kein Zeichen dieſer Art vernehmen; um ein Uhr des Nachts ſchlichen ſie ſich leiſe aus dem gaſtfreien Hauſe fort, in welchem ſie zum letzten Mal in ihrem Leben Liebe der Freunde und Erquickung des Leibes genoſſen. Bald darauf wurden die Flüchtlinge, die ſich in einer Höhle in den wüſten Felſengebirgen von Wicklow verborgen hatten, dort aufgefunden, vor Gericht geführt, ſchuldig des Aufruhres befunden und an den Galgen gehenkt.

Man kann gewiß das Loos dieſer beiden Brüder nicht anders als des Beklagens werth finden. Allerdings war Irland durch fremde Aufwiegler in ſeine damalige, der geſetzlichen Ordnung widerſtrebende Anregung gebracht worden, aber dem Wahne, für welchen die Iren kämpften, lag ein, wenn auch irre gehendes Feſthalten an einem tief in der Menſchenbruſt Beſtehendes Wahres und Göttliches: die Liebe zur Religion und der Sitte der Väter zu Grunde. Hätten die beiden Irländer in den Zeiten der modernen Revolutionen von Frankreich oder unſrer Tage gelebt, man würde ſie zwar nicht wie ihnen nach Recht und Geſetz geſchahe, an den Galgen gehenkt, wohl aber mit Unrecht und ungeſetzlich guillotinirt oder erſchoſſen haben. Denn man hat anjetzt die Kunſt gelernt, nur alles das herrlich und

groß zu preiſen was Nichts iſt: die Meineidigen an Gott und Geſetz, gleich wie in jenem fliegenden Briefe, den ein alter Seher ſchauete, fromm zu ſprechen. Die Mordbrenner und Verderber ganzer Völker, die Läſterer alles Heiligen und Wahren, ſcheinen, ſie mögen thun und wandeln wie ſie wollen, einen Freipäß durch das Land, die Gerechtigkeit für ſie keinen Arm mehr zu haben, ſondern nur furchtſame Augen, deren Blick uns in Ungewißheit darüber läſſt, ob er der ausbrechenden Bosheit Beifall oder Mißbilligung zuwinke. Bald könnte in ſolcher Weiſe das Spiel der Zeit eine andere Wendung nehmen, die, welche hätten das Unrecht hemmen und ſtrafen ſollen, durch kräftige That und Wort, könnten die Beſtraften, die Sträflinge aber, den Ketten der Gefängniſſe entkommen, mit ihren ebenbürtigen, von andren Ketten gebundenen Genoſſen, könnten die Richter und Henker werden. Die beiden Irländer, in ihrem, wenn auch geſetzlos irre gehenden Wahne, wollten Etwas, das, wenn auch nicht genau da wo ſie es ſuchten, über und in dem Menſchen beſteht; die Vernichtungsmänner der modernen Zeit wollen nichts als jenes Wüſte und Leere, von welchem ihr eignes armſeliges Selbſt durch und durch verwüſtet und verheert iſt. Es iſt zuletzt ein bewußtloſer Drang, der wie die Seuche eines Peſtkranken auf jeden der annahenden Pfleger, ſo von dieſen Geiſteskranken ganzen Völkern ſich mittheilt; die polizeiliche Geſundheitspflege ſcheint entſchlafen, welche mit Ernſt das Eindringen des Anſteckungsſtoffes verhüten ſollte.

V.

Capitän Franklins Nothſtand
auf ſeiner
Landreiſe in der nördlichen Polarzone

1) Die Aufgabe, welche zu löſen war.

Wir halten mit Recht jene Helden, welche in den Schlachten der Völker, der Gefahr des eignen Lebens nicht achtend, auf der blutigen Bahn des Sieges vorandrangen, darauf ſie dem Vaterland Rettung und Frieden erkämpften, unſrer hohen Bewundrung werth. Freilich gibt es neben dieſen, im Liede der Völker beſungenen Siegen auch noch andre, geiſtig höhere, welche durch Kämpfe errungen werden, von denen die Welt nur wenig weiß und erfährt; das ſind die Siege eines göttlich gläubigen Erkennens über den thieriſchen Unverſtand der verwilderten Menſchennatur: die Siege der Zeugen für die Wahrheit des Chriſtenthumes mitten in der lange laſtenden Nacht des Heidenthums. Aber auch jenen Heldenſeelen, welche, wie Franklin, wie Richardſon und Back im Verein mit Parry, mit James Clarke Roſſ, Thomas Simpſon und einer andren Zahl, namentlich der britiſchen Seemänner mit tapferem Muthe durch die Eismaſſen und winterlichen Wüſten der Polarzone drangen, um für das Reich des Erkenmens unſrer

irdiſchen Sichtbarkeit ein neues Feld zu erobern, gebührt unſre hohe Anerkennung. Die Scholle Landes, welche er bewohnt und bebaut, iſt für den Leib, die ganze Erde aber, mit all ihren Ländern, Meeren und Inſeln, für den Geiſt des Menſchen da; er ſoll, dies iſt die Beſtimmung ſeiner Natur, das Licht ſeines Erkennens über Gebirge und Ebenen, über die Meere und all ihre Küſten ſtrahlen laſſen, damit alle Lande der Ehre ſeines Gottes voll werden. Am meiſten aber verdienen die Heroen ſolcher Art dann unſre liebende Theilnahme, wenn das, was zum Beſtehen der Mühen und Gefahren ihnen die Kraft gab, auf jenem Grunde eines chriſtgläubigen Muthes ruhet, der uns an Franklin, wie an Richardſon und Hood, ſo unverkennbar deutlich in die Augen fällt.

Die Aufgabe, welche dem Capitän Sir Franklin und ſeinen Reiſegefährten von dem Miniſterium der britiſchen Marine, noch mehr aber durch den eignen Drang des Forſchens gegeben war, iſt als eine der ſchwierigſten ihrer Art zu betrachten. Es ſollten die Fragen beantwortet und entſchieden werden: über die Möglichkeit einer Durchfahrt von dem atlantiſchen in das ſtille Meer, durch jenen Theil des nördlichen Eismeeres, der die nördlichſte Küſte von Amerika und ihre angränzenden Inſeln umſäumt. Um hierüber ins Klare zu kommen, war es zunächſt nöthig den Verlauf der Nordküſte des weſtlichen Continents genauer kennen zu lernen, und hierzu ſollte Franklins Landreiſe den Weg bahnen, die durch eine Wüſte ihre Richtung nahm, welcher an Furchtbarkeit kaum eine andre Wüſte der Erde zu vergleichen iſt. Wir beſchreiben die Beſchaffenheit derſelben in einigen wenigen Zügen.

Eine Wüſte findet ſich auf unſrer ſchönen Erde überall da, wo dem Boden zwei Elemente der Belebung abgehen,

welche zunächſt von oben kommen: der wärmende und erhellende Strahl der Sonne, und das nährende Waſſer. Nicht eines allein genügt, beide müſſen zuſammen wirken, wenn ſich die Einöde mit grünenden Auen und Wald bedecken, wenn ſie für vollkommene Landthiere und Menſchen bewohnbar werden ſoll. Denn dort im höchſten Norden oder tiefſten Süden laſtet der feuchte Nebel das ganze Jahr hindurch auf dem ſchwarzen vulcaniſchen Boden, und dennoch ſäugt ſein niederträufelndes Waſſer kaum einen Grashalm groß; über den dürren, ſandigen Ebenen des mittleren Afrikas brütet der glühend heiße Strahl der Sonne, ohne einen Keim des Lebens daraus hervor zu locken.

Die Ausdehnung des nördlichſten Küſtenſaumes des amerikaniſchen Feſtlandes längs dem Eismeere hin, erreicht nahe die Hälfte der Ausdehnung des nördlichſten Küſtenſaumes der öſtlichen Halbkugel. Namentlich verläuft der weſtliche Theil der amerikaniſchen Nordküſte faſt durchgängig in eine niedere Ebene, welche ſo allmälig unter den Waſſerſpiegel ſich hinabſenkt, daß das angränzende Meer dort nur eine ſehr geringe Tiefe hat. Der öſtliche Theil derſelben vom Kupferminenfluße bis zu den nördlichſten Buchten des atlantiſchen Meeres iſt zwar ein vorherrſchend höher anſteigendes, dabei aber faſt ganz kahles Land, ähnlich jenen Felſengräten, welche in unſern Alpen über die Region des beſtändigen Froſtes hinanragen und von denen der Sturmwind den fallenden Schnee hinwegpeitſcht. Dort ſieht man weder Wald noch hohes Strauchwerk; tief am Boden krümmt ſich die Zwergweide; nur an wenig Stellen bedeckt ſich, während des kurzen Sommers, der Boden mit einem graulichen Grün des niedren Graſes, vermiſcht mit jener Flechtenart, welche die Heerden der

Rennthiere von Süden her auf dieſe fernabgelegne, kühle Weide lockt.

Im Ganzen genießen die Länderſtriche, welche auf der Weſtſeite des nördlichſten Amerikas, gegen die Küſte des ſtillen Meeres hin, in ruſſiſchem Beſitze ſind, eines viel milderen Klimas, als die unter gleicher Breite auf der Oſtſeite gelegnen Ufergegenden des atlantiſchen Meeres, der Saum der Küſte aber, der ſich am Weſtende der Polarſeite bis in den 72° N. Br. erſtreckt, bleibt auch während des Sommers eine winterliche Einöde, deren meiſt ſumpfigen Boden die flach auftreffende Sonne, wenn ſie auf einzelne Tage durch den lang anhaltenden Nebel bricht, nur wenige Zoll tief aufzuthauen vermag.

Es wehet über jene Einöden faſt ohne Aufhören ein ſchneidend kalter Oſtwind; nur dann, wenn der Weſtwind dieſen ablöst, wird die Luft milder und zu den Niederſchlägen des Schnees oder des Regens geneigt, auch ſcheinen ſich dann vorzugsweiſe jene Traumgeſtalten des Luftkreiſes, die Augentäuſchungen der Luftſpiegelung zu erzeugen, welche die Wüſte jener Polarländer mit der Wüſte der heißen Zone gemein hat. So erzählt Thomas Simpſon, ein achtungswerther Reiſender in der nordamerikaniſchen Polarzone, daß er eines Tages, als er nach ſeiner Gewohnheit den Schlitten, darauf die Reiſegeräthſchaften und Vorräthe zum Lebensunterhalt über den Schnee gezogen wurden, voranging, ſo oft er hinter ſich blickte, ſeine Indianer, auf ihren Ferſen ſitzend, der Ruhe pflegen ſahe. Dennoch, bemerkte er, daß, ſo raſch er auch vorwärts ſchritt, der träge Troß, immer in gleicher Nähe bei ihm blieb. Als man Halt machte, erzählten, auf ſein Befragen, die Leute, daß ſie nirgends, auch nur einen Augenblick geraſtet hätten, ſondern immer in Bewegung geblieben ſeyen; ihn aber, den

Voraneilenden, hätten ſie ſo geſehen, als ob er auf dem Rücken liegend, auf unſichtbarem Ruhebett und von unſichtbaren Händen raſch dahin getragen würde.

So iſt das Land der winterlichen Nebel und des beſtändigen Froſtes beſchaffen, durch deſſen, nur an wenig Stellen von wandernden Esquimaux beſuchten Einöden, in der Nachbarſchaft der Eisküſte hin wir unſren Reiſenden begleiten wollen. Zwar dort ſind weder Tiger, noch Löwen, noch giftige Schlangen zu fürchten, dort wird der ewige Frieden der Natur durch keine Mörderſchaaren, durch keine Männer der modernen Revolutionen geſtört, denn gegen dieſen Auswurf einer abgefallenen Chriſtenheit erſcheinen die heidniſchen Esquimaux wie unſchuldige Kinder neben dem wüthendſten Verbrechergeſindel der Kerker, aber jener Frieden gleichet nur zu ſehr dem Frieden und der ungeſtörten Ruhe eines Todtenackers, auf dem kein Leichenſtein uns meldet, wer die hier Begrabenen im Leben waren. Denn die Geſchichte der Vergangenheit wirft auf dieſen armen Theil der Erde keinen erhellenden Strahl; nirgends zeigt ſich da ein altes Gemäuer oder ein mit Runen beſchriebener Stein. Nur aus der Geſchichte der neueſten Zeit brach von Oſten wie von Weſten her durch die Forſchungen muthvoller Reiſender aus den gebildeteren Völkern von Europa und Amerika ein Licht in dieſe uralte Dämmerung herein, um deſſen helleres Aufſtrahlen Franklin und ſeine Gefährten ein ganz beſondres Verdienſt hatten. Ehe wir jedoch hiervon weiter reden, gedenken wir zuerſt mit gebührender Anerkennung der Männer, welche vor jenen den mühſeligen Weg dieſer Forſchungen betraten.

2) Franklins Vorgänger.

Bereits unter der, für die eingebornen Indianer sehr freundlich besorgten, milden französischen Herrschaft in Canada, waren einzelne kühne Handelsleute hunderte von Meilen weit nach Norden und Westen in das Land der Indianer eingedrungen, denen sie leider zum großen Theil mit dem Gifte des Branntweins zugleich, statt nützlichern Geräthschaften, nur Gegenstände einer kindisch eitlen Putzsucht gebracht hatten. Doch gleichzeitig mit ihnen hatten die Sendboten des Christenglaubens, namentlich die frommen Väter aus dem Orden des heiligen Sulpicius, sich mit muthiger Verachtung aller Gefahren und im täglichen Kampfe mit allen Entbehrungen, tief in das Innere des Landes gewagt, und Berichte über die Naturbeschaffenheit, sowie über die Bewohner desselben erstattet. So interessant aber auch, in vielfacher Hinsicht, diese Berichte waren, blieben sie dennoch, für die Erweiterung der genaueren geographischen Kenntnisse, namentlich der nördlichsten Gebiete von Amerika, ohne allen bedeutenden Werth. Da geschah es, daß der natürliche Zug des Menschen zu den Metallen eine Anregung von außen bekam, die mächtig genug war, ihn, wie früher bei der Entdeckung von Amerika der Durst nach Gold, zu einem neuen, kühnen Unternehmen zu bewegen. Gold war es zwar nicht, wohl aber ein andres werthvolles nützliches Metall: das Kupfer, welches die Indianer der nördlichen Districte alljährlich mit den thierischen Fellen und andren Tauschartikeln zugleich nach Churchill an der Hudsonsbay brachten und hiedurch die Aufmerksamkeit sowie die Gewinnsucht der dortigen Handels-Compagnie in hohem Grad erregten. Nach der Aussage der Indianer sollte dieses Metall in reinem, gediegenem

Zuſtand und in ſo großer Menge an einem Fluſſe fern im Norden gefunden werden, daß ganze Hügelmaſſen aus ſeinen aufgehäuften Klumpen beſtünden. Bis dahin hatte die Hudſonscompagnie nur noch ſehr wenige Verſuche gemacht, durch tieferes Eindringen in die angränzenden Indianerländer den Erwerb des Pelzwerkes, das die Eingebornen aus weiter Ferne her, ohne dabei die Weite des Weges in Anſchlag zu bringen, ihr zuführten, unmittelbarer in ihre Händ zu bekommen, denn der Koſtenaufwand für weit ausgebreitete Etabliſſements erſchien bei der Menge und Wohlfeilheit der herbeikommenden Waaren als unnöthig. Anders aber ſtellte ſich jetzt die anlockende Ausſicht, als es galt eine Quelle der Einkünfte zu eröffnen, welche nur durch die Hand der bergbauverſtändigen Europäer zugänglich gemacht werden konnte. Es wurde deßhalb im Jahre 1769 ein rüſtiger Offizier der Compagnie, Thomas Hearne, zu dem Unternehmen beſtimmt, den nach der Ausſage der Indianer in nicht gar großer Ferne abgelegnen, anſehnlichen und deßhalb ſelbſt für Schiffe befahrbaren Fluß aufzuſuchen, an deſſen Ufern ſich die Hügel, aus Klumpen des gediegnen Kupfers beſtehend, und dabei eine Fülle von Nahrungsmitteln, an Wildpret aller Art finden ſollte und der, wie ſie ſagten, ſeinen Lauf in eine Gegend des Nordens nehme, in welcher die Sonne in der Mitte des Sommers nicht untergehe.

Man reiſt in dieſen Gegenden am leichteſten im Winter, weil dann, bei einer Kälte, die nicht ſelten der Temperatur des gefrierenden Queckſilbers gleichkommt, ja noch unter dieſen metalliſchen Gefrierpunkt herunterſinkt, die weit ausgedehnten Sümpfe ſtark gefroren ſind und zugleich der Schnee jene Feſtigkeit hat, wobei er Menſchen, ſowie größere Laſten trägt. Daher trat auch Hearne ſeine Reiſe

am 6. November an. In ſeiner Begleitung waren zwei Orkney-Inſulaner und zwei Indianer aus dem Dienſtperſonale der Compagnie. Da aber dieſe alle des Landes, ſowie der Richtung des Weges nach dem Kupferminenfluſſe unkundig waren, gab man die ganze kleine Expedition in den Schutz und die Leitung eines Häuptlinges der nördlichen Indianer, mit Namen Tſchaudſchintſchau, der mit einer abgetragnen Soldatenmontur zugleich den Titel eines Capitäns von der Compagnie erhielt, und dafür mit noch 9 Indianern des nördlichen Diſtriktes, davon einer zum Lieutenant creirt wurde, das ſichere Geleite der Reiſenden, bis zur Gränze der Athapulco-Indianer übernahm, wo im Frühling 1770 ein andrer, dort einheimiſcher Indianer-Capitän die Weiterleitung überkommen ſollte. Aber der Capitän Tſchaudſchintſchau erwies ſich des in ihm geſetzten Vertrauens ſehr unwürdig; er hatte überhaupt keine beſondere Freude an dem ihm übertragenen Geſchäft, deßhalb ſuchte er den ihm läſtigen Fremdling zuerſt durch das Verweigern aller ihm verſprochnen Dienſtleiſtungen, dann auch dadurch zum Rückzug zu bewegen, daß er ihm durch ſeine Leute einen Theil der Ammunition und des nöthigſten Reiſebedarfs entwenden ließ. Die Diebe mit ihrem Raube waren entflohen; ihr Häuptling, der ſogenannte Capitän, war mit etlichen Männern ſeines Volkes noch bei Hearne geblieben, hatte dieſen mitten in das Dickicht einer großen Waldung geleitet, hier aber ihn plötzlich verlaſſen. Die Gegend zwar des Waldes, wo dieſes geſchahe, war nur 30 Meilen von Prinz Wales Fort entfernt, die Reiſegeſellſchaft aber, ohne einen landeskundigen Führer, würde ſich ſchwerlich aus der von winterlichem Nebel bedeckten, beſchneiten Waldregion herausgefunden haben, wenn nicht mitleidigere Indianer der Noth der Fremden ſich angenom-

men hätten. Schon am 12. December kam Hearne unverrichteter Sache wieder in Churchill an.

Ein Indianer aus dem ferneren Norden befand ſich gerade damals, in Handelsgeſchäften bei der Factorei anweſend. Als dieſer Hearne's Reiſebericht vernahm, verſicherte er demſelben, daß er nicht mehr weit von dem Ziele ſeiner Reiſe, dem kupferreichen Fluſſe geweſen ſey. Da erwachte in dem muntren Reiſenden die Luſt ſein Glück noch einmal durch eine neue Wanderung nach jener Richtung hin zu verſuchen, und die Compagnie zeigte ſich gerne bereit, das Unternehmen, das nur einen ſehr geringen Koſtenaufwand erforderte, zu unterſtützen. Diesmal trat Hearne ganz allein, ohne nur einen einzigen europäiſchen Geſellſchafter, ſeine Reiſe, im Geleite der Indianer an; er verließ das Fort Churchill am 23. Februar 1770.

Die Expedition bewegte ſich langſam am Sealfluſſe hinauf, denn es gab dort einen Ueberfluß an jagdbaren Wildpret und die Indianer ſind ſo leidenſchaftliche Freunde der Jagd, daß ſie nur ſchwer ſich entſchließen können einen Ort zu verlaſſen, der ihnen eine beſondere Befriedigung ihrer Luſt verſpricht. Aber auch unſer Reiſender gewann allmälig dem Leben, wie dem unterhaltenden Geſchäft dieſer Jäger einen Geſchmack ab, der ihn die Langſamkeit des Vorrückens ſowie alle Mühſeligkeiten vergeſſen ließ. Die Indianer des höheren Nordens, mit Ausnahme jener Einzelnen, welche in Handelsgeſchäften die Factoreien beſuchten, waren damals in gar keine Berührung mit den Europäern gekommen; der Anblick eines weißen Mannes in ſeiner Tracht und ganzen Art war ihnen noch etwas ganz Neues. In einigen Gegenden, dahin Hearne ſpäter auf ſeinen Reiſen kam, ſah er ſich von Schaaren der harmlos Neugierigen umgeben, die auf all ſeinen Schritten ihn beglei-

teten, ſelbſt dann, wenn er ſeine Toilette machte ihn beobachteten, das (blonde) Haar, das ihm am Kamm hängen blieb, ſich ausbaten und unter ſich gleich als eine Naturmerkwürdigkeit vertheilten. Den Leuten ihres Stammes, als ſie zu dieſen zurückkehrten, berichteten dieſe Glücklichen, daß ſie Einen aus fernen Landen geſehen hätten, der zwar in allen andern Stücken einem Menſchen ähnlich geweſen ſey, aber er habe ſtatt des Haares den Schwanz eines Thieres (dafür hielten ſie den Haarzopf) an ſeinem Haupte getragen und die (blauen) Augen eines Seevogels gehabt.

Endlich, am 23. Mai ließen ſich die Indianer bewegen die Reiſe nordwärts, in das wildpretärmere Land anzutreten. Der hochliegende, dabei allmälig weich werdende Schnee, der das Fortkommen ſehr erſchwerte; die jetzt häufig fallenden Regengüſſe, denen Hearne bei Tag wie bei Nacht ausgeſetzt blieb, weil der Indianercapitän, ſo dienſtwillig er in andern Dingen war, ihm nicht erlaubte, auch nur den mit dem ſeltſamen Haarzopf verſehenen Kopf unter ſein armſeliges, kleines Indianerzelt zu ſtecken; die Unmöglichkeit Feuer anzuzünden oder brennend zu erhalten, wodurch es nothwendig wurde, das Fleiſch der erbeuteten Fiſche und des Wildprets meiſt roh zu genießen, alle dieſe und noch andre Mühſeligkeiten hätten den kräftigen Reiſenden nicht von ſeinem Unternehmen abſchrecken können. Sogar die Erklärung ſeiner Indianergefährten, als dieſelben ſich wieder in einem für die Jagd überaus reichem Gebiet befanden, daß ſie hier für dieſes Jahr Halt machen und erſt im nächſten weiter ziehen wollten, würde den ſelber von der Jagdluſt beherrſchten Mann nicht entmuthigt haben, wäre ihm nicht durch einen Windſtoß ſein Hadley'ſcher Quadrant zu Boden geworfen und zerbrochen worden; das

einzige Werkzeug, deſſen er ſich zu ſeinen allerdings nicht ſehr genauen Meſſungen der Sonnenhöhen bedient hatte. Da er wußte, welchen Werth gerade ſolche geographiſche Beſtimmungen für eine Reiſe, wie die ſeinige war, haben müßten, hielt er es für unumgänglich nothwendig, noch einmal unverrichteter Sache nach Churchill zurückzukehren, um ſich da mit einem neuen Inſtrument zu verſorgen. Es war aber daſelbſt kein andres zu haben, als ein alter Quadrant, der ſeit 30 Jahren im Compagniegebäude hieng und welcher noch viel unzureichender zur genauen Erfüllung ſeines Zweckes war, als das, im Vergleich mit unſern jetzigen Apparaten freilich auch nicht ſehr vollkommene, verunglückte Werkzeug. Acht Monate lang hatte Hearne auf ſeiner Reiſe, oder eigentlich großen Jagdparthie ſich verweilt, als er am 25. November in Churchill ankam. Hier traf er wieder andre Indianer an, deren Abſicht es war, geraden Weges nach dem Kupferminenfluß zu gehen, weil ſie, wie ſich ſpäter ergab, einen Streifzug in das Gebiet der Esquimaux vorhatten. In ihrer Geſellſchaft verließ er nach kurzem Ausruhen unter ſeinen Landsleuten Churchill ſchon wieder am 27. December, mußte ſich's freilich, was ihm nicht ſchwer ankam, auch diesmal gefallen laſſen, daß ſeine Begleiter viele Zeit aufwendeten und manchen Umweg machten um ihre Jagdluſt zu ſtillen, kam aber doch endlich, am 13. Juli 1771 zu dem erſehnten Ziel ſeiner Reiſe: zum Kupferminenfluſſe. Die Stelle, bei welcher Hearne an dieſen Fluß kam, liegt noch ohngefähr 9 geographiſche Meilen von der Mündung deſſelben in das Eismeer ab. Es war gegen die Erwartung unſers Reiſenden, welcher hierin zu viel auf die Ausſage der Indianer vertraut hatte, als er, ſtatt eines angeblich für Schiffe befahrbaren Stromes einen Fluß vor ſich ſahe, der kaum für die kleinſten Fahrzeuge

der Indianer hinreichendes Waſſer hat. Auch in Beziehung auf die aus reinem Kupfer aufgethürmten Hügel ſahe er ſeine Hoffnung getäuſcht, doch fand er am Ufer des Fluſſes ein Stück gediegenes Kupfer, das an Gewicht 4 Pfund betrug und ſein Bericht enthält Vieles, das zu einer genauen bergmänniſchen Unterſuchung jener Gegend aufmuntern kann. Vergeblich bemühte ſich der wohlmeinende Mann ſeine Indianer von dem raubmörderiſchen Ueberfall abzuhalten, den ſie, am Kupferminenfluß gegen die harmloſen Esquimaux ſich erlaubten, an einer Stelle, die noch jetzt auf unſern Karten von jenem blutigen Ueberfall ihren Namen führt. Außer dieſem bedauernswürdigen Vorfall hatten ihm übrigens ſeine Begleiter keinen Anlaß zur Klage oder zum Unmuth gegeben; er kam unter ihrem Geleite zu der Küſte und von dort wohlbehalten nach Churchill zurück. Obgleich Hearne's Angaben über die geographiſche Lage der von ihm beſuchten Gegenden ſchon wegen der Unvollkommenheit ſeiner Inſtrumente bedeutende Unrichtigkeiten enthalten, bleibt dieſem Reiſenden dennoch der Ruhm, daß er der erſte Europäer geweſen ſey, welcher von Amerikas Feſtlande aus das große nordiſche Polarmeer vor ſich ſahe. Auch hatten ſeine Erfahrungen es gezeigt, daß das Vordringen in die ſumpfigen, theils von faſt undurchdringlichen Waldungen bedeckten, theils völlig kahlen Gegenden des nördlichſten Amerikas weder ſo außerordentlich ſchwer, noch auch mit ſolchem Aufwand verbunden ſey, als man bis dahin gemeint hatte.

Ein ſolcher glücklicher Vorgang regte ſogleich auch Andre zu ähnlichen Unternehmungen auf. Sieben Jahre ſpäter, im Jahre 1778, drang Pond, mit einer genaueren Erforſchung des Landes bis zum Athabaska-See (58° N. Br.) am Sklavenfluſſe vor. Seine Berichte gaben die erſte

Veranlaſſung zum Begründen einer Niederlaſſung der Compagnie an jener für das Erbeuten des Pelzwerkes höchſt ergiebigen, an Fiſchen und Wildpret überaus reichen Stelle. Dieſes Unternehmen kam im Jahr 1781 durch das Anlegen des Fort Chipevyan zu Stande, welches von nun an der Ausgangspunkt wurde, für alle weiter nach Norden gehende Landreiſen.

Von hier trat auch Alexander Mackenzie am 3. Juni 1789 ſeine für die Länderkunde ſo wichtige Reiſe an, welche zur Kenntniß jenes Fluſſes führte, der noch jetzt von dem Entdecker ſeinen Namen trägt und der ſeitdem, gleich einem gebahnten Wege, öfters zum Eingang in das Eismeer benutzt worden iſt. Mackenzie fuhr zuerſt auf dem Sklavenfluſſe hinab nach dem Sklavenſee. Berichte der Indianer, welche des Handels wegen nach dem Fort Chipevyan kamen, von einem großen Strome, der aus dem zuletzt genannten See ſeinen Abfluß nehmen ſollte, hatten in ihm die Hoffnung erregt, einen Verbindungsweg aus dem nordweſtlichen Amerika nach dem ſtillen Meere zu entdecken; denn nach dieſem Meere, ſo hoffte er, nicht nach dem nördlichen Eismeere, ſollte der Strom ſeinen Ausfluß nehmen. Als der Reiſende am 9. Juni den Sklavenſee (63° N. Br.) erreicht hatte, fand er denſelben noch zum Theil mit Eis bedeckt. Wo der Abfluß deſſelben aus dem See ſeine Lage habe, das war damals noch unbekannt; es mußte mit Mühe erforſcht werden, und erſt am 29. Juni gelangte man zu dieſem geſuchten Punkte. Ein waſſerreicher großer Strom nahm von hier aus ſeinen Lauf zunächſt nach Weſten und Mackenzie nahm keinen Anſtand ſich auf demſelben einzuſchiffen, obgleich die Anwohner der Ufer, nach jener Gabe einer mährchenhaften Uebertreibung, an welcher die Amerikaner vor Andern reich zu ſeyn ſcheinen,

ihm von gefahrdrohenden Strudeln und Waſſerfällen, ſowie von riesenhaften Ungeheuern erzählten, die ihm im Verlauf ſeiner Fahrt den unvermeidlichen Tod bringen würden. Er fand von all dieſen Gefahren und Abentheuern keine Spur; der Strom, ohne ſich von Bergen herabzuſtürzen, geht ruhig ſeinen Weg; kein Ungeheuer ſperrt gegen das Fahrzeug und ſeine Mannſchaft den häuſergroßen Rachen auf, nur Fiſche, von wohlſchmeckendem Fleiſch finden ſich im Waſſer. Schon am 10. Juni entdeckte man verlaſſene Lagerſtätten der Esquimaux, dieſer Bewohner der eiſigen Seeküſte; am 12. genoß Mackenzie zu ſeiner großen Befriedigung den Anblick des Meeres, in welches der Mackenziefluß ſeinen Ausgang nimmt, freilich nicht, wie er anfangs erwartet hatte, das ſtille Meer, ſondern das nordiſche Eismeer, von welchem jetzt abermals eine Strecke ſeiner Küſtengegenden erforſcht und für den Erkenntnißkreis der Länderkunde in Beſitz genommen wurde. Nach einem kurzen Verweilen in der Nähe der Ausmündung des Stromes nahm der Reiſende ſeinen Rückweg wiederum in dem Fluſſe aufwärts und kam, nach einer glücklichen Fahrt, ſchon am 12. Sept. wieder nach Fort Chipewyan zurück. Vergleichen wir den Weg, welchen Hearne, freilich als halbwilder Jäger und Indianerſchützling, in einer dreimal längeren Zeit zurückgelegt hatte, mit dem mehrfach weiteren, den Mackenzie machte und zugleich den Ertrag der wiſſenſchaftlichen Ausbeute, den beide Reiſen brachten, dann neigt ſich freilich die Waagſchale ſehr bedeutend zu Gunſten von Mackenzie's Reiſe herab. Und dennoch dürfen wir nicht vergeſſen, daß Hearne es war, der mit überaus geringen Mitteln und einem bewundernswürdigen Muth eine Bahn brach, durch die zum Theil wirklichen, zum Theil aber nur in der Sage beſtehenden, oder durch ſie übertriebenen Gefahren, welche

bis zu ſeiner Zeit jeden Europäer von einem Vordringen durch die Sümpfe und Waldungen von Nordamerika, nach dem Polarmeer abgeſchreckt hatten. Weiter jedoch noch als dieſe beiden Vorgänger, dabei unter unvergleichbar größern Mühſeligkeiten und Gefahren drang der heldenmüthige Mann in die unbekannten Regionen des amerikaniſchen Hochnordens vor, mit deſſen Reiſe= und Rettungsgeſchichte wir hier zunächſt uns beſchäftigen wollen.

3) John Franklin's Entdeckungsreiſen an die Küſten des Polarmeeres.

Obgleich Mackenzie's Erwartung, daß der anſehnliche, ſchiffbare Strom, welcher den Abfluß aus dem großen Sklavenſee bildet, ſeinen Lauf nach dem ſtillen Meer nehme, ſich als grundlos erwieſen hatte, indem ſeine Richtung, welche anfangs allerdings vorherrſchend eine weſtliche iſt, ſich beim weitren Verlauf in die vorherrſchend nördliche umſetzt; obgleich daher die Hoffnung, daß ſich der Hudſonscompagnie am Athabaskaſee ein Mittelpunkt des Verkehres zwiſchen dem atlantiſchen und dem ſtillen Meere darbieten werde, nicht in Erfüllung gegangen war, und Mackenzie auch auf einer ſpäteren Landreiſe, auf welcher er die Küſten des ſtillen Meeres unter dem 52° N. Br. erreichte, keinen ſchicklichen Verbindungsweg dieſer Art auffinden konnte, war dennoch der Gedanke an eine Möglichkeit ſolcher Verbindung nicht aufgegeben. Mehrere Seefahrer an den öſtlichen Küſten des nördlichſten Amerikas hatten dieſen Zweck vor Augen; der Wunſch, eine nördliche Durchfahrt aus dem atlantiſchen Meere durch das Eismeer, nach dem großen, weſtlichen Ozean zu finden, durch welche der Verkehr mit dem öſtlichen Aſien im höchſten Grade erleichtert werden könnte, war allmälig zu einem

Anliegen aller Schiffahrt treibenden Nationen, von Europa und Nordamerika geworden. England hatte unter ihnen allen den nächſten Beruf, ſo wie die reichſten Mittel auf dem Wege der Beſtrebungen nach jenem wichtigen Ziele voranzugehen. Die Natur ſelbſt ſchien den erſten, durchgreifenderen Verſuchen zum Eindringen in die Nähe des Poles kräftig entgegen zu kommen. Schon im Jahre 1815 war, aus unbekannten Urſachen, vielleicht in Folge vulkaniſcher Ausbrüche und Erderſchütterungen im höchſten Norden, ein Theil jener Eisfelder der Polarzone, welche namentlich das grönländiſche Meer für die Schifffahrt verſchloſſen, gebrochen und von ſeiner urſprünglichen Stätte losgeriſſen worden. Man ſahe im Sommer 1816, demſelben der dem weſtlichen Europa durch naßkalte Witterung und Mißwachs ſo nachtheilig geworden iſt, ſchwimmende Eisinſeln von ungeheurem Umfange, in Gegenden des Meeres ſich herumtreiben, dahin ſonſt niemals ein ſolches Eis kommt, und noch im Jahr 1817 dauerte dieſes Herumtreiben der Eisblöcke in einigen unter ſehr gemäßigten Himmelsſtrichen gelegnen Meeren fort. Aber zu derſelben Zeit hatten die Wallfiſchfänger und andre Seefahrer das Meer zwiſchen Spitzbergen und dem öſtlichen Grönland ſo frei von Eis gefunden, daß ſie in Regionen vordrangen, dahin, ſoweit die genaueren Berichte aus den vorhergehenden Jahrhunderten reichen, noch nie ein Schiff gekommen war. Unter ſolchen Umſtänden ließ ſich von einem erneuten Unternehmen zur Entdeckung der nordweſtlichen Durchfahrt viel erwarten, und man ſäumte in England nicht den Verſuch zu machen. John Roß (nicht zu verwechſeln mit dem berühmten Erforſcher der Süd-Polarzone Sir James Clarke Roß) befuhr im Sommer 1818 ohne große Schwierigkeit die Meeresgegenden der Baffinsbay. Der

kühne Kapitän Parry war im Sommer 1819 bis zu der furchtbar winterlichen Melvilles Inſel (75° N. Br.) und bis über jene Gränze der Länge (110° W. L. von Greenwich) vorgedrungen, welche den engliſchen Schiffern unter Verheißung einer Prämie von 5000 Pf. St. als Zielpunkt vorgezeichnet war. Er hatte dort, wo die Sonne 84 Tage lang nicht ſichtbar wird und die Kälte bis nahe an 40° unter dem Nullpunkt des Reaumurſchen Thermometers kommt, mit ſeinen beiden Schiffen überwintert, und war im November 1820 mit ſeiner Mannſchaft geſund und wohlbehalten nach England zurückgekehrt.

Hierin hat allerdings eine Fahrt zur See, auch in die ärmſten, eiſig kälteſten Gegenden der Polarzone vor einer Landreiſe in dieſelben einen ungemeinen Vorzug. Das Schiff iſt ein ſchwimmendes Haus, das nicht nur einen Vorrath von Lebensmitteln auf mehrere Jahre mit ſich führen kann, ſondern auch durch ſeinen Bau, wie durch ſeine innre Einrichtung zum bequemen Wohnort auch in den Wintermonaten unter den höchſten Graden der nördlichen oder ſüdlichen Breite geeignet iſt; die Mannſchaft in Parrys Schiffen, deren Räumen durch die Luftheizung nach allen Richtungen hin eine mäßige Wärme mitgetheilt war, hatte alltäglich ihre gute, ausreichende Koſt, vergnügte ſich während des Winters an den Vorſtellungen eines Privattheaters und an allerhand geſelligen Unterhaltungen der Heimath; ſie ſchlief ſanft in ihren Betten, verlebte die Zeit des Tages, welche ſtatt von der Sonne vom Licht der Lampen erhellt war, in ungeſtörtem Frieden und Munterkeit. Wie ganz anders dagegen ergieng es dem trefflichen Franklin und ſeinen heldenmüthigen Reiſenden auf ihrem Landwege nach den Nordküſten von Amerika.

Der Reiſeplan, der dieſer Expedition vorgezeichnet

war, gieng darauf hinaus, daß Franklin von der Mündung des Kupferminenfluſſes aus eine Fahrt oſtwärts an der Küſte hin, bis zu ihrer nordöſtlichen Umbeugung verſuchen und hierbei dieſe noch unbekannte Gränze des amerikaniſchen Feſtlandes gegen das Polarmeer geographiſch genau beſtimmen ſollte. Man hegte in England die Hoffnung, daß bei dieſer Gelegenheit die zu Lande Reiſenden mit Parrys Schiffen ſich begegnen, und ſo die Forſchungen der einen Parthie jene der andren ergänzen könnten.

Nach einer ziemlich beſchwerlichen Ueberfahrt landete Franklin am 30. Aug. 1819 bei der York Factorei in der Hudſonsbay, und ſetzte bald nachher die Reiſe nach der Cumberlands-Station fort. Von ſeinen vier Begleitern ſollten nach ſeiner Anordnung Dr. Richardſon der Arzt und der Seecadet Hood hier bis zum Frühling zurückbleiben, während er ſelber in Geſellſchaft des Seecadetten Back und eines wackren Dieners, des Matroſen Hepburn noch im Winter bis zu dem vorhin erwähnten Fort Chipewyan reiſte. Erſt am 26. März 1820 hatte er dieſes Ziel erreicht, und im Juli trafen auch Richardſon und Hood bei ihm ein. Auf drei Booten, welche außer der ſchon genannten Reiſegeſellſchaft mit 16 canadenſiſchen Fährleuten (ſogenannten Voyageurs), zwei Dolmetſchern vom großen Sklavenſee, und einer Chipewyan Indianerin beſetzt waren, begann die Expedition zuerſt ihre Waſſerfahrt nach dem Sklavenſee, und trat von dort an den mühſamen Weg bald zu Lande bald über Seen und kleine Flüſſe an, wobei die Boote mühſam fortgeſchleppt werden mußten. Ein wackrer Indianerhäuptling Akaitſcho, mit ſeinen Leuten, verſorgte, ſo gut und ſo lang als möglich die Reiſegeſellſchaft mit Proviſionen, beſtehend in dem Fleiſche des

erlegten Wildprets und in Fiſchen. Hoch in Norden, in der Nähe eines kleinen Sees, dem man den Namen des Winterſees gab, in einer Entfernung von nahe 20 geographiſchen Meilen vom Kupferminenfluß, wurde ein Gebäude für den Winteraufenthalt: das Fort Entreprise errichtet. Hier brachte die Reiſegeſellſchaft den Winter unter ſolchen Entbehrungen, und in ſolchem Mangel an Lebensmitteln zu, daß dieſelbe ohngeachtet der Zufuhr von einigen Proviſionen aus den nächſten, und dennoch Hunderte von Meilen entfernten ſüdlichen Factoreien, kaum würden am Leben erhalten worden ſeyn, wenn nicht die Indianer mit wahrhaft großmüthiger Selbſtverleugnung den größeſten Theil des Ertrages ihrer Jagden und ihres Fiſchfangs ihnen überlaſſen hätten. Zu den bisherigen Begleitern waren noch, vom Fort Chipewyan aus 2 Eskimos, die man als Junius und Auguſtus benannt hatte, gekommen, welche der Expedition als Dolmetſcher ſehr weſentliche Dienſte leiſteten.

Schon im Mai kehrten die Waſſervögel und die Rennthiere wieder in die verödete Landſchaft zurück; erſt am 14. Juni 1821 konnte man aber an die Weiterreiſe denken. Die Boote wurden von Menſchenhänden und Hunden gezogen, das Gepäck getragen, die mitgenommenen Vorräthe an Lebensmitteln betrugen nur 80 Pfund. Doch kam zu dieſen ſchmalen Proviſionen bald ein Zuwachs, als man endlich am 30. Juni die Barken in den Kupferminenfluß einſchiffen konnte, denn die Jäger ſchoſſen hier an einem Tage 8 Kühe aus den am Ufer weidenden Heerden der Moſchusſtiere, und obgleich dieſe erbeuteten Thiere zunächſt den Indianern gehörten, die ſie erlegt hatten, theilten dieſe dennoch ſehr reichlich den Fremden davon mit. Aber die Fahrt bis zur Mündung des Kupferminenfluſſes hatte ſich

bei den gelegentlichen Forſchungen nach den eigentlichen Lagerſtätten des Kupfers, bis zum 21. Juli verzogen, und die Proviſionen waren während der Zeit ſo zuſammengeſchmolzen, daß ſie nur etwa für eine Reiſe von 15 Tagen ausgereicht hätten, wenn nicht hin und wieder, wenigſtens eine kleine Nebenhülfe dazu gekommen wäre. So fand man am 23. Juli einige wenige Muſcheln (die einzigen an dieſer armen Küſte), ſchoß am 24. eine Rennthierkuh, fieng am 25. drei Lachsforellen. Dagegen zeigte ſich am 28., daß 2 Lederbeutel mit Pemmikan verdorben, und das getrocknete Ochſenfleiſch kaum noch eßbar ſeyn. Dieſer Abgang wurde zwar dadurch einigermaſſen erſetzt, daß ein Theil der Mannſchaft, der eine Jagdparthie an der Küſte gemacht hatte, am 1. Auguſt 2 Schmalthiere und einen braunen Bären mit ſich brachte, aber die Ausſicht zum Erwerben ſolcher Aushülfsmittel wurde immer trüber; der noch übrige Vorrath konnte kaum für 8 Tage hinreichen, der Polarwinter kündete ſich durch ſeine ſtarken Fröſte an. Mit bewundernswürdiger Genauigkeit hatten Franklin und Back alle Biegungen, alle Buchten und Einfuhren der Küſte aufgenommen, ſie waren bis zu dem 108° W. L. von Greenwich vorgedrungen; jetzt aber, da ein Boot für die Fahrt auf offnem Meere völlig, das andre faſt unbrauchbar geworden war, mußte man mit Ernſt an die Rückkehr denken. Der Punkt der Küſte, wo man dieſe antrat, und welcher von Franklin und Back nur noch durch eine Fußreiſe erreicht wurde, liegt an der Oſtſeite des Polarſundes (arctic sound), und dieſe Stelle erhielt hiervon den Namen „Kehrum“ (Return again). Man durfte es, unter den Verhältniſſen, in denen ſich die Expedition befand, und in der für jene Gegend weit vorgerückten Jahreszeit nicht wagen, den Seeweg längs der Küſte hin ein-

zuſchlagen. Die einzige Barke, die noch in gutem Zuſtande war, hätte ſchwerlich den Kampf mit den Stürmen beſtehen können, die ſich täglich in größrer Heftigkeit einſtellten; vor Allem aber würde man jetzt, wo ſich die ganze größere Thierwelt von der Küſte nach Süden hinwegwendet, auf dem ganzen Seeweg kein Mittel gefunden haben, der nahenden Hungersnoth abzuhelfen. Freilich war dieſes Loos, wie die ſpätere Erfahrung zeigte, auch auf dem andren Wege, den man meiſt zu Lande einſchlug, ein unvermeidliches; es wurde jedoch dieſes nur in Folge von Umſtänden, welche außer dem Kreiſe aller menſchlichen Vorausſicht lagen. Franklin ließ deßhalb die Barken, was bei zweien derſelben nur noch mit großer Mühe geſchehen konnte, in den Polarſund, ſo wie von hier in einen von ihm bei der Herreiſe entdeckten Fluß, (den Hoodfluß) einlaufen, um vorerſt einen bequemen Ort zu finden, wo man aus dem Baumaterial der größern Barken kleine, nur etwa für drei Mann hinreichende Boote fertigen, und mit ihnen, bald zu Lande ſie fortſchleppend, bald über die kleinen Seen und Flüſſe den Weg nach Fort Entrepriſe antreten könnte. An dieſer Station hoffte man, nach einer mit den Indianern getroffnen Verabredung einen Vorrath von Lebensmitteln zu finden, der zum Unterhalt der Geſellſchaft für den ganzen Winter hinreichen ſollte.

4) Ein Kampf mit Noth und Tod.

Schon der Anfang dieſer Landreiſe war nicht geeignet um zu ihrer Fortſetzung guten Muth zu geben. Am 20. Auguſt, während die Fahrt noch an der Küſte des Polarſundes hingieng, ſahe man am Morgen die ganze Landſchaft mit Schnee bedeckt, die ſtehenden Waſſer waren zugefroren, ſelbſt am Mittag blieb das Thermometer unter dem Ge-

frierpunkt. Die Jäger giengen aus nach Beute, ſie kamen mit leerer Hand zurück; man theilte jedem Mann ſein ſpärliches Mahl aus dem kleinen Reſt der Proviſionen mit; nachdem dieſes geſchehen war, blieb nur noch ein halber Beutel von Pemmikan übrig. Einige Geſträuche dieſer Polarregion, welche eßbare Beeren tragen, waren voll reifer Früchte; dieſe, mit einem Thee aus den Blättern des Sumpfporſtes (Ledum palustre) gaben hier noch immer einige Erquickung und als ſich auf einer kleinen Inſel jenſeit des öſtlichen Ufers von Bathhurſts Einfahrt noch jagdbares Hirſchwildpret fand, von welchem zwei Stücke erlegt wurden und, vom Fleiſch dieſer Speiſe noch einmal geſättigt, die Mannſchaft endlich aus dem furchtbaren Polarmeer in den Hoodsfluß hineinfuhr, da gab ſich dieſelbe, namentlich die canadiſchen Voyageurs, mit ihrem leichteren franzöſiſchen Blute einer Anregung der Freude hin, welche freilich in hartem Widerſpruch mit jener Stimmung des tiefen Jammers ſtund, welche kurze Zeit nachher die herrſchende in der kleinen Geſellſchaft wurde.

Der Bau der neuen, kleinen Boote hatte bis zum erſten September gedauert, erſt jetzt konnte man die Landreiſe, zunächſt nach dem etliche zwanzig geographiſche Meilen entfernten Point Lake und von da nach dem nachbarlich angränzenden Fort Entrepriſe antreten. Man war kaum 6 Stunden Weges in dieſer Richtung vorgerückt, da machte ein furchtbarer Schneeſturm der Wanderung ein Ende. Am 3. September wurde das letzte Stück Pemmikan mit ein wenig Arrowrutmehl unter die Mannſchaft vertheilt. Der Orkan dauerte bis zum 7., die Reiſenden hatten weder einen Biſſen zu eſſen noch konnten ſie ein Feuer, um ſich zu wärmen, anmachen, man lag in die Bettdecken eingehüllt, bei einer Kälte von — 5° R. unbeweglich am Boden.

Bei dem erſten Verſuch zum Aufſtehen und Weitergehen wandelte den edlen Franklin, matt vom Faſten und von der Kälte eine Ohnmacht an, aus welcher er nur durch den Genuß einer kleinen Portion von eingeſottner Fleiſchſuppe, wie man dergleichen in England und Frankreich, zum Gebrauch für weite Reiſen in Blech- oder Porzellanbüchſen einmacht, wieder zu ſich kam. Der treffliche Mann machte ſich über den Alleingenuß dieſer erquickenden Speiſe ſolche Vorwürfe, daß er aus dem kleinen Vorrath derſelben am Abend, an dem Feuer das man vom Holz eines heute zerbrochenen Schlittens zum Fortſchleppen der Boote anmachte, mit Arrowrutmehl vermiſcht ein nahrhaftes Mahl für Alle bereiten ließ, was, nach einem dreitägigen harten Faſten den Ausgehungerten neue Kräfte gab.

Als in den nächſten zwei Tagen der Weg ſich über einen uneben ſteinigen Grund hinzog, da zeigte es ſich, wie die Wiſſenſchaft zu ihrer Zeit eine große Hülfe in der Noth gewähren könne. Nirgends war ein lebendes Thier, nirgends an einem Strauch eine zuſammengedorrte Beere oder eine eßbare Wurzel zu finden, Dr. Richardſon bemerkte aber an den Geſteinen des Bodens einen grauen, ſchorfartigen Ueberzug. Es war eine Art der Darmflechte (Gyrophora) die durch rundlichen Umriß und bogiggewundne Eintiefungen auf der Oberfläche von andren Flechten oder Schorfmooſen ſich unterſcheidet. Dieſes, dem Anſcheine nach armſelig dürre Gewächs enthält, wie das isländiſche Moos, nährhafte Beſtandtheile, welche mit einem widerlich bittrem Stoffe verbunden ſind. Der Doctor entdeckte in jenen Gegenden vier Arten ſolcher Darmflechten, welche ſämmtlich von der Geſellſchaft, um den Hungertod abzuwehren, als Nahrungsmittel benutzt wurden, obwohl man keine Mittel hatte den bittren Stoff davon abzuſondern, welcher den

Genuß nicht nur höchſt ekelhaft, ſondern auch nachtheilig für etliche aus der Geſellſchaft machte, welche heftiges Leibweh darnach empfanden. Am 8. Sept. mußte man über einen Fluß hinüber ſetzen. Zu dieſem Zweck ſchien ein Punkt, in der Nähe eines Waſſerfalles am geeignetſten, weil daſelbſt viele große Steine und Felſenſtücke über das Waſſer hervorragten, über welche man, von einem zum andren, ziemlich trocknes Fußes hinüberſchreiten konnte. Aber alle die, welche Gepäck trugen, mußten dennoch ins Waſſer treten, ſo daß ſie vom Kopf bis zum Fuß, die andren aber auch wenigſtens theilweiſe ſtark durchnäßt wurden, ein Begegniß das bei einer Kalte von — 7° R., wobei die naſſen Kleider bald von Eiſe ſtarrten, den Reiſenden ziemlich ſchwer fiel. Noch einmal war den Hungernden am 12. September eine Erquickung gewährt. Es zeigte ſich eine Heerde von Moſchusochſen und die Jäger erlegten eines der größeſten Thiere. Nach einem 6 tägigen Faſten, (denn die Darmflechte diente mehr nur um den Hunger zu täuſchen als um zu ſättigen), ward freilich dieſer Vorrath bald verzehrt und vielleicht hatte die Ueberfülle, in der man das Fleiſch zu ſich nahm, nur noch dazu beigetragen, daß ſich, einige Tage nachher die Wandrer durch die winterliche Felſenwüſte kraftloſer und ermatteter fühlten als jemals. Bald mußte man bemerken, daß die Träger des Gepäckes die Fiſchernetze weggeworfen und die leichten Floße, die zunächſt zur Erleichterung des Fiſchfangs an den Landſeen beſtimmt wären, verbrannt hatten, eine That der Verzweiflung, welche in den ſpäteren Zeiten der höchſten Noth oft bereut wurde.

Während am 14. September am Morgen die Offiziere an einem kleinen Feuer ſich wärmten, brachte Perrault, einer der canadiſchen Voyageurs einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln, den er ſich von ſeinem früheren, täglichen

Antheil abgeſpart hatte und theilte denſelben unter die Offiziere aus, deren Augen ſich aus Rührung über dieſe großmüthige Selbſtverläugnung des edlen Fährmannes mit Thränen füllten. An demſelben Tage brachte der Verſuch, in einem kleinen Boot über einen reißenden Fluß zu ſetzen den Kapitän ſo wie zwei ſeiner Gefährten, davon der eine ſtarr und beſinnungslos aus dem Waſſer gezogen wurde, in Lebensgefahr. Am 17. und 18. hatte man den Hunger durch den Genuß einiger Stücken von thieriſchen Fellen, die man über dem Feuer ſengte und mit einem Zuſatz von Darmflechten geſtillt; am 18. mußte man nach einer anſtrengenden Wandrung über den von Klüften und Engthälern durchſchnittnen, kahlen Felſenboden ganz ohne Nahrung zu Bette gehen, weil ſich nicht einmal eine Flechte auf dem nackten Grunde zeigte. In den darauf folgenden Tagen ſuchte man den Hunger durch klein geſchnittnes Leder, von alten Schuhen zu ſtillen, wozu hin und wieder etwas isländiſches Moos und Darmflechte kam. Die Reiſenden befanden ſich jetzt in einem Zuſtand der geiſtigen wie leiblichen Abſpannung, in welchem jene Handlungen einer ſinnloſen Muthloſigkeit, durch welche ſie ihr eignes Unglück bis zu einem hohen Grad vermehrten, begreiflich und verzeihlich erſcheinen. Einer der Träger war auf dem bald auf bald abwärts ſteigenden und ſich ſenkenden Felſenboden gefallen und mit ihm zugleich eines der kleinen Boote, das bei dieſer Gelegenheit in Stücke brach. Bald nachher warfen die Träger auch das letzte noch brauchbare Fahrzeug von ſich, gaben vor, es ſey ohne ihre Abſicht ihnen entfallen und ganz zertrümmert, ließen ſich auch durchaus nicht bewegen die angeblichen Trümmer herbeizuholen. Mußte doch ſelbſt Dr. Richardſon ſeine Sammlung von Pflanzen und Mineralien, die er an der Polarküſte ge-

macht hatte, zurücklaſſen, weil er zu matt war ſie zu tragen. Endlich am 24. September nach achttägigem harten Mangel wurden von den Jägern 5 Schmalthiere erlegt und man beſchloß hier einen Raſttag zu machen, um die faſt zum Erlöſchen herabgeſunknen Kräfte durch Speiſe und Ruhe wieder ein wenig zu ſtärken. Als man hierauf am 26. an einen Arm des Kupferminenfluſſes kam, da erkannte die Mannſchaft zu ſpät ihr Unrecht, das ſie durch das Zurücklaſſen der Boote begangen hatte. Back, der noch unter Allen der rüſtigſte war, wurde hier mit etlichen Jägern auf dem längeren Weg um den See herum voraus nach dem Fort Entrepriſe geſendet, in welchem man der Verabredung nach Leute und Lebensmittel zu finden hoffte, um dort Hülfe einzuholen. Zwei andre Jäger hatten die Vorausgeſendeten ein Stück Weges begleitet und von jenen zweien kehrte nur einer zurück, der andre, ein Eskimo mit Namen Junius blieb verloren, ohne daß man jemals etwas Weitres von ſeinem Schickſal erfuhr.

Alle Verſuche auf einem Floß von Weiden über den Fluß zu ſetzen waren mißlungen; Dr. Richardſon, in aufopfernder Liebe für ſeine Gefährten, wollte, nachdem er ſich ein Seil um den Leib gebunden, ſchwimmend über den Strom ſetzen, die große Kälte des Waſſers benahm ihm die Kraft der Beſinnung und der Bewegung, in ohnmächtigem Zuſtand wurde er an ſeinem Seil aus dem Fluß gezogen, in trockne Decken eingehüllt und an ein Feuer gebracht, das man aus Weidengeſträuchen entzündet hatte. Dieſe ſchnelle Erwärmung hatte die Folge, daß der Doctor mehrere Monate lang an der linken Seite ſeines Körpers alles Gefühl verlor. Die Noth ward jetzt immer größer. Back mit dem Eskimojäger Auguſtus kehrte unverrichteter Sache zurück; ſie hatten es verſucht den See zu umgehen,

bald aber ſich zu ſchwach gefühlt, um dieſen großen Umweg nach Fort Entrepriſe zurückzulegen. Ein Jäger brachte die Wirbelknochen eines von Raubthieren gefreßnen Rennthieres; das Rückmark, das ſich noch in den Wirbeln fand, war durch faulige Zerſetzung ſo ätzend ſcharf geworden, daß es die Haut der Lippen angriff, dennoch wurde dieſe eckelhafte Speiſe als eine Delikateſſe unter die Mannſchaft getheilt, und von ihr mit Begierde verſchlungen. Ein Verſuch auf einem beſſer ſcheinenden, aus Bündeln von dürren Weidenruthen gefertigten Floße über den Strom zu ſetzen, war abermals mißlungen, man mußte ſich entſchließen, ein kleines Boot zu fertigen. Zu dieſer Arbeit hatten nur noch die Eingebornen aus Canada und aus den nördlichſten Gegenden die nöthigen Kräfte; Franklin fühlte ſich ſo matt, daß er zu einem Wege, den ein geſunder Mann in etwa ¼ Stunde zurücklegt, drei Stunden brauchte, und beim Gehen mehrmalen hinſtürzte, Hood konnte kaum noch aufrecht ſtehen, der ſonſt ſo muntre Back ſchlich an einem Stocke einher, der Doctor fühlte ſich ſeit ſeinem Unfall halb gelähmt. Endlich, am 4. October ſetzte die ganze Mannſchaft über den Fluß. Hierbei konnte jedesmal nur einer im Boote ſitzen, welches ſobald dem erſten die Fahrt gelungen war, am Seil gezogen wurde. Allerdings war dies ein Schritt zur Rettung vor dem Tode des Verhungerns und Erfrierens, aber noch immer ein ſehr unzureichender. Ein Theil der Mannſchaft, unter ihnen der treffliche Hood, erklärte ſich unfähig weiter zu gehen, der Doctor und Hepburn der Matroſe, beide von dem Geiſt einer höheren Liebe beſeelt, welche ſtärker iſt, als die Furcht des Todes, blieben zur Pflege der Verlaſſenen zurück. Back mit einem der Jäger hatte ſich abermals voraus begeben um die Hülfe, von Fort Entrepriſe aus zu beſchleunigen;

in langſam ſchleichendem Gange folgte Franklin, begleitet von 7 Mann der amerikaniſchen Eingebornen. Die vorangehenden Freunde hatten ſich zum Abſchied von den zurückbleibenden Freunden durch gemeinſames Gebet geſtärkt, und hierdurch, wenn auch nicht Kräfte des Leibes, doch freudigen Muth gewonnen. Schon am erſten Tage der Wandrung erklärten zwei von den aus Canada mitgenommenen Begleitern, unter ihnen ein Indianer aus dem Stamme der Irokeſen, mit Namen Michel, daß ſie nicht weiter gehen könnten, und deßhalb zu Dr. Richardſon umkehren wollten. Zwei andre, von Schwindel und Anwandlungen von Ohnmacht ergriffen, folgten am andern Tage dieſem Beiſpiel, aber von all dieſen vieren kam nur der Irokeſe, und zwar in einem verhältnißmäßig ſo kräftigem Zuſtand bei Richardſons Geſellſchaft an, daß man wohl bemerken konnte, ſeine Ausſage, er könne vor Ermattung nicht weiter, ſey bloß eine Erdichtung geweſen. Keiner von den Unglücksgefährten ahnete die Gräuelthaten, durch welche der Irokeſe ſich bei ſolchen Kräften erhalten hatte, und als derſelbe eines Tages einen Haſen und ein Rebhuhn, ein andres Mal ein Stück Fleiſch, angeblich von einem Wolfe, den er todt im Walde gefunden habe, mit ſich brachte, da fühlten Richardſon und der arme kranke Hood ſich kaum vermögend ihre Dankbarkeit genugſam zu erkennen zu geben. Außer dem Voyageur Belanger war auch, einige Tage nachher der edelmüthig freigebige Canadier Perrault verloren gegangen; derſelbe der, wie wir vorhin erwähnten, einſt einen Theil ſeiner Ration an Lebensmitteln ſich vom Munde abgeſpart hatte, um die Offiziere damit zu erquicken. Weder von ihrem noch von dem Schickſal der andren Verlorengegangenen konnte man etwas erfahren. Das Benehmen des Irokeſen wurde indeß immer

ſeltſamer und zweideutiger. In ſeinen Mienen, wie in den Worten, die er halbverſtändlich vor ſich hinmurmelte, verrieth ſich eine Wildheit, deren Grund man nicht begreifen konnte. Er gieng immer mit einer Flinte, zwei Piſtolen und einem Dolch bewaffnet einher; vergeblich foderte man ihn, als den Kräftigſten unter der Geſellſchaft, zu einzelnen kleinen Dienſten auf; er ließ ſich nicht bewegen, etwas Holz zur Feuerung zu holen oder eßbare Flechten zu ſammlen, auf Bitten wie auf Befehle antwortete er in trotzigen, ja in drohenden Worten. Hepburn allein, der treue, verſtändige Diener ahnete in ihrem ganzen Umfange die Gefahr, die ihm und ſeinen Leidensgefährten durch Hunger oder durch Mörderhand nahe ſtund. Sie aber alle drei trugen ihr Leben in ihrer Hand, und genoſſen mitten in dem äußren Gefühl ihres Elendes den innren Frieden eines kindlich gläubigen Herzens. Eine edle Dame in England hatte den Reiſenden auf ihre gefahrvollen Wege Bücher von kräftig erbauendem Inhalt, geſchöpft aus der Quelle aller Offenbarungen ſelber, mitgegeben, aus dieſen laſen die drei am Morgen und am Abend ſich vor; Hood, der beſtändig zu Bett liegen mußte, weil das heftige Leibweh, welches der Genuß des noch einzigen übrigen Nahrungsmittels, der Flechten ihm erregte, ihn täglich mehr entkräftete, brachte faſt die ganze Zeit des Wachens mit dem Leſen in Bickerſteths „Tröſtungen der Schrift" zu. Die Freunde alle hatten in dieſer Zeit es lebendiger denn je erfahren, welche Kraft, welcher Troſt, auch in den Zeiten des tiefſten Jammers und des größeſten Elendes in dem kindlichen Glauben des Chriſten liege.

Der Irokeſe, wie ſchon erwähnt, ließ ſich zu keiner Dienſtleiſtung mehr beſtimmen; Hepburn, der treue Diener allein beſorgte die Herbeiſchaffung des Feuerungsmaterials

aus dem nahen Walde, und ſuchte mit Dr. Richardſon, wenn anders dieſem ſeine Ermattung es erlaubte, das armſelige Nahrungsmittel der Flechten auf. Auch bei Nacht vermied es der Irokeſe in der Nähe der drei Engländer, (der einzigen noch Lebenden aus der Parthie der Zurückgebliebenen) zu ſchlafen. Eines Tages aber, als Hood auf ſeinem Lager allein war, hörten die beiden Andren einen Schuß fallen; Hepburn ſahe es noch, wie der Irokeſe in dieſem Augenblick in ſehr Verdacht erregender Weiſe in Hoods Nähe war; Richardſon lief hinzu, er fand den Freund in ſeinem Blute, der Schuß war von hinten in den Schädel gegangen, und die Kugel nach vornen ausgedrungen, die Mündung des Gewehres mußte offenbar dem Gemordeten ganz nahe geweſen ſeyn, denn ſeine Nachtmütze war vom Pulver verſengt. Wer konnte die That anders verübt haben, als der Irokeſe, der zwar eine ſonderbare Lüge von einem von ſelber, oder aus unbekannter Urſache losgegangenem Gewehr mit frecher Stirn erzählte, von nun an aber eine immer wilder drohende Stellung annahm, und namentlich es ausſprach, daß er gegen alle Weiße einen tödtlichen Haß trage, weil dieſelben mehrere ſeiner Verwandten getödtet hätten. Richardſon ſahe jetzt nicht mehr zunächſt nur die Gefahr des eignen, er ſahe die des Lebens ſeines treuen Gefährten Hepburn, er hielt ſich zum kräftigen Widerſtand bereit, und in einem Augenblicke, da der Irokeſe, wie aus allen Anzeichen hervorgieng, ſeinen Mordanſchlag, zunächſt an dem verhältnißmäßig noch immer rüſtigeren Hepburn ausführen wollte, ſchoß er ihn nieder. Später erkannte man es nur zu deutlich, daß jener furchtbare Menſch wo nicht alle, doch die meiſten der verloren gegangenen Gefährten gemordet, und von ihrem Fleiſch ſich genährt habe, ſelbſt jenes Fleiſch, das er angeblich von

einem todten Wolfe, eines Tages den Offizieren gebracht hatte, war entweder von Berangers oder Perraults Leichnam entnommen geweſen.

Zunächſt war es doch nur die Sorge um den Freund und Landsmann Hood geweſen, welche den liebevoll theilnehmenden Doctor, ſo wie den treuen Hepburn an dieſer Stätte des Jammers zurückgehalten hatte. Hood, bei deſſen Händen man, als der Schuß des Mörders ihn getödet hatte, noch ſein Lieblingsbuch, die oben erwähnten „Tröſtungen der Schrift“ aufgeſchlagen fand, war jetzt dem Leid der Erde und aller Noth entgangen; die beiden Ueberlebenden bedeckten, ſo gut ſie es vermochten, ſeinen Leichnam mit Moos und Steinen, und traten dann, Richardſon von Hepburn geführt und geſtützt, den Weg nach dem Fort Entrepriſe an, den ein Geſunder in acht bis zehn Stunden zurückgelegt hätte, der aber für die beiden kraftloſen Männer deren einzige Nahrung das Leder von den Schuhen des ſeligen Hood war, eine Strecke von ſechs Tagreiſen wurde. An dieſen bereits im vorigen Jahre zum Winteraufenthalt erwählten Ort war Franklin mit ſeinen, ihm noch übrig gebliebenen fünf Gefährten bereits vor 18 Tagen gekommen. Er erwartete dort mit Sicherheit Leute zu ihrem Empfang bereit, und Lebensmittel zu finden. Aber zu ſeinem Schrecken fand er in dem ganz leeren Gebäude nichts als einige Zellen von Back, der zwei Tage früher als er hieher gekommen war, und welcher dem Capitän meldete, daß er ſich auf den Weg gemacht habe, um Indianer und ihre Hülfe aufzuſuchen. Die Gebeine der im vorigen Jahre verzehrten Thiere, wurden aus der Aſche und vom Dunghaufen aufgeleſen, zerſtampft und gekocht; mit den eßbaren Flechten zuſammen dienten ſolche eckelhafte Gerichte zur nothdürftigſten Hinfriſtung des Lebens. Es kamen jetzt

zu den 6, an Hunger langſam dahinſterbenden Männern; noch zwei dem Verhungern nahe, man erkannte in dieſen bleichen Skeleten, und an der dumpf, wie aus Gräbern lautenden Stimme, kaum noch die vormals ſo wohl bekannten Gefährten und Freunde. Sie hatten jetzt wenigſtens den Troſt, einer in Geſellſchaft des andren zu ſterben, und obgleich den zu Skeleten abgemagerten Körpern ſelbſt das Liegen auf dem harten Lager heftige Schmerzen machte, das bloße Umwenden des Körpers aber, noch mehr das Aufſtehen den Meiſten überaus ſchwer, ja faſt unmöglich war, obgleich die Kälte zu etlichen 20° unter dem Gefrierpunkt des Reaumurſchen Thermometers anwuchs, genoſſen dennoch Alle noch eines mehrſtündigen Schlafes, darin ſie all ihrer Noth vergaßen, und von den Erquickungen des Heimathlandes träumten. Endlich da die Noth am höchſten geſtiegen, der gemeinſame Hungertod am nächſten war, 10 Tage nach Richardſon und Hepburns Ankunft im Fort, am 7. November kam die längſt erſehnte Hülfe. Drei Indianer, mit Lebensmitteln von Back abgeſendet, kamen zu den Sterbenden, welche ſie fütterten und pflegten gleich kleinen Kindern, dann allmälig, von einer Indianerniederlaſſung zur andern, bis zum Fort Chipevyan geleiteten, von wo ſie erſt am 5. Juni, neu bekräftigt die Weiterreiſe zur Küſte und von da zur Heimath antraten. Engliſche Seeleute hatten bei dieſer Gelegenheit gezeigt, nicht bloß wie groß und wie ſtark ihr tapfrer Muth ſei, ſondern worin die ſicherſte Quelle, die feſteſte Grundlage eines ſolchen Muthes liege. Der wackre Hepburn erhielt zum Lohn ſeiner Treue eine gute Anſtellung bei der königlichen Schiffswerfte, Franklin aber, Richardſon und Back, nicht entmuthigt durch ihre ausgeſtandnen Leiden ließen bald nachher ſich bereit finden, den Faden ihrer Entdeckungsreiſen von neuem auf-

zunehmen, davon wir hier nur noch einige wenige Thatſachen erwähnen wollen.

5) Franklin's und ſeiner Gefährten ſpätre Unternehmungen.

Der Auslauf zu dem neuen Unternehmen geſchah im Jahr 1825 und während, gemäß der Inſtructionen, welche die Admiralität der kleinen Expedition mitgab, Franklin die noch ganz unbekannte Küſtengegend von der Mündung des Mackenziefluſſes an, bis zum Eiscap der Behringsſtraße ſeemänniſch durchforſchen ſollte, hatte ein andres Schiff, „der Bloſſom" unter Capitän Beecheys Leitung die Aufgabe empfangen, um die Südſpitze von Amerika, dann an der Weſtſeite dieſes Continents gegen Norden zu ſteuern, durch die Behringsſtraße und am Eiscap vorüber, ſo weit als möglich in öſtlicher Richtung an der Nordküſte von Amerika vorzudringen, ſo daß vielleicht ein Zuſammentreffen mit Franklin's von Weſten her ſeglenden Fahrzeugen möglich würde. Während auf dieſe Weiſe von zwei Seiten her jener Küſtenſaum des nördlichſten Amerikas, der zwiſchen dem Mackenzieſtrom und dem Eiscap ſich ausdehnt, erforſcht werden ſollte, war Dr. Richardſon beauftragt, die Küſtengegenden ſo wie das Land zwiſchen dem Kupferminen- und dem Mackenziefluß zu unterſuchen.

Die Reiſegeſellſchaft, an deren Spitze die drei Leidensgefährten Franklin, Richardſon und Back ſtunden, hatte zu dem See- und Landweg von England bis zum Fort Chipevyan nur gegen 6 Monate (vom 16. Februar bis 15. Juli 1825) gebraucht, was im Vergleich mit der Dauer der früheren Reiſen dieſer Art als eine ſehr kurze Zeit erſchien. Die Jahreszeit war der Weiterreiſe günſtig; man ſäumte nicht ſie zu benutzen, in der erſten Woche des Auguſt fand ſich

die Expedition bereits auf dem großen Bärenſee. Während Richardſon den letzten Reſt des Sommers dazu benutzte, um an dem Ufer dieſes Sees jene Stelle aufzuſuchen, welche dem Kupferminenfluß am nächſten und zum Ausgangs- wie zum Endpunkt ſeines Unternehmens im nächſten Jahr als der günſtigſte erſchien, während Back den Auftrag hatte ein andres für den nächſten Winter wohlgelegnes Obdach zu errichten und daſſelbe durch die ihm beigegebenen Jäger mit den nöthigen Lebensmitteln, ſo wie mit Feuerungsmaterial zu verſehen, unternahm Franklin, auf dem größeſten Boote eine Probefahrt auf dem Mackenziefluß hinabwärts nach dem Eismeere, um ſich mit dem Felde ſeines künftigen Unternehmens vorläufig bekannt zu machen. Noch vor Ende des Auguſt ward ihm die Genugthuung zu Theil, aus der mächtig breiten Mündung des Stromes und zwiſchen den vielen kleinen dort gelegnen Inſeln hinaus, in das offne Meer zu kommen, was an dieſer Stelle noch keinem Seefahrer, ſelbſt dem trefflichen Mackenzie nicht gelungen war.

Als Franklin aus der Heimath abreiste, da lag ſein geliebtes Weib am Sterben. Sie ſelber, die Sterbende, bat ihn, mit heldenmüthiger Selbſtverläugnung, daß er, wenn anders die Ruhe ihres Gemüthes ihm theuer ſey, ihretwegen auch nicht eine Stunde über den feſtgeſetzten Termin verziehen, ſondern gehen möge, wann und wohin Pflicht und Ehre es ihm geböten. Er riß ſich von dem Sterbebette der theuren Kranken los und bald kam die Botſchaft ihm nach, daß ſie am darauf folgenden Tage verſchieden ſey. Mit eigner Hand hatte ſie eine ſeidene Flagge, mit dem Wappen der Union geſtickt, beim Abſchied gab ſie ihm dieſe mit und ſprach zugleich den Wunſch aus, daß dieſes letzte Erinnerungszeichen an ſie erſt dann aus ſeiner Hülle hervor-

genommen und entfaltet werden ſolle, wenn der geliebte Gemahl das Ziel ſeines Unternehmens, das freie Polarmeer erreicht habe. Dieſer Augenblick war jetzt gekommen. Von einem Hügel der Garry Inſel, die ſchon ganz am Saum des Meeres liegt, hatte man eine unbegränzt weite Ausſicht über das hier vom Eiſe freie Polarmeer; weiter aber noch als jene Fernſicht, welche hier dem leiblichen Auge ſich aufthat, war die, in welcher der Geiſt bei den Erinnerungen die das Entfalten der Flagge weckte, ſeinen Flug des Sehnens nahm.

Stürme und das Annahen der Winterfröſte verhinderten für dieſes Jahr das weitre Vordringen nach Weſten; nach einer glücklichen, ſchnell von ſtatten gehenden Rückfahrt lief das Fahrzeug wieder in den großen Bärenſee ein und kam ſchon am 5. September bei der indeß aufs möglichſt Bequeme eingerichteten und mit Vorräthen wohl verſorgten Winterwohnung an, welcher die Begleiter den Namen Fort Franklin gegeben hatten, die er ſelber jedoch als Fort Reliance benannte. Die Jagd der Rennthiere ſo wie des andren größeren Wildprets nahm zwar, mit dem Beginn des Herbſtes an Ertrag bedeutend ab, weil ihre Herden ſich jetzt nach Süden zogen, dagegen war der Fiſchfang noch während des Herbſtes ſo ergiebieg, daß man an jedem Tage 300 bis 800 Stück ſogenannter Heringslachſe (Salmo Eperlanus), dazwiſchen auch große Lachsforellen und Karpfen aus dem Netze zog. Namentlich iſt der kleine zarte Heringslachs in jenen nordiſchen Seen ſo häufig, daß man ihn im getrockneten oder geräucherten Zuſtand gleich dem Brod zu einem alltäglichen Nahrungsmittel benutzen kann. Die Kälte erreichte am 1. Januar — 36° R. (— 45° der hunderttheiligen Scale), war aber nicht lange anhaltend; der kürzeſte Tag war hier 2 Stunden

38 Min. lang. Am 6. Mai kündeten die erſten wieder aus Süden zurückkehrenden Züge von Schwänen die Annäherung des Frühlinges an, am 7. kamen die Schneegänſe, am 8. die Enten, am 9. die Möven, am 11. fiel der erſte Regen und am 17. ſtellten ſich ſchon mehrere Arten von Singvögeln ein, am 31. ſahe man den nordamerikaniſchen Ziegenmelker.

Noch war der See zum großen Theil mit dickem Eiſe bedeckt; dieſes brach jedoch, als im Juni die Wärme ſo ſtark zunahm, daß am 23. das Thermometer im Schatten bis über 18° R. ſtieg. Mit dem letzten, ſtromabwärts gehenden Treibeis zugleich traten Franklin und Back die Fahrt nach dem Eismeere an. Sie kamen am 7. Juli zur Mündung des Mackenzieſtromes, wo ſie auf einer Inſel ein großes Lager von Eskimos antrafen. Dieſes, ſonſt harmloſe Volk, gereizt durch den Anblick der vielen, in ihren Augen unſchätzbaren Koſtbarkeiten, die ſie in den Fahrzeugen geſehen hatten, unternahm einen Plünderungsangriff auf die Fremden, gab jedoch, nachdem der Eskimodolmetſcher Auguſtus, der ſich bei Franklins Geſellſchaft befand, ſeine Landsleute über die friedlichen Abſichten dieſer Weißen belehrt und ihr Unrecht ihnen verwieſen hatte, freiwillig die geſtohlenen Gegenſtände zurück. Uebrigens ſind die Eskimos dieſer Gegend, wegen der blutigen Streitigkeiten, in die ſie öfters mit dem Stamme der hundsrippigen Indianer verwickelt werden, kriegeriſcher und waffengeübter als ihre übrigen Landsleute. Franklin bemerkte zugleich, daß je weiter er nach Weſten kam, die Geſichtsbildung der hier wohnenden Eskimos immer mehr der mongoliſchen ſich näherte. Zuweilen glaubte er ſich mitten unter Chineſen oder Tataren verſetzt, die nur durch gedrungneren, kürzeren Körperbau und durch andre Bekleidung von ihren, unter

günſtigeren Himmelsſtrichen wohnenden Landsleuten ſich unterſchieden.

Franklin ſetzte die Seereiſe nach Weſten bis zum 149° W. L. von Greenwich fort. Er hatte von der Mündung des Mackenzieſtromes bis zu dieſem Punkte eine Strecke der öden Meeresküſte des nördlichſten Amerikas genau erforſcht und ſeemänniſch aufgenommen, deren Ausdehnung, in gerader Linie 374 engliche Meilen beträgt; jetzt aber machten die täglich dichter werdenden Nebel und die ſteigende Kälte die Weiterfahrt ſchwierig und zugleich fehlten nur noch wenige Tage bis zum 20. Auguſt, welcher dem Capitän in der von ihm empfangenen Inſtruction aus wohlmeinender Vorſorge als längſter Termin für ſeine diesmalige Seefahrt geſetzt war. Eine felſige Landſpitze zog ſich, man konnte nicht wiſſen wie weit gegen Norden hinaus ins Meer, man mußte ſich entſchließen am 18. Auguſt die Rückfahrt anzutreten. Freilich war dieſes Abbrechen des Unternehmens, gerade an einem Punkte, wo damals das Meer vom Eiſe frei war und der Weiterfahrt nichts Weſentliches im Wege ſtund, um ſo mehr zu bedauern, da wenig Tage nachher, am 22. Auguſt, eine Barke des Bloſſom aus der Behringsſtraße her bis zum Point Barrow vorgedrungen war, eine Stelle die nur 34 geographiſche Meilen von Return Reef ablag, ſo daß Barrows Boote ſie bei ununterbrochener Fortſetzung ihres Laufes gerade noch zur rechten Zeit zu erreichen vermocht hätten. Indeß war doch jetzt, bis auf die geringe Strecke von 34 g. M. der ganze Verlauf der nordamerikaniſchen Küſte, zwiſchen der Mündung des Mackenzie und der Behringsſtraße mit Genauigkeit erforſcht worden, während zu gleicher Zeit auch Dr. Richardſon ſeine Aufgabe: die Unterſuchung der Küſtengegend zwiſchen der Mündung des Mackenzie

und des Kupferminenfluſſes glücklich gelöst hatte. Zu dieſen beiden wichtigen Schritten in der Aufklärung des Dunkels, das bis dahin über dieſen Theil der Länderkunde geherrſcht hatte, kam dann ſpäter noch ein dritter: die Reiſe, welche der treue Begleiter der beiden diesmaligen Hauptführer der Expedition, Lieutenant Back im Jahr 1833 auf dem großen Fiſchfluß hinab nach einem weſtlicheren Theil der Nordküſte gemacht hatte, welcher der Inſel Boothia gegenüber liegt. Daß dieſes Boothia nicht, wie Parry es meinte, mit dem Feſtland, als Halbinſel verbunden, ſondern auch an ſeiner Südſeite vom Meere umfloſſen, mithin Inſel ſey, dieß gieng ſchon aus Backs damaligen Beobachtungen in augenſcheinlicher Weiſe hervor und auf dieſe Entdeckung, in Verbindung mit dem was einige andre, nachherige Unterſuchungen geleiſtet haben, gründet ſich vornämlich die Hoffnung, daß noch eine leichter zu erreichende nördliche Durchfahrt aus dem atlantiſchen in das ſtille Meer ſich werde auffinden laſſen als die um den höchſten Norden der amerikaniſchen Inſelwelt, namentlich an Melvilles Eiland vorüber*).

Wir enden dieſen Bericht über Franklins und ſeiner geweſenen Leidensgefährten Forſchungen und Thaten mit der ſchmerzlichen Erinnerung an die Sorgen, in welchen ſich noch, bis zu dieſem Augenblick alle näheren und ferneren Freunde jenes heldenmüthigen Seemannes, ja mit ihnen alle Freunde der Erdkunde und der Wiſſenſchaft überhaupt um den trefflichen John Franklin befinden. Noch einmal, in ſeinem weitvorgerückten Alter hat derſelbe die

---

*) Als eine weitre Ergänzung dieſer Erforſchungen des Verlaufes der nördlichſten Küſte des amerikaniſchen Feſtlandes kamen bald nachher die Entdeckungen des Thomas Simpſon.

Bahn der Forſchungen durch die Region des Eiſes und beſtändigen Winters im Norden der weſtlichen Halbkugel betreten. Es iſt jetzt der dritte Sommer ſeitdem er mit ſeinen wohlausgerüſteten, für zwei Jahre mit Lebensmitteln verſehenen Schiffen die Küſten ſeines Vaterlandes verließ und noch harrt man vergeblich ſeiner Rückkehr entgegen. Doch ſtehet zu hoffen, daß die gute Hand, die ihn und die Seinen ſchon einmal vom Hungertod errettete, auch auf dieſer letzten Fahrt ſeines Lebens über ihn walten und ihn in Frieden zur Heimath geleiten werde.

V.

Die Rettung

des

Du Pleſſis-Mornay

und

ſeiner nachmaligen Gemahlin aus den Todesgefahren der Pariſer Bartholomäus-Nacht.

---

1) Mornays eigne Rettung.

Die nachſtehende Geſchichte iſt aus den ſehr leſenswerthen Denkwürdigkeiten der Frau von Dupleſſis *) entnommen, darin dieſelbe unter andrem in edler Einfalt das beſchreibt, was in den Schreckenstagen der ſogenannten Bluthochzeit ihrem Gemahl und was in derſelben Zeit ihr ſelber widerfahren war, und wie ſie beide, durch eine Wunderhand von oben, gleich ſo manchen ihrer Glaubensgenoſſen, unverſehrt durch die Schreckniſſe des Todes hindurchgeführt und gerettet wurden.

---

*) Memoires de Madame de Mornay sur la vie de son mari, ecrits par elle même pour l'instruction de son fils. In dem erſten Bande der Memoires et Correspondance de Duplessis Mornay, pour servir a l'histoire de la reformation et des guerres civiles et religieuses en France, depuis l'an 1571 jusqu'en 1623. Paris 1824.

Es iſt dieß ein Moment aus der Geſchichte eines für alle edleren Gefühle empfänglichen und dennoch in der Reizbarkeit dieſer Gefühle ſo oft irre gehenden, mit blutigen Thaten befleckten Volkes, an welchem der Chriſt jeder Confeſſion mit Schauder vorübergeht. Namentlich in unſren Tagen wird keiner, welcher weiß was unſrer Zeit Noth thut und was, dem andringenden Verderben gegenüber, die gemeinſame Aufgabe aller wahren Chriſten der verſchiedenſten äußeren Bekenntniſſe iſt, mit einer andern Stimmung als mit der eines innigen Bedauerns von Blutſchulden reden, denen ſich, in der Blindheit eines religiöſen Fanatismus Chriſten gegen Chriſtue, nicht wie zu Neros und Diocletians Zeiten, Heiden gegen Chriſten zu Schulden kommen ließen. Daß bei dem damaligen Partheienkampf auch politiſche Beweggründe wirkſam waren, wird Keiner, der die Geſchichte kennt, läugnen wollen; die Flamme jedoch, welche das gräuelvolle Feuer der Thaten entzündete, deren Andenken keine falſchberühmte Kunſt der gleißneriſchen Verdrehung des Geſchehenen auslöſchen kann, fällt nur zu ſehr in jedes der Wahrheit empfängliche Auge. Wer waren die Vorbilder des Chriſtenglaubens, die Päpſte von Avignon, in der Hingebung an die eigenwilligen Launen der herrſchſüchtigen Könige von Frankreich? Welche Stirn wäre frech genug den Brudermord des Cain an Abel: die Metzeleien der fanatiſchen Henker an den harmloſen Waldenſern und Albigenſern der früheren Jahrhunderte oder die mehr denn tigerhaften Grauſamkeiten zu entſchuldigen, welche der Parlamentsrath de Oppeda im Jahre 1545 an einem Volke verübte, das Gott den Herrn von Herzen liebte, und der Mehrzahl ſeiner Glaubensgenoſſen nach in den Geboten Gottes wandelte untadelig?

Allerdings hat ſich auch an den Chriſten jenes Be-

kenntniſſes, zu denen Mornay gehörte, der Spruch als wahr gezeigt: wer das Schwert nimmt, der ſoll durch das Schwert umkommen, wer aber möchte dieſen im Staube zertretnen Würmern die letzte kräftige Regung der natürlichen Menſchlichkeit gegen den gewaltthätigen Fuß verargen, der an ihrer Vernichtung ſeine Luſt fand!

Der Mann, deſſen Rettung aus großen Lebensgefahren wir hier zunächſt beſchreiben wollen, iſt jener nämliche Philippe de Mornay, Seigneur du Pleſſis Marlay, welcher nachmals dem hochbegabten König Heinrich IV. von Frankreich nicht nur als Staatsrath, ſondern noch vielmehr, als ein redlich und wahr zum Beſten rathender Freund zur Seite ſtand. Aus ſeinem früheren wie ſpäteren Leben ließen ſich manche Züge erzählen, die uns in dieſem Mornay einen Zeugen der Wahrheit, welche ewig bleibt, durch That und Wort erkennen und verehren laſſen, wir haben es jedoch hier zunächſt nur mit einem allerdings ſehr bedeutungsvollen, der Dauer in der Zeit nach jedoch kleinem Abſchnitt ſeiner Lebensgeſchichte zu thun.

Welche Ungewitter von Gefahren im Auguſt 1572 ihm und den andren Mitgenoſſen ſeines Glaubens, den nahen Ausbruch drohete, das hatte ihm in vorbereitender Weiſe bereits manche jener Erfahrungen lehren können, die er auf ſeiner Reiſe durch Italien gemacht hatte. In Venedig war er dem Kerker entgangen, weil jene adeligen Herren, welche im Namen der Inquiſition (im J. 1569) ihn verhörten, ſeine Aeußerung, daß ſeine Religion ihm verbiete, gewiſſe ihm vorgelegte Sätze zu unterſchreiben, das Wort „Religion“ ſo deuteten, als bekenne er ſich zu irgend einem geiſtlichen Orden; in Mailand und Cremona, welche damals unter ſpaniſcher Herrſchaft ſtunden, rettete ihn nur die entſchloſſene, ſinnreiche Antwort, die er den Abgeſandten

der Inquiſition gab, und dann eine rechtzeitige Flucht vor dem Ketzergericht.

Nach ſeiner Zurückkehr von der Reiſe (1569, in ſeinem 27. Jahre) lebte er zu Paris in friedlich ſtiller Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften und mit ſeiner eignen geiſtigen Ausbildung, und hier befand er ſich noch im Sommer 1572. Seine fromme, zärtliche Mutter hatte ihn vergebens gebeten, ſich aus der Hauptſtadt zu entfernen, und zu ihr aufs Land zu kommen, denn obgleich ſein eignes Herz von bangen Ahnungen erfüllt war, hielt er es dennoch, ſeitdem am 22. Auguſt der hochgeſinnte Admiral von Coligny durch einen Meuchelmörder verwundet worden war, gegen ſeine Ehre ſtreitend, wenn er in ſolchem entſcheidenden Augenblick den Kampfplatz, auf dem es ſich um mehr noch als das Leben handelte, verlaſſen wollte. Der edle Held Coligny war in der furchtbaren Nacht vom 23. zum 24. Auguſt bereits (von der Hand eines Deutſchen: Böhme) ermordet, Tauſende von Proteſtanten waren faſt in derſelben Stunde hingeſchlachtet worden, und Mornay ruhete noch unbeſorgt in ſeinem Bette. Auch ihn hätte das gleiche Loos mit dieſen ſeinen Glaubensgenoſſen getroffen, wenn es ihm ſelber in den letztvorhergegangenen Tagen nach ſeinem Menſchenrath und nicht nach Gottes Rath ergangen; wenn es ihm gelungen wäre eine gleich zum Einziehen bereitſtehende Wohnung in der Nähe des Admirals zu finden, dahin ſich, durch böswilligen Rath der Feinde verleitet, ein großer Theil der vornehmſten, damals in Paris verweilenden Proteſtanten gezogen hatte. Denn dieſe alle waren mit Coligny zugleich, als erſte Opfer der fanatiſchen Mordluſt gefallen, während in die abgelegnere Gaſſe St. Jacques, in welcher Mornay im Gaſthaus zum goldnen Compaß wohnte, noch keine Dolche der Mör-

der, noch kein Angſt- und Jammergeſchrei der Verwundeten und Sterbenden gedrungen war.

Der Ritter hatte ſchon am Abend ſeinem Bedienten den Befehl ertheilt, gleich in aller Frühe zur Wohnung des Admirals hinzugehen, und dort ſich zu erkundigen, wie der Verwundete geſchlafen habe, und wie es ihm ergehe? Es war am Sonntag früh um 5 Uhr, da kam der Bediente von ſeiner Sendung nach Colignys Wohnung zurück, trat hinein ins Schlafzimmer zu ſeinem Herrn, und berichtete dieſem was in der Nacht vorgegangen ſey, und daß ſtatt der lebenden Bewohner in den ſeinem Herrn bekannteren Häuſern nur ihre Leichname zu finden ſeyen. Mornay erhob ſich ſogleich von ſeinem Lager, warf ſich ſchnell in die Kleider, um, ſo weit dies noch möglich, ſeinen Freunden zu Hülfe zu eilen, da wird ſein Ausgang durch einen Zufall, oder vielmehr durch Schickung Gottes verzögert. Aber ſchon kommen die Mörder in die Nähe ſeiner Wohnung um ihn und mehrere andre ſeiner Glaubensgenoſſen zu ſuchen. Sein Wirth, Herr Poret, bekannte ſich zwar zur römiſchen Kirche, war jedoch ein gewiſſenhafter Mann, der auch an andren chriſtlichen Glaubensgenoſſen nicht zum Verräther werden mochte. Der Ritter gewann ſo eben noch Zeit, ſeine Papiere zu verbrennen, und ſich in einem Schlupfwinkel zu verbergen, wo er ſo lange blieb bis die Späher ſich aus dem Haus entfernt hatten. Die übrigen Stunden des Tages brachte er in ziemlich ruhiger Ergebung in ſeinem Zimmer zu, und während derſelben ſendete er zu einem treu ergebenen Freunde: dem Herrn de Foix, um ſich den Beiſtand deſſelben zum Entkommen aus der Gefahr zu erbitten. Aber dieſer Freund, deſſen Leben in gleicher Gefahr ſtund, hatte ſich nach dem Louvre geflüchtet, wo er ſichrer zu ſeyn hoffte, als in dem eignen Hauſe. Als am

Montag Morgen die Mordgräuel von neuem begannen, kam der Wirth zu Mornay, und bat dieſen, ſich ſchnell aus dem Hauſe zu flüchten, welches er, wenn man ihn darin auffände, nur vergeblich ins Verderben bringen würde, weil man ihm doch hier keinen längeren Schutz gewähren könne. Die Mörder waren ſchon ganz in der Nachbarſchaft des goldnen Compaſſes, im Hauſe des Buchhändlers Odet-Petit, den ſie niederſtießen, und ſeinen Leichnam zum Fenſter heraus warfen auf die Straße. Der Ritter legte in Eil ein einfaches, ſchwarzes Gewand an, nahm ſeinen Degen, und während die Mörder noch im Innren des Nachbarhauſes mit ihrem blutigen Werk beſchäftigt waren, entkam er unvermerkt bis in die St. Martingaſſe, und aus dieſer in ein kleines Nebengäßchen, in welchem ein Gerichtsoffiziant Namens Girard wohnte, welcher für das Mornayſche Haus öfters Geſchäfte beſorgt hatte. Der Weg dorthin war ein ſehr weiter, und mehrmalen begegneten dem Ritter auf demſelben Schaaren ſo wie vereinzelte Genoſſen der Mörder, ohne daß einer von ihnen den ruhig vorbeiſchreitenden Flüchtling erkannte und anhielt.

Herr Girard ſtand, als ſei er gerufen, gerade vor ſeiner offnen Hausthür, als Mornay dahinkam, empfieng denſelben freundlich, und ließ ihn ſogleich in ſein Haus hinein, was in der That ein ganz beſondres Glück für den Ritter war, denn in demſelben Augenblick gieng der Hauptmann der Schaarwache vorüber der zu Girard hintrat, und ihm einen Auftrag für den nächſten Tag ertheilte.

Mornay ſetzte ſich ſogleich unter die Schreiber ſeines Schützers hin, und arbeitete mit dieſen gleich wie einer ihres Gleichen. Er würde auch hier, in dem Hauſe eines Mannes, der im Dienſte eines öffentlichen Gerichtes ſtund, für längere Zeit eine ſichre Bergungsſtätte gefunden haben,

wenn nicht unglücklicher Weiſe ſeine um ihn beſorgten Bedienten, welche von dem ſchnellgefaßten Entſchluß und Rettungsplan ihres Herrn keine Kunde, und überdieß in der Stadt ſich zerſtreut hatten, einer nach dem andern zu Girard gekommen wären, um bei ihm Erkundigung über ihren Herrn einzuziehen, und dieſen mit eignen Augen zu ſehen. Dieſes machte Aufſehen im Hauſe, der Hauptmann des Stadtviertels erhielt davon Kunde, und ließ noch in der Nacht Herrn Girard zu ſich rufen, dem er den Befehl ertheilte, den verdächtigen Mann, welchen er unter ſeinem Dach verborgen halte, in die Hände der Gerichte abzuliefern. Der erſchrockene Wirth eilte nach Hauſe, um ſeinem Schützling und Gaſt gleich am früheſten Morgen es anzurathen, daß er ſich eilig flüchten möge.

Mit Mornay zugleich hatte ſein alter Lehrer, Herr Raminy in Girards Hauſe einen Zufluchtsort gefunden; dieſer, damit nicht einer den andren, wenn ſie beiſammen blieben, nur in größere Gefahr ſetze, entſchloß ſich allein zurück zu bleiben. Vergeblich hatte der Ritter ſeinen Wirth, den Gerichtsoffizianten gebeten, ihm bis vors Thor hinaus das Geleite zu geben; ſchon wollte ſich jener, ohne alle Begleitung auf den Weg machen, da kam einer der Schreiber des Hauſes, und erbot ſich aus freiem, guten Willen ihn aus der Stadt hinaus zu bringen. Dieſer Schreiber war eine Zeitlang Thorwächter an dem St. Martinsthor geweſen, mit den Leuten, die den Wachtpoſten bekleideten, gut bekannt, und hoffte deshalb leicht für ſich und ſeinen Begleiter den Auslaß zu erlangen.

Als ſie ſchon unten auf der Straße waren bemerkte Mornay, daß der Schreiber ſtatt der Schuhe nur ſeine Haus=Pantoffeln anhabe, er bat dieſen deshalb, daß er doch zurückgehen, und Schuhe anlegen möge, da die Pan=

toffeln das Vorgeben als ob ſie eine Reiſe mit einander vorhätten, gleich von vorn herein ſehr unwahrſcheinlich machen würden, der Andre aber meinte, dies habe nichts zu bedeuten, und der Ritter drang nicht weiter deswegen in ihn.

Zum Unglück für beide, wurde an dieſem Morgen das St. Martinsthor gar nicht geöffnet, ſie mußten deshalb weiter gehen bis zum Thore St. Denis, wo der Schreiber keinen Bekannten hatte. Man fragte ſie aus, über Namen, Stand und über den Ort wohin ſie wollten, und der Schreiber ſagte, daß er Copiſt bei einem Procurator der Stadt, jetzt aber geſonnen ſey eine Ferienreiſe zu ſeinen Verwandten nach Rouen anzutreten. Auch über die Perſon ſeines Begleiters machte er Angaben, mit denen die Thorwache ſich zu befriedigen ſchien, denn man entließ beide ohne ſie weiter aufzuhalten. Einer aber von den Thorhütern hatte die Pantoffeln an den Füßen des Schreibers bemerkt, und hieraus geſchloſſen, daß es mit dem Vorgeben deſſelben, daß er eine weite Reiſe vorhabe, nicht ganz richtig ſtehen möge; er ſprach gegen ſeine Kameraden die Vermuthung aus, daß der Menſch in Hauspantoffeln ein Katholik ſey, der einem Hugenotten zur Stadt hinaus helfen wolle. Dieſe Vermuthung leuchtete alsbald auch den Andern ein, und man ſendete den beiden Flüchtlingen vier Musketiere nach, die ſie ſchon bei La Villette, zwiſchen Paris und St. Denis einholten und gefangen nahmen. Augenblicklich entſtand jetzt ein Zuſammenlauf der Kärner, der Steinhauer in den Gypsbrüchen und der Straßenarbeiter aus der Vorſtadt und ihrer Nachbarſchaft; man wollte den Hugenotten, denn dafür erkannte man den Ritter, ohne allen Verzug umbringen. Gott ſchützte dieſen, daß keiner der gefährlichen Steinwürfe ihn traf; er verſuchte es die wilde Menge mit einigen Worten, die er ſprach, zu be-

ſänftigen, ſie aber ergriff ihn, und ſchleppte ihn nach dem Fluße hin. Jetzt wollte der Schreiber in begütigender Weiſe ſich ins Mittel ſchlagen; dieſer ſchwur einmal über das andre, daß ſein Begleiter kein Hugenott ſey, war aber dabei ſo außer Faſſung gerathen, daß er den Ritter bald Herrn de Buhy, bald Dupleſſis nannte, und ganz vergaß, in welchem Widerſpruch ſeine verſchiednen Angaben unter einander ſelber ſtanden, indem er kurz vorher, als man ſie beide arretirte, ausgeſagt hatte, ſie ſeyen Schreiber bei einem Advocaten, und ihre Wohnung, dahin ſie wollten, läge ganz nahe vor der Hauptſtadt. Gott hatte die Ohren der wüthenden Schaaren verſchloſſen; ſie bemerkten die allerdings verdächtig lautenden Widerſprüche nicht, ſchienen den allgemein bekannten Namen des Ritters, der ſeinem Begleiter aus Unbedachtſamkeit entſchlüpft war, gar nicht zu kennen. Mornay kam jetzt auch wieder zum Wort, er rief ſeinen Feinden zu, daß er ſie für viel zu ehrenwerth halte, als daß ſie einen Menſchen, den ſie vielleicht für eine ganz andre Perſon hielten, umbringen würden, er habe gute Bekannte in Paris, man ſolle ihn nur in ein Haus der Vorſtadt hinführen, ihn daſelbſt bewachen, und während deſſen, um Erkundigung einzuziehen, etliche Leute hineinſenden in die Stadt, an die Orte und Perſonen, welche er ihnen nennen würde. Einige unter dem Haufen, welche vernünftiger dachten, als die Andren, giengen auf dieſen Vorſchlag ein, und brachten ihn in ein Wirthshaus der Vorſtadt, wo er ſogleich für ſich und ſeinen Begleiter ein Frühſtück bringen ließ. Während er dieſes in ziemlich ruhiger Gemüthsſtimmung genoß, hörte er von dem Volk, das ſich neben ihm eingedrängt hatte, allerhand drohende Aeußerungen und Anſchläge auf ſein Leben. Der gelindeſt lautende unter dieſen war der, daß man ihn zwar nicht

niedermetzeln, wohl aber im Fluß erſäufen wolle. Einige Male kam ihm der Gedanke ein aus dem Fenſter hinabzuſpringen, doch bald fiel ihm ein beßres Mittel ein, ſich aus den Händen dieſer Mörder zu retten. Er foderte ſie auf, ſeinetwegen bei den Häuptern ihrer Parthei, den Herrn von Rambouillet, und ſelbſt bei dem Bruder deſſelben, dem Cardinal, Erkundigungen einzuziehen, denn er wußte wohl, daß keiner von dieſen Leuten bei jenen hochgeſtellten Männern Zutritt finden würde. Sie wieſen dieſen Antrag zwar von ſich, doch betrieben ſie das Geſchäft ihn auszuforſchen und zu befragen, mit etwas mehr Mäßigung und Schonung. So eben fuhr der Poſtwagen von Rouen vorbei, das Volk hielt dieſen auf, und da Mornay, oder eigentlich ſein Begleiter, der Schreiber geſagt hatte, ſie ſeyen aus Rouen, fragten ſie die im Wagen ſitzenden zum Theil aus dieſer Stadt gebürtigen Leute darüber aus, ob jemand unter ihnen hier dieſen von ihnen gefangenen Mann kenne? Keiner von Allen kannte denſelben, und da er hierdurch als Lügner erſchien, ſprachen ſie abermals und ernſtlicher als vorher den Vorſatz aus, ihn zu erſäufen. Er hatte ihnen geſagt, daß er das Geſchäft eines Schreibers (Clerc) betrieben habe, und da unter dieſem Namen von dem Volk überhaupt ein Studirter, halb Geiſtlicher (Clericus) verſtanden wird, brachten ſie ein lateiniſches Breviarium herbei, um an dieſem ſeine Gelehrſamkeit zu erproben. Da ſie aber ſahen, daß er der lateiniſchen Sprache ſehr mächtig und nach ihrem Urtheil wirklich ſehr gelehrt ſey, gereichte ihm dieſes keineswegs zu einem Vortheil, ſondern ſie ſagten, dieſer Menſch iſt fähig genug, die ganze Stadt Rouen mit dem Gift ſeiner Ketzereien anzuſtecken, man muß ihn deshalb in jedem Fall aus dem Wege räumen. Da gieng dem Ritter ſeine Geduld aus, und ſein ritterliches Selbſtgefühl empörte ſich

gegen die unſinnige Handlungsweiſe dieſes mordluſtigen Geſindels. Er erklärte ihnen rund heraus, daß er jetzt auf alle ihre Fragen und Beſchuldigungen auch nicht ein Wort mehr erwiedern werde, denn wenn ſie gefunden hätten, daß er kein Latein verſtünde, dann würden ſie ihm übel mitgeſpielt haben, und da ſich im Gegentheil gezeigt habe, daß er etwas wiſſe, deuteten ſie es ihm noch ſchlimmer aus. Er ſähe aus dieſem Benehmen, daß ſie Leute ohne Vernunft ſeyen, welche, ohne auf Gründe zu achten, alles thäten, was ihnen gut dünkte.

Während dieſer Stunden einer allerdings ſchweren Prüfung hatten ſich zwei aus der Mitte des Volkshaufens mit einem Billet an den vorhin erwähnten Herrn Gerichtsoffizianten Girard nach der Stadt hinein auf den Weg gemacht. Herr Dupleſſis hatte ihnen dieſes Billet mit der genauen Addreſſe des Mannes gegeben, und es ſtunden darin nur die Worte: „Mein Herr! die Leute am Thore und in der Vorſtadt St. Denis haben mich angehalten und wollen mich nicht weiter laſſen, weil ſie mir nicht glauben wollen, daß ich Philipp Mornay ſey, der bei Ihnen Schreiberdienſte verſehen, und von Ihnen Erlaubniß erhalten hat, während der Ferien eine Reiſe zu ſeinen Verwandten nach Rouen zu machen. Ich bitte Sie mir ein Zeugniß hierüber auszuſtellen, damit man mich meines Weges gehen laſſe.“

Die beiden Boten fanden den Herrn Girard ſo eben im Begriff nach dem königlichen Palais zu gehen. Der Mann hatte einen vornehmen Anſtand, war ſehr gut gekleidet, er ſahe ihnen aus wie einer deſſen Zeugniß wohl eine Bedeutung haben könne. Als er das Billet geleſen hatte, ſchalt er ſie hart wegen ihres rohen Benehmens und ſchrieb dann auf die Auſſenſeite des Briefes, daß Herr

Philipp Mornay weder ein Rebelle noch ein Uebertreter der Geſetze ſey (das Wort Hugenot vermied er weislich) und bekräftigte dieſes Zeugniß durch eigenhändige Unterſchrift ſeines Namens.

Beinahe hätte ein kleiner Knabe, der mit in demſelben Hauſe wohnte, alle gute Wirkung dieſes Zeugniſſes zu nichte gemacht, indem er zu den Leuten aus der Vorſtadt ſagte, daß Mornay nur einen einzigen Tag: den Montag hier bei ihnen geweſen ſey. Aber es war die erbarmende Vorſehung Gottes, welche über alles Hoffen und Verſtehen alle weitre drohende Gefahren in Gnaden abwendete und dem hart Geängſteten einen Ausweg eröffnete, da wo vor menſchlichen Augen keiner zu ſehen war. Das Ausſchelten und der Tadel eines ſo wichtigen Mannes als in ihren Augen Herr Girard war, hatte auf die beiden Abgeſandten des wüthenden Volkshaufens eine kräftigere Wirkung gehabt als alle vernünftigen und begütigenden Worte des Mornay. Sie kamen zu ihren Leuten zurück und der Reſpect, mit welchem ſie von dem Herrn ſprachen der da die Worte des Zeugniſſes für den Gefangnen auf die Außenſeite des Briefes geſchrieben habe theilte ſich auch den Andren mit, ſie nahmen auf einmal ein ganz andres Betragen gegen ihren Gefangenen an, erklärten ihn außer Schuld; der Haufe der ſeit etlichen Stunden auf das unterhaltende Schauſpiel einer Execution gewartet hatte, zerſtreute ſich, die welche ſich zu Richtern und Vollſtreckern des Volksurtheiles über Mornay aufgeworfen hatten, führten ihn wieder zu demſelben Ort hin an dem ſie ihn gefangen genommen, und ließen ihn von da aus ungehindert ſeines Weges gehen.

Es war des Vormittags 9 Uhr als Dupleſſis den Händen der Barbaren entkam. Mit freudigem Gemüthe,

mit Gedanken des Lobes und Dankes gegen Gott in ſeinem Herzen und auf ſeiner Zunge eilte er zu Fuß über St. Denys und l'Isle Adam nach Chantilly, wo er den Herrn de Montmorency traf, welcher ſich zwar durch Menſchenfurcht ſeit den letzten blutigen Ereigniſſen ſehr von ſeinem früheren Sinn hatte herabſtimmen laſſen, dennoch aber dem edlen Flüchtling ein kleines Pferd zu ſeiner Weiterreiſe gab. Dieſer verweilte ſich nicht länger als nöthig war bei dem Manne, der früher ſeinen wörtlichen Verſicherungen nach ſo überaus kühn und muthig, ſowie warm gegen ſeine Freunde geweſen, jetzt ſo entmuthigt und kalt war; er machte ſich auf den Weg nach Buhy, ſeinem elternlichen Wohnſitz. Sehr ermüdet und ganz bis auf die Haut durchnäßt, kam er am Donnerstag Abend in Jury de Temple an. Ihn hatte daſſelbe Gewitter mit Sturm und ſtrömenden Platzregen getroffen, während deſſen viele ſeiner Glaubensgenoſſen aus der Hauptſtadt und hierdurch aus der ſichren Todesgefahr ſich retteten. Es waren mehrere Gäſte in dem Wirthshaus, welche beim Abendeſſen ſcheinbar im Scherz, dabei aber in der ſchlimmen Abſicht den ihnen verdächtigen Fremden in die Gefahr zu ſetzen ſich zu verrathen, die Vermuthung ausſprachen, daß ein Hugenot bei ihnen ſey, der allerdings gute Urſache habe ſich zu fürchten. Mornay blieb bei dieſem Geſpräch ganz ruhig; weder in ſeinen Mienen noch Geberden noch Worten verrieth ſich eine Spur von Furcht, denn er hatte keine in ſeinem Herzen; die feindſeligen Spötter, ohne einen Verdacht zu ſchöpfen, nahmen gute Nacht und begaben ſich auf ihre Zimmer.

Die Todesgefahren für die Proteſtanten beſchränkten ſich übrigens damals, als Mornay auf dieſem Wege war, nicht mehr auf die Hauptſtadt allein, ſondern ſie hatten

ſich über alle Theile des Landes verbreitet; die Chriſten der römiſchen Confeſſion waren zum großen Theil von der fanatiſchen Wuth der Pariſer angeſteckt und ſelbſt durch die unmittelbaren, königlichen Befehle dazu ermächtigt, alle Chriſten der andern Confeſſion, ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechtes zu ermorden. So fielen in den nächſten Tagen nach der Bartholomäusnacht zu Orleans 3000, in Lyon 900, in Rouen 500, in Bordeaux, Toulouſe und Meaux gegen 700, überhaupt in allen Gegenden des Reiches, in den Städten und auf dem Lande über 30000. Und dieſe Zahl würde noch viel größer geweſen ſeyn, wenn nicht viele der frömmern und einſichtsvolleren römiſch-katholiſchen Chriſten ſelber zu der Rettung ihrer mörderiſch verfolgten Mitchriſten die Hand geboten, oder, wenn ſie die Macht dazu beſaßen, der Ausführung des königlichen Blutbefehles ſich ſtandhaft wiederſetzt hätten. Dieſes thaten namentlich der Graf von Tende, ein Stadthauptmann in der Provence, der das Schreiben, welches den furchtbaren Auftrag enthielt, nachdem er es geleſen, in Stücken zerriß, und der Vicomte d'Orthe, Gouverneur von Bayonne, der auf das königliche Schreiben die Antwort ertheilte, daß er unter den Einwohnern der Stadt, als er den Befehl ihnen mitgetheilt, zwar durchgängig gute Bürger und muthige Soldaten, keinen aber gefunden habe, welche zum Geſchäft eines Henkers und Mörders ſich hergeben wolle. Uebrigens ſtarben dieſe beiden edlen Männer bald nachher eines ſo ſchnellen Todes, daß der Verdacht ſehr nahe lag, daß ſie an beigebrachtem Gift geendet haben.

Auch Mornay entgieng den Todesgefahren, welche ihm faſt überall auf ſeinem Wege begegneten, nur durch ein Wunder der göttlichen Erbarmung. Er war ſchon ganz nahe an Buhy, ſeinem väterlichen Erbgut, da be-

gegnete ihm eine alte, treue, vormalige Dienerin ſeiner Mutter, in Begleitung eines Bauern. Dieſe warnten ihn gerade noch im rechten Augenblick vor einer bewaffneten Bande von Mördern, welche unter der Anführung eines gewiſſen de Montaſie die Gegend durchſtreifte und bereits mehrere Edelleute der Nachbarſchaft gefangen genommen hatte. Auch die alte Dame und ihr Begleiter waren von der Bande angehalten, bald aber wieder entlaſſen worden. Mornay machte von dieſer Warnung den beſtmöglichen Gebrauch und entkam, einen Seitenweg einſchlagend, ſeinen Verfolgern glücklich.

Das Schloß ſeiner Väter zu Buhy fand er verlaſſen; ſeine Familie hatte ſich zerſtreut und die Mutter in das Haus eines wenig bemittelten Edelmannes in der Nachbarſchaft ſich zurückgezogen. Ein alter Diener ſeiner Eltern, der in einem Weiler bei Buhy wohnte, theilte ihm dieſe Nachricht mit und der zärtliche Sohn eilte ſogleich zu der frommen Mutter hin, deren Erziehung und geiſtigen Pflege er ſein ganzes innres, beſſeres Leben verdankte. Beide tröſteten und ſtärkten ſich gegenſeitig im Gottvertrauen und Glauben und Philipp theilte der Mutter ſeinen Entſchluß mit, das Königreich ganz zu verlaſſen. Er brachte dieſelbe vor allen an einen bequemeren und ſicheren Bergungsort, zu dem Herrn von Villerceaux, einem treuergebenen Freunde. Nach einigen Tagen kam der Schwiegerſohn dieſes Herrn zu ihnen hin und erbot ſich, dem Mornay einen Paß von dem Herzog von Guiſe zu verſchaffen, mit welchem er gehen könne, wohin er wolle. Mornay jedoch wies dieſes Anerbieten von ſich, weil es gegen ſein Gewiſſen ſey, von der Hand eines ſolchen Mannes das Mittel zur Rettung ſeines Lebens ſich zu verſchaffen, welches er ganz in ſeines Gottes Hand geſtellt habe, der ihm wohl noch einen

Ausweg aus Frankreich eröffnen werde, wie er ja ſchon bisher ſeiner ſich erbarmt und aus den Händen der Mörder ihn wunderbar errettet habe. Drei Tage nachher gelang es ihm auch wirklich bei Dieppe auf ein Fahrzeug zu entkommen, das nach England ſteuerte. Auch jetzt noch ſollte ſein Glaubensmuth geprüft und zugleich geſtärkt werden, denn während der Seefahrt brach ein furchtbarer Sturm aus, welcher das Schiff in den Wellen zu verſenken, oder daſſelbe wieder zurück an die gefahrvolle, allenthalben von Feinden beſetzte Küſte, nach Calais zu ſchleudern drohete. Während dieſes Sturmes hörte er zu ſeinem Troſt, wie mehrere Frauen und Kinder, welche mit ihm in demſelben Fahrzeug und aus demſelben Grunde ſich nach England flüchteten, zu Gott um Hülfe und Rettung ſchrieen. Und dieſes Geſchrei wurde erhört; der Sturm legte ſich; ſie kamen alle wohlbehalten an die engliſche Küſte, wo man die verfolgten Glaubensgenoſſen mit brüderlicher Liebe aufnahm und behandelte. Es war dies am neunten Tage nach dem Blutbade der Bartholomäusnacht.

Bemerkenswerth erſcheint noch am Schluſſe dieſer Rettungsgeſchichte, das was die Erzählerin derſelben, Madame Mornay-Dupleſſis über die vorherrſchende Stimmung ihres Gemahles bei all dieſen Ereigniſſen berichtet. Derſelbe erzählte ihr ſpäter oft, daß er von dem Augenblick an, wo er von dem Beginn des Gemetzels hörte, in ſeinem Gebet zu Gott die beſtimmte Verſicherung erhalten habe, daß er dieſen Todesgefahren unverſehrt entgehen werde. Dagegen fühlte ſich ſein Hofmeiſter, Herr von Raminy, welcher auch, ſo wie er zu Girard ſich geflüchtet hatte, gleich beim Anfang der blutigen Verfolgungen überzeugt, daß er als Opfer derſelben fallen werde und wirklich wurde dieſer auch, als er am 27. Auguſt durch die Pforte St. Honoré aus

der Stadt ſich flüchten und ſeinem Freunde nacheilen wollte, von den Feinden ergriffen und niedergehauen.

2) Die Rettung der Frau von Mornay du Pleſſis.

Die treffliche Verfaſſerin des vor uns liegenden, obengenannten Werkes, welchem wir die vorhergehende ſo wie die nachſtehende Erzählung entnehmen: die nachmalige Gemahlin des hochſinnigen Mornay befand ſich während der Zeit der Bartholomäusnacht und der auf ſie folgenden furchtbaren Tage ebenfalls in der blutbefleckten Hauptſtadt von Frankreich. Die Weiſe, in welcher ſie den Mörderhänden entkam, iſt nicht minder merkwürdig, als jene, in welcher Dupleſſis gerettet wurde, und auffallender ſogar als bei dieſem hat ſich an ihr, dem ſchwachen hülfloſen Gefäß Seiner Gnade die Hand Deſſen erwieſen, welcher den Unmündigen und Schutzloſen, den Wittwen und Waiſen am kräftigſten zur Seite ſtehet.

Frau von Mornay war die älteſte Tochter des geweſenen Präſidenten des oberſten Rechnungshofes zu Paris: des Herrn de la Borde, eines Mannes, welcher zu ſeiner Zeit um des Glaubens willen viel erlitten und Treue bis an ſein Ende erwieſen hatte. In einem noch ſehr jugendlichen Alter von 17½ Jahren hatte ſie ſich mit de Retz, dem Herrn von Feuqueres, vermählt. An Alter war allerdings dieſer Gemahl ihr ungleich, deſto gleicher aber an Gemüth und Geſinnung ihr und ihrem verehrungswerthen Vater, dem Präſidenten de la Borde, denn er war ein Bekenner des Glaubens, der in dieſen beiden lebte, durch Wort und That. Die eheliche Verbindung mit dieſem trefflichen Manne war nur von ſehr kurzer Dauer, denn zwei Jahre nach ſeiner Vermählung wurde er durch den Hufſchlag eines

Pferdes ſo ſchwer verletzt, daß er kurze Zeit hernach ſtarb. Seine junge Gemahlin war hierdurch Wittwe geworden, und bald hernach ward ſie auch vaterloſe Waiſe, denn der edle Präſident de la Borde ſtarb nur wenig Monate nach ſeinem Schwiegerſohne. Sie ſelber aber, die jugendliche Wittwe, war die Mutter eines verwaisten Kindes, einer kleinen Tochter, welche die Bedeutung der mütterlichen Thränen um zwei theure Verſtorbene noch nicht begriff.

Nach dem Tod ihres Vaters und Gemahles, im J. 1569, war ſie zu ihrer Mutter nach Paris gekommen, um mit dieſer die Familienangelegenheiten zu ordnen und im Umgang mit ihren nächſten Verwandten einen äußeren Troſt zu ſuchen. Uebrigens hatte ſie um jene Zeit, wo die blutigen Verfolgungen ihrer Glaubensgenoſſen dem Ausbruch nahe waren, ſchon alle Vorbereitungen zu einer nahen Abreiſe aus der Hauptſtadt getroffen, da ſie die Abſicht hatte, den nächſten Winter bei ihrer Schweſter, der Frau von Vauculas zuzubringen. Dieſe Abreiſe war auf den Montag nach dem Bartholomäustage feſtgeſetzt.

Am Sonntag vorher, am Morgen nach der grauſenvollen Bartholomäusnacht, lag ſie noch zu Bett, als ein Dienſtmädchen, das im Innern der Stadt geweſen war, zu ihr kam und ihr ſagte, daß Alles in Aufruhr ſey. Sie warf ſich ſchnell in ihre Kleider, trat ans Fenſter und bemerkte nun ſelber, daß in der St. Antoniſtraße, darin ihre Wohnung lag, Menſchenhaufen ſich ſammleten und durch einander rannten. Sie ſendete eilig in die Wohnung ihrer Mutter; dieſe konnte nicht kommen, ſie war zu ſehr mit der Verbergung und Rettung ihrer Söhne beſchäftigt, welche, ſo wie die Schweſter und der Vater, zu den Glaubensgenoſſen der blutig Verfolgten gehörten, während die Mutter ſelber in der römiſch-katholiſchen Kirche geblieben war.

Da ließ ihr mütterlicher Oheim, der Biſchof von Senlis, ihr ſagen, ſie ſolle eiligſt ihre Koſtbarkeiten zuſammenraffen oder verbergen, er werde bald zu ihr ſenden und ſie abholen laſſen. Während jedoch der Biſchof noch mit den Vorbereitungen zur Ausführung des Rettungsplanes beſchäftigt war, kam ihm die Nachricht, daß ſein eigner Bruder, welcher ebenfalls, wie de la Borde und de Retz ein treuer Bekenner des verfolgten Glaubens war, auf der Straße niedergehauen worden ſey. Hierüber vergaß er die Rettung ſeiner Nichte und dieſe mußte ſelbſt für ihre Sicherheit ſorgen. Sie gab dann das, was ihr das Theuerſte war unter allen ihren Gütern, ihr kleines, dreijähriges Töchterchen einer Dienſtmagd auf ihre Arme, damit ſie das Kind, in das Haus eines treu ergebenen Freundes und Verwandten, des H. de *Perreuze*, bringen möge. Dieſer Herr ließ die Magd zu einer Hinterthür in ſein Haus herein, nahm ihr das Kind ab, und ſendete ſie ſogleich wieder an ihre Frau zurück, um dieſer zu ſagen, daß wenn ſie zu ihm kommen möge, ſie ihm ſehr willkommen ſeyn werde. Die junge Dame nahm das freundliche Anerbieten ſehr gerne an, und eilte dahin wohin ihr Mutterherz ſie zog.

Herr de Perreuze hatte in jenem Augenblick nur noch ſehr wenig von dem erfahren, was in der vorhergehenden Nacht geſchehen war. Er ſendete jetzt einen ſeiner Leute nach dem Louvre hin, und dieſer berichtete bei ſeiner Zurückkehr, daß der Admiral und eine große Zahl aus dem hohen Adel ermordert ſeyen; die ganze Stadt ſey in Aufruhr. Es war dies des Morgens um 8 Uhr. Gleich hernach kam ein Bote an Madame de Retz von ihrer Mutter. Dieſe ließ ihr ſagen, daß als ſie kaum fortgeweſen, die Leute des Herzog von Guiſe in ihre Wohnung gekommen ſeyen, und alle Winkel nach ihr durchſucht hätten. Da

ihr Suchen vergeblich war, ſchickten ſie zu Frau de la Borde, ihrer Mutter und trugen dieſer auf der Tochter ſagen zu laſſen, daß, wenn ſie ihnen hundert Kronenthaler brächte, ſie nicht nur ihr Leben, ſondern auch die Geräthſchaften ihrer Wohnung verſchonen wollten. Frau de Retz bedachte ſich ein wenig, vermuthete aber ſogleich, daß dieſes Anerbieten nur ein Fallſtrick ſeyn möchte, um ſie zu fangen. Sie ließ deshalb ihrer Mutter zurückſagen, ſie ſolle nur ſprechen; der Aufenthalt ihrer Tochter ſey ihr ganz unbekannt, ſie ſelber aber wolle die verlangte Summe für ſie entrichten. Als die Mörder ſahen, daß ihre Liſt ihnen nicht gelingen wolle, begaben ſie ſich ſogleich an das Geſchäft des Plünderns und raubten die ganze Wohnung der Madame de Retz aus.

Herr de Perreuze und ſeine Gemahlin waren als ſo gute Leute bekannt und hatten, obgleich ſie ſelber nicht dieſes Glaubens waren, ſo zahlreiche Freunde unter der Parthei der Verfolgten, daß ſich viele von dieſen, mit ihrer ganzen Familie zu ihnen flüchteten. Zuletzt ſtieg die Zahl der in ihrem Haus Verſteckten auf vierzig. Herr Perreuze ſahe ſich deshalb, bei immer zunehmender Gefahr genöthigt, einen Theil dieſer Flüchtlinge in andren Gegenden der Stadt, in verſchiednen Miethswohnungen unterzubringen und er mit ſeiner Gemahlin ſtanden den ganzen Tag an ihrer Hausthür, damit ſie, wenn die Herzöge von Guiſe, von Nevers und andre hohe Herrſchaften derſelben Parthei vorbeigiengen einige höfliche Worte mit dieſen ſprechen und durch ihr perſönliches Anſehen auch das Eindringen jener Führer der Volkshaufen in ihr Haus verhindern könnten, welche überall in der Nachbarſchaft in den Wohnungen der verfolgten Glaubensgenoſſen mordeten und raubten. Aber bei aller guter Miene, welche Herr de Perreuze machte, konnte er

dennoch den Verdacht von ſeinem Hauſe nicht ganz ablenken, es wurde ihm geſagt, daß man daſſelbe am Dienstag Nachmittag genau durchſuchen werde. Zum Glück waren ſchon die meiſten jener Freunde, welche der Schlag getroffen haben würde, außer dem Haus an andren Orten untergebracht, nur Frau von Retz mit ihrem Kind und einigen Dienſtboten, ſo wie eine gewiſſe Frau von Chanfreu mit einigen ihrer Leute waren noch in demſelben zurückgeblieben. Der treubeſorgte Hausherr ſuchte dieſe ſeine Schützlinge ſo gut als möglich zu verbergen; Frau von Retz mit einer ihrer Dienerinnen verkroch ſich in einem Nebengebäude des Hauſes oben auf dem Oberboden hinter einem Kreuzgewölbe des Dachgiebels, und auch die andern wurden in verſchiedener Weiſe verſteckt oder verkleidet. Als die Frau von Retz oben unter dem Dachgiebel lag, hörte ſie von unten herauf das furchtbare Jammergeſchrei der Männer, Frauen und Kinder, welche man auf den Straſſen ermordete; ſie hatte ihr Kind müſſen unten im Hauſe laſſen, der Gedanke an dieſes erfüllte ſie mit ſolchen Sorgen und Schmerzen, daß, wenn die Furcht vor Gott ſie nicht zurückgehalten hätte, ſie ſich hinabgeſtürzt haben würde auf das Steinpflaſter, nur um nicht lebend in die Hand der grauſamen Mörder zu fallen, oder ihr Kind unter ihren Händen ſterben zu ſehen, was ihr ſchrecklicher dünkte als der eigne Tod. Aber eines der Dienſtmädchen unten im Hauſe hatte es gewagt, hatte das Kind auf ſeine Arme genommen, und daſſelbe mitten durch die wüthenden Schaaren zu der alten Frau Guillard d'Esprunes, der mütterlichen Großmutter der Frau von Retz hingetragen, wo es unter der zärtlichen Pflege dieſer ſeiner Urgroßmutter in guter Sicherheit blieb.

An eben jenem Dienstag Nachmittag, während deſſen

Frau von Retz in ihrem Winkel verſteckt lag, wurde ganz nahe bei dem Hauſe des Herrn de Perreuze in der alten Tempelſtraße der edle Präſident de la Place niedergehauen. Der Anblick dieſer Ermordung ſeines Freundes ſo wie die Gefahren, die ſeinem eignen Hauſe gedroht hatten und für diesmal noch glücklich vorübergegangen waren, bewogen den Herrn de Perreuze ſeiner Schützlingin den Rath zu ertheilen, ſich an einen ſichreren Bergungsort zu flüchten. In das Haus ihrer Mutter durfte ſie ſich nicht wagen, denn die Feinde hatten eine Wache dort hineingelegt, welche auf Alle, welche aus- und eingiengen, ſo wie auf das, was im Hauſe geſchahe, genau achten mußte. Da ließ ihr die Mutter ſagen, ſie ſolle ſich zu einem Hauptmann der Bürgerwehr flüchten, der eine geweſene Kammerfrau von ihr zur Ehe hatte, und welchem ſie, ſammt ſeiner Frau ſehr viel Gutes erwieſen. Aber in jener Zeit der fanatiſchen Erbitterung galt keine Pflicht der Dankbarkeit etwas, Frau von Retz durfte, um ſich nicht der Gefahr auszuſetzen verrathen zu werden, länger nicht als eine Nacht in dieſem Hauſe bleiben, hatte aber das Glück ihre Mutter daſelbſt zu ſehen und zu ſprechen, welche vor Angſt und Sorgen mehr todt als lebendig war, und von ihrer ungleich muthigeren nud freudigeren Tochter des Troſtes bedurfte.

Am Mittwoch Mittag machte ſich Frau von Retz aus dem zweideutigen Hauſe fort, worin man ſie wegen ihres Glaubens ſehr ſchel angeſehen hatte. Auf den abermaligen Rath ihrer Mutter flüchtete ſie ſich zu der befreundeten Familie des Präſidenten Tambonneau, in deſſen Studirzimmer ſie bis zu Donnerstag Nacht verborgen blieb. Sie hatte den ihr unbekannten Weg zur Wohnung des Präſidenten ganz allein, unter der Leitung eines kleinen Knaben, den ſie auf der Gaſſe traf, gemacht, ohne von

einem der Feinde erkannt und angehalten zu werden. Aber auch an dieſem Zufluchtsort durfte ſie nicht lange bleiben; man hielt um dieſe Zeit ſtrenge Nachforſchung nach zwei Perſonen, von denen man vermuthete, daß ſie in der Wohnung des Herrn von Tambonneau verſteckt ſeyen und dieſer erhielt noch zur guten Zeit Kunde von der nahe bevorſtehenden Hausſuchung, um die Frau von Retz in Sicherheit zu bringen. Auf Empfehlung des Präſidenten und ſeiner Gemahlin wurde dieſelbe von einem Kornhändler, der ihrer Familie ſehr treu und dankbar verbunden war, in ſeine Wohnung aufgenommen, wo ſie ſich fünf Tage lang in einem kleinen Oberſtübchen verborgen hielt, dahin ihr die edlen Tambonneau's in ganz verſtohlener Weiſe Speiſe und Trank zuführten, ſo wie andre Dienſte ihr leiſteten. So ſehr ihr Herz auf der einen Seite durch die Beweiſe von Großmuth und Güte, welche dieſe weitläufigeren Verwandten ihr täglich gaben, erfreut wurde, ſo ſehr hatte daſſelbe um dieſe Zeit von einer andren Seite zu leiden, von welcher ſie ſonſt nichts Anders als Gutes zu genießen gewohnt war. Ihre eigne Mutter, von der wir bereits erwähnt haben, daß ſie eben ſo wie der Oheim (der Biſchof) und die Großmutter zur römiſch-katholiſchen Kirche ſich bekannte, hatte ihre Söhne dazu bewogen, daß ſie aus Furcht vor der Gefahr des Todes wenigſtens zum Schein ihrem Glauben entſagten, und ſie drang jetzt durch einen Mittelsmann ſehr eifrig in ihre Tochter, daß ſie dem Beiſpiel der Brüder folgen ſolle. Dieſe jedoch konnte ſich nicht dazu entſchließen etwas zu thun, das gegen ihr Gewiſſen war, weil es nicht aus dem Glauben kam, ſie ließ ihre Mutter nur in kindlicher Demuth erſuchen, daß ſie ihr Gelegenheit verſchaffen möge aus Paris zu entkommen. Die Mutter ſendete hierauf die Antwort, daß, wenn ſie nicht

nachgeben möge, man ſich genöthigt ſähe ihr auch ihr Kind, damit ſie ſelber für daſſelbe ſorge zurückzuſenden. „Wohl,“ ſo erwiederte die junge Mutter, „ich will mein Kind in meine Arme nehmen und mit ihm zugleich mich niederhauen laſſen.“

Frau von Retz mochte wohl von der natürlichen Zärtlichkeit ihrer Mutter und Großmutter gegen ſie und ihr Kind eine zu gute Vorſtellung haben, als daß ſie jene mütterlichen Drohung als eine im Ernſt gemeinte hätte fürchten ſollen. Demſelben Menſchen, der ihr dieſe Aeußerung ihrer Mutter überbrachte, gab ſie den Auftrag für ſie einen Platz auf dem Marktſchiffe, das auf der Seine von Paris nach Corbeil fährt, oder auf irgend einem andren Fahrzeug zu beſorgen. Der Mann hatte es für klüger befunden nicht auf dem Marktſchiff wo die Gefahr der Entdeckung wegen der vielen Mitreiſenden zu groß geweſen wäre, ſondern auf einem andren Schiffe, das nach Sens fuhr, den Platz zu miethen; Frau von Retz fand ſich um 11 Uhr des Vormittags bei demſelben ein, und traf in ihm, als Reiſegeſellſchaft zwei Mönche nebſt einem Presbyter und zwei Handelsleute mit ihren Frauen an. Sie ſelber verrieth in ihrer einfach bürgerlichen Kleidung den Stand nicht, in welchem ſie geboren war, und bisher gelebt hatte; die Fahrt gieng, bis nach Tournelles, ohne alle Hemmung vorwärts. An dieſem Orte aber mußte das Fahrzeug anhalten, und es ſtund da eine Wache, welche die Päſſe der Reiſenden unterſuchte. Die andern alle hatten einen Paß nur die Frau von Retz reiste ohne einen ſolchen. Da hieß man ſie das Fahrzeug verlaſſen; es erhub ſich unter den außen am Ufer Stehenden, wie unter den im Fahrzeug Sitzenden ein Murmeln, daß ſie wohl eine Hugenottin ſeyn möge, welche man erſäufen müſſe. Zum Glück für Frau von Retz wohnte an dieſem Ort ein Geſchäftsführer ihrer Großmutter, der

Frau von Esprunes, ein gewiſſer Voiſinon, zu dieſem, den ſie ſehr gut kannte, verlangte ſie geführt zu werden. Zwei Soldaten von der Wache brachten ſie an das Haus des Mannes, und Gott fügte es ſo, daß dieſelben unten an der Thüre ſtehen blieben, und ſie allein zu Herrn Voiſinon hinaufgehen konnte. Dieſer erkannte die Dame ſogleich in ihrer Verkleidung wieder und war über ihre Ankunft nicht wenig erſchrocken; ſie ſagte ihm nur mit wenig Worten, daß es vielleicht in ſeiner Macht ſtehen werde, ſie, wenn er wolle, vom Tode zu retten. Voiſinon, der als ein ſehr guter Katholik bekannt war, gieng hinab zu den Soldaten, und ſagte, daß er die von ihnen arretirte Frau bei Madame d'Esprunes ſeiner Gebieterin, deren Sohn Biſchof von Senlis ſey, geſehen habe, und daß an der katholiſchen Rechtgläubigkeit dieſer beiden wohl Niemand einen Zweifel habe. Die Soldaten erwiederten hierauf ganz richtig, daß ſie ihn nicht nach jenen beiden, ihnen unbekannten Perſonen, ſondern nur hier nach ihrer Gefangenen gefragt hätten, und jener bezeugte darauf, daß er dieſe Gefangene in früherer Zeit als eine gute Katholikin gekannt habe; ob ſie dieſes aber noch jetzt ſey, das getraue er ſich nicht mit Gewißheit zu ſagen.

In dieſem Augenblick trat eine gut gekleidete Frau in das Haus herein. Dieſe fragte die Soldaten, was ſie da vorhätten? — „Was anders“ ſagten dieſe, „als da dieſes Weib zu erſäufen, denn wir merken deutlich an der Furcht und Beſtürzung, die ſie ergriffen hat, daß ſie eine Hugenottin iſt.“ — „Ei,“ ſagte die Andre, „ihr kennt mich alle, und wißt, daß ich keine Hugenottin bin; ich gehe jeden Tag in die Meſſe, und dennoch bin ich jetzt immer in ſolcher Furcht und Beſtürzung, daß ich ſeit acht Tagen das Fieber habe.“ Der eine von den Soldaten antwortete

darauf: „ſoll mich Gott, mir brennt auch mein Geſicht wie ein Feuerofen.“ Sie brachten hierauf die geängſtete Frau wieder nach dem Schiffe zurück; ſagten ihr aber: Wenn ihr ein Mann wäret, da wäret Ihr nicht ſo leichten Kaufes davon gekommen.

Gerade im rechten Augenblick war die Verfolgte nach ihrem Fahrzeug entkommen. Denn dieſes war noch keinen Büchſenſchuß weit von Tournelles hinweggefahren, da kamen Späher dorthin, welche auch Voiſinons Haus durchſuchten, in welchem ſich mehrere verborgen hatten. Frau von Retz wäre hierbei ohnfehlbar in die Hände jener Späher gerathen. Man fuhr bis nach Petit la Borde, wo das Fahrzeug zur Bequemlichkeit der Reiſenden anhielt. Nach dem Eſſen ſprachen die Mönche wie die Kaufleute mit einem unverkennbaren Wohlgefallen von dem, was ſo eben in Paris, vor ihren Augen geſchehen war. Wenn Frau von Retz dazu ein Wort ſprach, ſagten jene ſogleich, ſie rede als eine Hugenottin; ſie that, um dem Geſpräch ganz auszuweichen, als ob ſie ſchliefe.

Als ſie bei der Abfahrt wieder in das Schiff einſteigen wollte, da ſahe ſie zu ihrer großen Freude einen treuen Diener ihrer Freundin, der Präſidentin Tambonneau, einen gewiſſen Jacques Minier am Ufer ſtehen. Dieſer brave Menſch hatte ihr, im Auftrag ſeiner Herrſchaft während des Aufenthaltes bei dieſer und bei dem Kornhändler manchen weſentlichen Dienſt erwieſen; er erſchien ihr, gerade hier, in ihrer großen Verlaſſenheit als eine ſehr erwünſchte Hülfe. Minier gab ihr einen Wink, daß ſie es nicht möge merken laſſen, daß er und ſie Bekannte ſeyen. Er ſtieg mit in das Fahrzeug ein und fand da Gelegenheit der Dame zu ſagen, daß er von ſeiner Herrſchaft, der Frau Präſidentin Tambonneau ihr nachgeſendet ſey, um zu ſehen,

wie es ihr ergehe und ihr überall, wo es ſeyn könne, die nöthige Hülfe zu leiſten.

Am Abend beim Abendeſſen ſetzte ſich der wackere Bediente mit an die Tafel. Er that jetzt auf einmal, als ob er ſich der mitreiſenden jungen Frau als einer Bekannten, aus den Leuten ſeines Standes erinnre, nannte ſie bei ihrem Taufnamen Charlotte und verlangte von ihr, daß ſie ihm zu trinken gäbe, wodurch der auſſpähende Verdacht, mit welchem die Andren bisher ihre Mitreiſende beobachtet hatten, in ziemlich hohem Grade zerſtreut wurde. In dem Wirthshaus, darin man übernachtete gab es nur eine einzige Kammer mit drei Betten. In dem einen von dieſen ſchliefen die beiden Mönche mit dem Presbyter, im andren die beiden Kaufleute, das dritte war für die beiden Frauen von dieſen und für Frau von Retz beſtimmt. Dieſe war hierbei in einiger Verlegenheit, denn ſie mußte fürchten, daß ihr Hemd von feiner holländiſcher Leinwand, mit feinen Spitzen beſetzt, wenn ſie da zwiſchen den beiden Frauen läge, ihren wahren Stand dieſen verrathen möchte. Ihre Furcht erwies ſich jedoch ungegründet, jene Frauen ſchienen nichts bemerkt zu haben, das ihren Verdacht erregen konnte.

Als die Reiſegeſellſchaft am Donnerstag Morgen wieder in das Schiff einſteigen wollte, blieb der vorhin erwähnte treue Diener Minier am Ufer ſtehen. Ihm bekäme, ſo ſagte er laut zu den Andern, das Fahren auf dem Waſſer ſo übel, daß er lieber zu Fuße gehen wolle, zur Frau von Retz aber ſagte er leiſe: er müſſe ſie davor warnen, daß ſie weder nach Corbeil noch nach Melun, wo ihre Familie begütert war, mitführe, weil man ſie an beiden Orten leicht erkennen werde, ſondern ſie ſolle ſchon vorher, an einem kleinen Orte Namens d'Yuri, eine Stunde vor

Corbeil ans Land gehen. Frau von Retz begriff ſehr wohl die Bedeutſamkeit dieſer wohlgemeinten Warnung und als man auf der Weiterfahrt den genannten Ort von weitem ſahe, kündigte ſie dem Schiffer an, daß ſie dort ausſteigen wolle und deshalb wünſche, daß er daſelbſt anhielte. Der Schiffer wollte nichts von Anhalten wiſſen; man wäre, ohne auf die Vorſtellungen der unbedeutend erſcheinenden Frau zu achten weiter gefahren, wenn es nicht Gott ſo gefügt hätte, daß gerade bei jenem Orte das Schiff auf den Grund gefahren wäre, ſo daß zu ſeiner Erleichterung die ganze Geſellſchaft mit dem Gepäck ans Land geſetzt werden mußte. Das Fahrgeld war bereits bezahlt, Minier wartete am Ufer und führte ſogleich die ihm von ſeiner Herrſchaft anempfohlene Dame zuerſt in das Dorf und dann nach kurzer Berathung mit derſelben weiter nach einem kleinen Landhaus ſeines Herrn, des Präſidenten von Tambonneau. Bis dorthin war ein Weg von faſt 6 Stunden, welchen die Dame, ſo ungewohnt ihr eine ſolche Anſtrengung war, zu Fuße machen mußte. Als die beiden an dem Landhaus angekommen waren, führte Minier ſeine Schutzbefohlene in die Wohnung des Weingärtners und gieng dann ſogleich noch eine Stunde weiter zu dem Landſitz, in welchem damals der Kanzler des Hoſpitals, ein Befreundeter Tambonneaus, mit ſeiner Gemahlin ſich aufhielt. Nach der wohlbekannten Geſinnung dieſes Herrn durfte er mit Recht erwarten, daß er und ſeine Gemahlin keinen Augenblick anſtehen würden der verfolgten Freundin ihres Hauſes Aufnahme und Schutz zu gewähren. Aber er fand Alles anders als er es erwartet hatte. Das Haus des Kanzlers war mit einer Abtheilung von Truppen beſetzt, welche der König, wie man ſagte, zum Schutz der Familie des Kanzlers dorthin beordert hatte.

Bei dieſer Gelegenheit erwähnen wir eines Zuges, der uns den freudigen Muth und das Gottvertrauen jenes edlen Kanzlers kennen lehrt. Als die Nachricht von den blutigen Auftritten der Bartholomäusnacht in Paris nach Etampes kamen, in deſſen Nähe ſein Landgut (Vignay) lag, rotteten ſich ſogleich einige Haufen der Aufwiegler zuſammen, um das Schloß und ſeine Bewohner zu überfallen. Da ſendete der König Karl IX. eine Schaar von Reitern, um den Auflauf zu hemmen. Als man dieſe gegen das Schloß anrücken ſahe und noch nicht wiſſen konnte, was eigentlich die Abſicht ihrer Sendung ſey, indem es nicht unwahrſcheinlich erſchien, daß ſie der Perſon des Kanzlers ſich bemächtigen ſollten, rieth man dieſem die Hausthüren zuſchließen zu laſſen. „Keineswegs,“ ſo rief derſelbe, „ſoll dies geſchehen, ſondern vielmehr ſoll man den großen Thorweg öffnen, damit ſie alle bequemer herein können.“

Frau von Retz war jetzt gezwungen in der kleinen Hütte des Weingärtners eilf Tage lang, ohne allen weitren menſchlichen Schutz und Beiſtand zu verweilen, denn der treugeſinnte Minier hatte wieder nach Paris zurückkehren müſſen. Auch dieſe Zeit gieng nicht ohne mannigfache äußre Beunruhigungen und Sorgen vorüber. Die Schweizergarde der Königin Eliſabeth (Iſabelle), der Gemahlin Karls IX. war in die Gegend gekommen und ſpürte allenthalben den Hugenotten nach, wobei von den Soldaten ſo wie von dem Geſindel das ſich zu ihnen geſellt hatte große Gewaltthätigkeiten und Greuel verübt wurden. Nur das Haus, darin die Frau von Retz ſich befand, blieb ganz hiervon verſchont, weil es als Beſitzthum des Präſidenten Tambonneau unter königlichen Schutz geſtellt war, und die gute Dame zog von der Anweſenheit der Schweizer noch den beſondern Vortheil, daß ſie, ohne deshalb Verdacht zu

erregen, ſich in der kleinen Wohnung und im Garten zurückgezogen halten durfte. Auch benahm ſich der Weingärtner, in deſſen Familie ſie jetzt verweilte, ſehr freundlich und dienſtfertig gegen ſie. Er hatte keine Ahnung weder von ihrem Stande noch von ihrem, von dem ſeinigen abweichenden Religionsbekenntniß, ſondern hielt ſie, wie Minier ſie ihm genannt hatte, für eine Dienſtmagd der Frau Präſidentin und für eine Katholikin. Deſto treugemeinter waren die Klagen, die er öfters gegen ſie darüber ausſprach, daß man die hugenottiſchen Edelleute und andre ihrer Glaubensgenoſſen in ſeiner Nachbarſchaft ſo ungerecht grauſam behandelt, ſie ermordet und ihre Häuſer beraubt und zerſtört habe, da dieſelben doch ſehr gute Leute und gegen die Armen des Landes die allerfreigebigſten und wohlthätigſten geweſen ſeyen. Er ließ es gern geſchehen, daß ſie die Gebete bei Tiſche ſo wie am Morgen und Abend in franzöſiſcher Sprache ſprach und ſchien an all ihrem frommen Thun großes Wohlgefallen zu haben.

Endlich wurde der Verfolgten dennoch bei dieſem einförmigen Stillſitzen die Zeit zu lang. Sie miethete einen Eſel von dem Weingärtner und nahm dieſen ſelber als Führer und Begleiter mit, um ſich nach dem Landſitz ihrer Großmutter, nach Esprunes zu begeben. Zwiſchen Melun und Corbeil, bei Saint Port ſetzte ſie in einer Fähre über die Seine über, ohne durch die vielen allenthalben herumſtreifenden Späher angehalten zu werden. Als ſie in Esprunes ankam, bewillkommten ſie die Dienerinnen ihrer Großmutter mit ſo großer Freude und Zärtlichkeit wie eine vom Tod erſtandene, und benannten ſie dabei ehrfurchtsvoll mit der Titulatur, welche ihrem Stande gebührte. Als der arme Weingärtner dies hörte, war er nicht wenig darüber erſchrocken, daß er eine ſo vornehme Dame faſt nur wie

eine ſeines Standes behandelt habe; er entſchuldigte ſich ſehr darüber, daß er ſie nicht in dem großen Gaſtbette habe ſchlafen laſſen und bot ihr ſein ganzes Häuschen, mit allem was daſſelbe vermöchte, zu ihrer Verfügung und Sicherung an. Sie beruhigte ihn freundlich über alle ſeine Bedenklichkeiten und entließ ihn dankbar wieder zu den Seinigen.

Während ihres zweiwöchentlichen Aufenthaltes in Esprunes erhielt ſie eines Tages einen Beſuch von dem Kapellan des Presbyters von Melun. Er äußerte unter andrem, daß da jetzt die Gerichte Gottes ſelbſt an ſeinem eignen Hauſe einen ſo ſchweren Anfang genommen hätten, das Volk der Ungerechten und Gottloſen alle Urſache habe vor Furcht zu zittern.

Nach vierzehn Tagen miethete ſich Frau von Retz abermals einen Eſel und machte ſich auf den Weg zu dem Landſitz ihres älteren Bruders, des Herrn de la Borde, der nur 4 Stunden weit von Esprunes entfernt war. Sie fand dieſen in großer Unruhe und noch immer in einem heftigen Kampfe ſeiner innren Ueberzeugung mit der Furcht vor der Gewalt der Menſchen und den Todesgefahren. Als jene Verwandten in Paris, welche dieſen Zuſtand herbeigeführt hatten, die Kunde erhielten, daß ſeine Schweſter bei ihm angekommen ſey, von welcher ſie fürchteten, daß ſie ihn von den weitren Schritten, die man ihm zumuthete, abhalten möchte, ſchrieben ſie ihm, daß es ſeinen ſichren Untergang nach ſich ziehen werde, wenn er nicht alles aufböte die Schweſter entweder auf denſelben Weg zubringen, welchen er eingeſchlagen habe oder ſie von ſich entließe. Vergeblich verſuchte jedoch Herr de la Borde eine Liſt, um ſeine Schweſter, an deren Schickſalen er den zärtlichſten Antheil nahm, wenigſtens dem äußeren Scheine nach, in einer Sache „die ja keine ſo große Bedeutung habe“, zu einer Nachgiebigkeit zu bewegen, welche gegen ihre Ueber-

zeugung war. Er bereute zwar den Verſuch, womit er ſich ſelber und der geliebten Schweſter nur wehe gethan hatte, doch wollte ihn dieſe nicht länger durch ihre Anweſenheit in Verlegenheit und Gefahr ſetzen, ſie beſchloß, ſo ſehr auch der Bruder ihr von dem gefährlichen Unternehmen abrathen wollte, nach Sedan zu gehen.

Als Frau von Retz Paris verließ, hatte ſie nicht mehr als 15 Teſtons (Kopfſtücke von 18 kr. an Werth) in ihrem Beutel; ſie führte auch keine andren Kleider bei ſich als die gering bürgerlichen, in welche ſie ſich, um ihren Stand zu verbergen, geworfen hatte. Sie bemühete ſich jetzt eine Forderung an Zinſen und Renten, welche ſie in der Umgegend zu erheben hatte und die ſich auf eine Summe von 1500 Franken belief zu erheben, erhielt aber als Ablöſung dafür nur 40 (franzöſiſche) Thaler. Während ihres Aufenthaltes in la Borde war auch eine ihrer Kammerfrauen und einer der Bedienten zu ihr gekommen, ſie miethete einen Wagen, deſſen Beſitzer von Herrn de la Borde ſehr eindringlich zur ſorgfältigſten Führung und Behandlung ſeiner Schweſter ermahnt wurde. Der Bruder nahm einen zärtlichen Abſchied von ihr und die Segenswünſche, welche er ihr für ihre Reiſe ſo wie für ihr ferneres Leben ertheilte, kamen ihm wahrhaft aus dem Herzen und blieben nicht unerfüllt.

Frau von Retz kam am Allerheiligentage, am 1. November zu Sedan an, wo ſie eine Menge treuergebener Freunde fand, welche ihr mit allen Anerbietungen ihrer Unterſtützung und Hülfe freigebig entgegen kamen. Sedan gewährte damals, unter dem Schutze ſeines eigenthümlichen Fürſtenhauſes ſtehend, vielen um des Glaubens willen Verfolgten und aus dem Königreich Geflüchteten einen ſichren Aufenthaltsort. Hier brauchte denn auch Frau von Retz

ſich nicht mehr unter der Maske einer fremdartigen Kleidung zu verſtecken, ſie trat ſelbſt hierin, gleich von der erſten Stunde an wieder in die Rechte ihres Standes und in das offne Bekenntniß ihres Namens wie ihres Glaubens zurück.

Jenen zuletzt erwähnten höchſten Genuß der menſchlich-geiſtigen Freiheit verdankte um dieſe Zeit Sedan in vorzüglichem Maaße der entſchiedenen Feſtigkeit des Herzogs von Bouillon und ſeiner Gemahlin, und daß dieſe hohe Gabe den einheimiſchen Bewohnern ſowohl als den häufig hinter den Mauern der wohlbefeſtigten Stadt in Sicherheit lebenden franzöſiſchen Flüchtlingen auch für ſpätere Zeit erhalten wurde, das war ein Verdienſt des nachmaligen Gemahles der Frau von Retz, des vorhin ſchon erwähnten hochſinnigen Mornay Dupleſſis. Wir wollen der Geſchichte, wie ein ſelber aus den Gefahren der ſchwerſten Verfolgungen Geretteter, der Retter einer ganzen anſehnlichen Gemeinde ſeiner Glaubensgenoſſen aus ähnlichen Gefahren wurde, hier nur noch mit einigen Worten erwähnen.

Dupleſſis Mornay hatte während ſeines Aufenthaltes in England, am Hofe der Königin Eliſabeth ſo ehrenvolle Anerkennung gefunden, war zu ſo vielen wichtigen Aufträgen verwendet worden, daß eine ſo treue Liebe für das Vaterland dazu gehörte als die ſeine war, um den glänzenden Ausſichten zu entſagen, die das Ausland ihm eröffnete. Er hatte, nach ſeiner Rückkehr in ehrenwerther Weiſe an den Kämpfen ſeiner Glaubensgenoſſen für die Rettung ihrer alten Rechte Theil genommen, dann unter Ludwig von Naſſau, dem Bruder des Prinzen von Oranien die Waffen geführt, war am Niederrhein, unweit Aachen, umzingelt von den feindlichen ſpaniſchen Truppen nur durch ſeine Fertigkeit im Lateiniſchſprechen der nahen Todesgefahr

entgangen, indem dieſe Fertigkeit ihm, als einem vermeintlichen Studenten, den Zutritt in das Kloſter von Renneberg eröffnete und hatte dann mit ſeinen älteren Bruder in Sedan ſich niedergelaſſen. Er war mit dem Herzog Heinrich Robert von Bouillon ſchon früher bekannt, ſeit dem gemeinſamen Feldzug aber gegen Maſtricht näher befreundet worden. Jener treffliche Fürſt hatte ſeit dieſem Feldzug angefangen zu kränkeln und man ſchrieb ſein allmähliges Hinwelken, deſſen raſchem Fortgang keine ärztliche Kunſt Einhalt zu thun vermochte, einem ihm bei der Belagerung von Rochelle beigebrachten Gifte zu. Die Mutter des Herzogs, welche eine heftige Gegnerin des religiöſen Bekenntniſſes ihres Sohnes und ihrer Schwiegertochter war, fand ſich während der gefährlichen Krankheit ihres Sohnes in Sedan ein, und es erregte bei vielen Bewohnern der Stadt großes Bedenken, daß dieſe Dame auf den Gouverneur der Feſtung von Sedan, einen Herrn von Avelles ſchon jetzt einen ſo bedeutenden Einfluß geltend machte, da dieſer Mann, ſo wie ſie, ein fanatiſcher Feind jenes verfolgten chriſtlichen Glaubensbekenntniſſes war, das in Sedan eine Freiſtätte gefunden hatte. Es war voraus zu ſehn, daß, ſobald der Herzog ſeine Augen ſchlöſſe, ſeine Mutter, mit Hülfe des Gouverneurs Meiſterin der Feſtung werden und hiermit zugleich die Glaubensfreiheit der Bewohner der Stadt zu Ende gehen werde. Niemand wußte einen Rath; der ſterbende Herzog allein konnte durch eine kräftige Aeußerung ſeines letzten Willens das Uebel verhüten, wer aber mag einen kranken Fürſten die Wahrheit laut ins Ohr ſagen: „du wirſt in wenig Tagen ſterben.„ Mornay Dupleſſis wagte den Schritt; er drang in den Leibarzt des Herzogs, der ein redlicher frommer Bekenner deſſelben Glaubens war, daß er ihm ſagen ſolle, welche Hoffnung

für die Wiedergeneſung des Fürſten da ſey. Dieſer ſagte: „Als ehrlicher Mann muß ich ſagen: keine, der Herzog hat nur noch wenige Tage zu leben.“ „Dann müßt ihr,“ ſagte Mornay-Dupleſſis, „ein großes Uebel als ehrlicher Mann verhüten.“ Der redliche Arzt, er war der Hauswirth und Freund der Frau von Retz, erkannte wohl, was ſeine Pflicht ſey, und obgleich die Gemahlin des Herzogs damals in den Wochen lag, ſagte er ihr dennoch, welche nahe Gefahr dem Leben ihres Gemahles und hiermit zugleich, wenn durch ihre Schwiegermutter und Herrn von Avelles die Stadt unter königlichen Einfluß geriethe, den Bewohnern von Sedan und ihrer eignen Familie drohe*). Die Herzogin ward von der Wahrheit dieſer Mittheilung tief ergriffen, ſchrieb an ihren Gemahl ein Billet und, als dieſer ſie zu ſprechen begehrte, ließ ſie ſich in ſein Zimmer tragen. Die Folge dieſes vertrauten Geſpräches war, daß Herr v. Avelles ſchon am andern Tage ſeines Amtes als Commandant der Feſtung und Gouverneur entſetzt und ein friedlich geſinnter, tapferer Offizier für ſeine Stelle ernannt wurde. Sedans innre Freiheit war hierdurch gerettet.

Bald nach dieſer Begebenheit lernten die beiden, durch Aehnlichkeit der Schickſale wie der Geſinnung ſich ſo nahe verwandten und befreundeten Seelen, deren Rettungsgeſchichten wir hier erzählten, ſich näher kennen und ſchloſſen mit einander das Bündniß für ein jetziges Leben, welches auch noch für ein jenſeitiges ſeine beſten und edelſten Früchte getragen hat.

---

*) Der älteſte Prinz des Herzogs, Wilhelm von Bouillon, war, als ſein Vater am 2. Dec. 1574 ſtarb, erſt 12 Jahr alt.

VII.

Rettungsgeſchichten
aus dem
Leben des John Smith,
eines der erſten Begründer der engliſch-amerikaniſchen Staatenſyſteme.

---

1) Ein ſeltner Mann.

Die regelmäßige Geſtaltung der kryſtalliniſchen Stoffe, welche in einer Flüſſigkeit aufgelöſt ſind, wird dadurch in hohem Grade beſchleunigt und befördert, daß man in die flüßige Maſſe einen feſten Kern, etwa einen ſchon ausgebildeten Kryſtall derſelben Form und Art hineinſteckt; um dieſen ordnen ſich dann in ruhiger, geſetzmäßiger Zuſammenfügung die neuentſtehenden Kryſtalle. Die Geſchichte der Begründung geſellſchaftlicher Vereine der Völker zu einer wohlgeordneten, geſetzmäßigen Verfaſſung der Staaten zeigt uns nach vielen Seiten hin etwas dieſem Aehnliches. Es iſt da irgend ein hervorragender, zum vollkommenen Manne gereifter, ſeiner ſelber mächtiger Charakter, an den ſich die einzelnen Glieder, wie an ein gemeinſames Haupt anfügen, und mit ihm zuſammen ein lebendes Ganze bilden, das unter dem Wechſel der Zeiten fortbeſtehet, wächſet und zur Reife gelangt.

Ein ſolcher feſter Kernpunkt, an den ſich der erſte Be-

ſtand, zunächſt des Staates von Virginien angelegt hat, der aber auch zugleich auf die Begründung der engliſch-amerikaniſchen Niederlaſſungen in Maſſachuſets von entſchiedenem Einfluß geweſen, iſt der John Smith, deſſen Namen uns die hier vorſtehende Ueberſchrift des Capitels nannte. Derſelbe ſtammte aus einer ſehr achtbaren Familie in Lincolnſhire, und war durch ſein älterliches Vermögen in eine von außen unabhängige Lage geſetzt. Aber ſchon in früher Jugend hatte ihn der ritterliche nach dem Ruhme neuer, großer Unternehmungen ſtrebende Geiſt ergriffen, welcher, während der Regierung der Königin Eliſabeth unter den Engländern ein herrſchender war. Er nahm Kriegsdienſte und bekleidete mehrere militäriſche Stellen, bei denen der Sold an Geld überall ſehr gering, deſto größer aber der Gewinn an allgemeiner Achtung und Erfahrungen des Lebens war, welche erſt dadurch ihren rechten Werth erhielten, daß ſie ſeinen Eifer für das Gute nicht geſchwächt, ſondern nur geſtärkt, ſeinen ſittlichen Charakter unbefleckt gelaſſen hatten. Eine ernſte, religiöſe Geſinnung waltete über alle die reichen Anlagen und Kräfte dieſes ſeltnen Mannes, ſie war es, die in den verſchiedenſten Lagen des Lebens ſein freudiges Vertrauen aufrecht erhielt und ſtärkte, ſeinem Geiſte den Scharfblick und die Sicherheit des Erkennens, ſeinem ganzen Weſen und Benehmen Würde und feſte Haltung gab*). Aus dieſem weſentlichſten Zuge ſeines Charakters, aus der ungetrübten Heiterkeit eines gottgläubigen Gemüthes ſind jene Thaten hervorgegangen, durch welche ſich John Smith vor allen Andren,

*) M. ſ. die Schilderung von John Smith in James Graham's History of the United States of North-America Vol. I p. 41 u. f.

in der Geſchichte des Entſtehens der nordamerikaniſchen Staatenvereine einen bleibenden Ruhm erworben hat.

Jene erſten Ausläufe, welche Englands Schiffer nach den nordweſtlichen Küſten von Amerika, ſeit Cabots Unternehmen 1497 bis auf Frobiſher 1578 gemacht hatten, ſind mehr für die Geſchichte geographiſcher Entdeckungen, ſelbſt Franz Drakes kühne Meeresfahrten mehr für die Entwicklungsgeſchichte der engliſchen Seemacht von Bedeutung und Intereſſe geweſen, als für die der Begründung einer bleibenden Beſitznahme jener Küſtenländer durch europäiſch-chriſtliche Geſittung und Völkermacht. Die ſchwachen Grundſteine, welche Sir Walther Raleigh und ſeine Mitgenoſſen am Unternehmen, in den Jahren 1584 und 1585 zu einer engliſchen Anſiedlung in Virginien gelegt hatten, waren gar bald durch den feindſeligen Widerſtand der eingebornen Indianerſtämme wieder hinweggeriſſen und zerſtört worden; von der Colonie am Roanak fanden die Schiffer, die ihr neue Zufuhr bringen wollten, nur zertrümmerte Gemäuer und einzelne Menſchengebeine und auch die neue Niederlaſſung vom J. 1587 war nach wenig Jahren ſpurlos wieder verſchwunden. Englands Flagge hatte ſich in unangefochtnem Beſitz eines reichen, fernen Landſtriches geſetzt, ohne irgend eine Frucht dieſes Beſitzes zu genießen; bei Jacobs I. Thronbeſteigung (1603) lebte in Amerika kein einziger engliſcher Coloniſt mehr.

Da wurde die Aufmerkſamkeit der britiſchen Seefahrer und Geſchäftsleute von neuem auf das von allen früheren Reiſenden ſo hoch geprieſene Virginien gelenkt. Schon im letzten Jahre vor dem Tode der Königin Eliſabeth hatte ein erfahrener Seemann: Bartholomäus Gosnold, den Verſuch gewagt, nicht wie bisher auf dem ungeheuren Umweg an den canariſchen Inſeln vorbei und gegen den

Golf von Florida hin, ſondern in gerader Linie weſtwärts über das atlantiſche Meer nach dem nördlichen Amerika hinüber zu ſteuern. Er kam mit ſeinem unanſehnlichen Fahrzeug, das nur mit 30 Mann beſetzt war, ſchnell und glücklich über das Meer und landete in Maſſachuſets, an den Küſten von Neuengland, die vor ihm noch kein Engländer außer Drake beſucht hatte. Er machte hier ein überaus vortheilhaftes Handelsgeſchäft mit den Indianern, belud ſein Schiff mit koſtbarem Pelzwerk, legte ſeine ganze Hin- und Herreiſe, mit Einſchluß des Aufenthaltes an der amerikaniſchen Küſte in weniger als vier Monaten zurück, eine Zeit, welche ſonſt, auf dem um tauſend Seemeilen weiteren Wege, öfters kaum für die Hinreiſe hinreichend geweſen war. Gosnold beſchrieb die Küſtengegenden, die er geſehen, im hohen Grade reizend, das Klima derſelben geſund und angenehm, für den Seeverkehr durch eine Menge der beſten Häfen trefflich geeignet. Er hatte in den dortigen Wäldern mehrere Arten der Früchte in Menge geſehen, die in Europa hoch geachtet waren; die Saamenkörner einiger europäiſchen Getreidearten, welche er dem überaus fruchtbaren Boden anvertraute, waren in kürzeſter Zeit kräftig aufgekeimt. Zudem war der kürzere Seeweg, den er aufgefunden hatte, abgeſehen von den Vortheilen, die derſelbe durch Erſparung an Zeit und Proviantirung brachte, ungleich weniger den Unannehmlichkeiten ausgeſetzt, welche auf dem ſüdlicheren, längeren Curſe das Begegnen feindlicher, namentlich ſpaniſcher Schiffe, öfters mit ſich geführt hatte.

Die Aufforderung zu dem neuen Verſuch eine Niederlaſſung in Amerika zu begründen, welche Gosnold ſeinen Landsleuten machte, fand bei vielen von ihnen den erwünſchten Eingang, doch wollte man, ehe man die erſten

Schritte wagte, genauere Forſchungen vorausgehen laſſen, damit nicht abermals, wie bei Raleighs mißlungenen Unternehmungen das Leben vieler Menſchen und die Opfer großer Summen vergeblich aufs Spiel geſetzt werden möchten. Richard Hakluyt, Präbendarius von Weſtminſter, ein Mann deſſen Rath und Urtheil bei den engliſchen Seefahrern der damaligen Zeit, mit Recht von außerordentlichem Gewicht war, bewog (1603) den reichen Handelsſtand von Briſtol zur Ausrüſtung und Abſendung zweier Schiffe, nach den von Gosnold beſuchten Küſtengegenden. Dieſe kehrten zurück und beſtätigten alles was ihr Vorgänger von ſeinen Entdeckungen ausgeſagt hatte, und noch einladender zur Begründung einer Colonie in jenen Gegenden lauteten die ausführlicheren, bis ins Kleinſte gehenden Berichte, welche die Mannſchaft der Schiffe bei ihrer Rückkehr gab, die der Graf von Southampton und Lord Arundel in einem der darauf folgenden Jahre (1605) zu demſelben Zweck der Erforſchung ausgeſendet hatten. Durch ein königliches Patent wurden hierauf alle Vortheile der Coloniſation und des Handelsverkehrs, mit Vorbehalt der gewöhnlichen Rechte der Krone, zwei verſchiednen engliſchen Handelsgeſellſchaften zugeſichert, nämlich für den nördlichen Theil der zwiſchen dem 34° und 45° N. Br. gelegnen Küſtenländer, der Compagnie von Plymouth und Briſtol, für den ſüdlicheren Theil der von London.

Die Expedition der Londoner Geſellſchaft kam am erſten zu Stande. Aber obgleich die Actionäre, welche den Verein bildeten, zum Theil Männer von ſehr anſehnlichem Einfluß und Vermögen waren, fielen dennoch die Beiträge, zu denen ſich dieſelben verſtanden hatten, ſo gering aus, und die Mittel zur Ausrüſtung der Expedition waren ſo ſchwach, daß man die künftige Colonie und ihr Glück drei unau-

ſehnlichen Fahrzeugen anvertrauen mußte, davon das größeſte kaum hundert Tonnen Tragkraft hatte. Capitän Newport leitete die Fahrt; nur 105 Coloniſten ſammt dem nöthigſten Bedarf an Geräthen, Waffen und Proviant führte er in ſeinen Schiffen, unter dieſen Auswandrern mehrere Männer von hohem Stand, namentlich den Bruder des Grafen von Northumberland, Georg Percy, vor allem aber mehrere von hoher Einſicht und Geiſteskraft, namentlich den großen Seefahrer Bartholomäus Gosnold und den noch größeren, für alle Heldenthaten zu Waſſer wie zu Lande geeignetſten John Smith. Dieſes waren die erſten lebendigen Saamenkörner, welche von Englands Boden herübergeführt wurden auf den fruchtbaren Grund der neuen Welt und welche hier Wurzel faſſend zu dem rieſenhaften Baume der nordamerikaniſchen Staatenſyſteme erwuchſen, in deſſen Schatten jetzt Völker des Weſtens in Frieden und Wohlſtand ruhen.

Man weiß nicht, aus welchen Gründen Capitän Newport, nicht den geraderen Weg nach Weſten, ſondern den Umweg der früheren Seefahrer einſchlug; er verlängerte hierdurch die Zeit der Reiſe auf vier Monate, doch ward zuletzt der Ausgang der Fahrt vom Glück begünſtigt, denn ein Sturm trieb die Schiffe gegen den Plan und Willen des Capitäns und ſeiner Mitreiſenden in die Bay von Cheſabeak. Es war die Abſicht der Unternehmer geweſen die Colonie abermals da, wo ſchon zwei Verſuche der Art verunglückt waren, an Roanak anzulegen, man hatte vergeſſen was ſchon Sir Walther Raleigh über die Vorzüge der Bay von Cheſabeak geſagt hatte, jetzt lehrte es der unmittelbare Augenſchein, welche ungemeinen Vortheile dieſe Küſtengegend, mit ihrem umfangsreichen Hafen und mit den nachbarlich ſich vereinenden Mündungen der Flüſſe für die Anlage einer

Colonie und ihren Verkehr mit dem Binnenlande so wie den jenſeits des Meeres gelegnen Ländern gewähren müſſe. Newport war zuerſt an einem Vorgebirge, in Südweſten des Einganges zur Bay vor Anker gegangen, welchem er zu Ehren des damaligen Prinzen von Wales den Namen Cap Henry gab, den daſſelbe noch jetzt auf unſern Karten führt. Als er hierauf weiter über das ſüdliche Ende der Bucht gegen Weſten hin kreuzte, kam er an die Mündung eines Fluſſes, in welchem er gegen 40 Meilen weit hinauf fuhr, und welchem er ſtatt des Namens, damit die Eingebornen ihn nannten (Powhatan), den Namen ſeines Königes James gab. Hier begründeten die Coloniſten die erſte engliſche Pflanzſtadt in Amerika, das anjetzt zur faſt namenloſen Unbedeutenheit herabgeſunkene Jamestown.

Noch ehe jedoch der Entſchluß, hier eine Niederlaſſung zu begründen, zur That werden konnte, drohete dem Unternehmen eine Gefahr ſeiner Auflöſung, die aus ſeinem eignen Innern kam, und deshalb viel größer war, als alle Macht der Feinde von außen ſeyn konnte. König Jacob I. liebte bei ſeinen Regierungsgeſchäften eine ſeltſame Geheimthuerei, die er für Staatsklugheit hielt. Von ihm war die Ernennung der Mitglieder eines berathenden Ausſchuſſes abhängig, der bei der neuen Colonie die Stelle einer oberſten, alles anordnenden Regierungsbehörde vertreten ſollte. Das Cabinet hatte dem Capitän ein verſiegeltes Paquet mitgegeben, welches nach ausdrücklichem königlichen Befehl erſt 24 Stunden nach der Ankunft an dem Orte der Niederlaſſung geöffnet werden ſollte, darin werde man die Namen der Mitglieder, welche den berathenden Ausſchuß bilden ſollten, verzeichnet finden und zugleich die Berechtigung dieſer Mitglieder, ſich aus den Ihrigen einen Präſidenten zu erwählen. Die Gefährten der langen See-

reiſe hätten allerdings während derſelben Gelegenheit genug gehabt ſich kennen und nach Werth oder Unwerth ſchätzen zu lernen. Leider aber hatte ſich in der Mehrzahl derſelben, bei dem Gefühl des eigenen Unwerthes, gegen den ihnen allen geiſtig hoch überlegnen charakterfeſten, einſichtsvollen John Smith jener gehäſſige Neid entzündet, welcher, wie wir es ſchon mehrmalen ausſprachen, allen Meutereien und Empörungen des Niedren gegen ein Höheres zu Grunde liegt. Als das königliche Patent geöffnet wurde, und man Smiths Namen unter den bezeichneten Räthen fand, erhoben die einflußreichſten Schreier der Geſellſchaft einen lauten Widerſpruch dagegen, und brachten gegen den Mann, der bald nachher ihr Retter und höchſter Wohlthäter ſeyn ſollte, Beſchuldigungen vor, durch welche ſie ihn verrätheriſcher Abſichten verdächtig machen wollten. Smith blieb vor der Hand von der ihm in London zugedachten Stellung ausgeſchloſſen.

Ein Mann von großen äußren Anſprüchen, dabei aber von kleinlicher Geſinnung wurde von den mit ihm der Mehrzahl nach gleichgeſinnten Mitgliedern des Rathes zum Präſidenten gewählt. Er mochte ſich jenen andren Coloniſten gegenüber, die nicht mit im Rathsverein waren, in ſeiner Stellung nicht recht ſicher fühlen, deshalb verbot er das Tragen und den Gebrauch der Waffen, hinderte das Anlegen von Befeſtigungswerken. Die Folgen hiervon wurden ſehr bald fühlbar, als die Eingebornen der Nachbarſchaft, die ſich durch ein Mißverſtändniß für beleidigt hielten, unverſehens einen jener plötzlichen Ueberfälle auf die unbewaffneten, ſorgloſen Coloniſten machten, durch welche die Wilden ſo oft den europäiſchen Ankömmlingen furchtbar geworden ſind. Die Flucht in die nahen Schiffe verhütete damals allein den gänzlichen Untergang der noch nicht einmal zur Anlage gekommenen Colonie.

Capitän Newport hatte bei ſeinem Abgang aus England den gemeſſenen Befehl empfangen, bald möglichſt mit den Schiffen wieder heimzukehren. Als ſeine Abreiſe ſich nahete, verſuchten es die Feinde und Ankläger des ihnen allen überlegnen John Smith ſeiner los zu werden, indem ſie ihm ſcheinbar gutmeinend riethen, er ſolle doch lieber mit Newport nach England gehen, ſtatt ſich hier in Virginien längeren Anfeindungen auszuſetzen. Zum Glück für die Colonie wies Smith dieſen hinterliſtigen Rath mit Verachtung zurück; er verlangte, daß ihm ſein Recht geſchähe, daß man die gegen ihn erhobenen Anklagen genau unterſuchen möge und als man dies that, da drang die Wahrheit in ſo einleuchtender Weiſe durch das Lügengewebe hindurch, daß man genöthigt war ihm eine Ehrenerklärung zu thun und ihn in den berathenden Ausſchuß aufzunehmen.

Die kleine Flotte war ungleich beſſer mit Proviant verſehen geweſen als die Magazine der Colonie und ſo lange dieſelbe da vor Anker lag, hatten die Coloniſten mit den Seeleuten gegeſſen und getrunken. Als aber Newport abgeſegelt war, da fanden ſie ſich auf eine ſehr ſchmale und der Geſundheit nur wenig zuträgliche Koſt beſchränkt und als zu dieſer unpaſſenden Diät der ungünſtige Einfluß des feuchtheißen Klimas, in einem damals noch meiſt mit Wald und Sümpfen bedeckten Lande kam, da brachen alsbald unter der ſich ſelbſt überlaſſnen Schaar bösartige Fieber und Ruhr aus. Noch vor Anfang des Septembers war die Hälfte der Auswandrer hinweggerafft; unter den Opfern, die der Krankheit fielen, war das beklagenswertheſte jener Bartholomäus Gosnold, der zu dem Unternehmen der Anſiedlung die erſte Veranlaſſung gegeben hatte. Zu dieſem äußren Ungemach kam noch ein innres. Der Präſident

des Rathsausſchuſſes wurde der Veruntreuung der gemein=ſamen Vorräthe beſchuldigt und zuletzt der verrätheriſchen Abſicht überwieſen ſich eines Fahrzeuges zu bemächtigen, um ſich auf ihm, in Geſellſchaft Weniger aus der Stätte der Gefahren davon zu machen. So war die Ruhe der Colonie von außen durch die beſtändigen Ueberfälle der Wilden, von innen durch gegenſeitiges Mißtrauen geſtört; das Leben der Mitglieder durch Hunger und Krankheit. Als aber die Noth am höchſten geſtiegen und jede Men=ſchenhülfe aus war, da half, wie der fromme Smith ſich ausdrückt, Gott, der die Herzen der Menſchen lenkt, in un=erwarteter Weiſe: das Benehmen der Wilden wurde plötz=lich ganz umgewandelt, ſie unterließen nicht nur alle Feind=ſeligkeiten, ſondern ſie brachten, aus eignem Antriebe den bedauernswürdigen Fremdlingen einen Ueberfluß an Nah=rungsmitteln.

Der Muth der Coloniſten lebte hierdurch von neuem auf, ſie faßten nicht nur für die Erhaltung des eignen Lebens, ſondern für den Fortbeſtand des gemeinſamen Un=ternehmens friſche Hoffnung. Wenn aber dieſe Hoffnung in Erfüllung gehen ſollte, dann mußte vor Allem ein Mann die Leitung der ſo jammervoll zerrütteten Angelegen=heiten übernehmen, welcher dieſer Aufgabe gewachſen war. Und wer konnte dieſes beſſer ſeyn als der bewundernswerthe Capitän Smith, der durch ſeine gute körperliche Conſtitution und die gleichmäßige Ruhe ſeines Gemüthes ſich mitten unter den vielen Erkrankten, die ihn umgaben, allein geſund, ſo wie bei freudigem Muth und ungeſchwächter Geiſteskraft er=halten hatte. Ihn baten Alle, daß er mit Rath und That des gemeinſamen Wohles ſich annehmen möge und er that was man begehrte. Seine erſte Sorge war es den noch lebenden Mitgliedern eine geſunde und ſichre Wohnung zu

verſchaffen. Er befeſtigte deshalb Jamestown in einer Weiſe, welche zur Abwehr gegen die Ueberfälle der Indianer hinreichend war und erbauete Wohnhäuſer für die Coloniſten, darin dieſelben gegen Hitze und Näſſe den nöthigen Schutz fanden. Bei dieſen Arbeiten war er nicht nur Anordner und Zuſchauer, ſondern er ſelber legte mit Hand an; war bei dem ſchwerſten Geſchäft überall voran. Als die Indianer im Zutragen der Lebensmittel etwas nachläſſiger wurden und oft ganz damit ausſetzten, machte ſich Smith mit einer kleinen Abtheilung ſeiner Schaar ſelber zu ihnen auf den Weg, drang ins Innre des Landes ein, gewann die friedlicher geſinnten Stämme der Eingebornen durch freundliches Benehmen und Freigebigkeit, ſetzte ſich bei den kriegeriſch geſinnten in Achtung und auf dieſe Weiſe gelang es ihm ſeine Colonie beſtändig mit hinreichenden Vorräthen an Lebensmitteln zu verſorgen. Aber in eben dieſer Zeit bald nach dem Antritt ſeiner Präſidentenwürde (im Jahr 1607) trug ſich die eine der merkwürdigen Rettungen des trefflichen Mannes, aus drohender Lebensgefahr zu, welche wir hier erzählen wollen.

2) Rettung durch einen Compaß.

Auf einem der eben erwähnten Züge, die er in das Innre des Landes that, gerieth Smith in ein Gefecht mit den Wilden und nach tapfrer, faſt ſiegreicher Gegenwehr in ihre Gewalt. Sie ſchickten ſich an ihn zu tödten, er begehrte mit dem Oberhaupte zu ſprechen, ſtand im Kreiſe, bat nicht um ſein Leben, ſondern zeigte den Compaß den er mit ſich trug und erklärte in fließender Rede (denn er war der Sprache dieſes Volkes ſchon im hohen Grade mächtig geworden) den Gebrauch und was damit entdeckt

worden ſey. Staunend hatten ihm die Wilden zugehört und eine Zeit lang waren ſie unſchlüſſig über ihn, doch ſiegte zuletzt die Rachgier ob; an einem Baume feſtgebunden ſahe er ſchon die Pfeile, die auf ihn gerichtet waren, als das Oberhaupt vortrapt, und, den Compaß in die Höhe haltend, befahl, von ihm abzulaſſen. Er ward in eine Wohnung geführt und gut gehalten und gepflegt, erlangte aber die Freiheit nicht, weil er die Forderung der Wilden, daß er die engliſche Pflanzſtadt ihnen übergäbe, ſtandhaft ablehnte. Nun zogen ſie mit ihm zu *Powhatan*, dem Könige des Landes. Der nahm ihn mit großer Feierlichkeit an, ließ ihm ein reichliches Mahl vorſetzen, und gebot dann, es ſollte ihm der Kopf auf einen Stein gelegt, mit Keulen zerſchmettert werden. Umſonſt hatte für ihn des Königs wunderſchöne Tochter, *Pocahontas* gebeten. Nun ſtand ſie auf, umſchlang den Fremden feſt mit ihren Armen und rief, ſein Tod werde auch der ihrige ſeyn*). Dieſer Anblick rührte den König; er gab den Gefangenen alsbald frei und ließ ihn zu der Pflanzſtadt zurückgeleiten.

Ehe wir weiter berichten was Smith hier erfahren und gethan, erwähnen wir ſogleich das, was man von den ſpäteren Schickſalen ſeiner ſchönen Retterin weiß.

---

*) Aus der Geſchichte der Chriſtenverfolgungen der erſten Jahrhunderte kennt man viele Beiſpiele, an denen die überwältigende Kraft des Eindruckes erkannt wird, den der Anblick eines freudig und gläubig dem Tode entgegengehenden Chriſten auf die Heiden macht. Pocahontas mochte ſchon manchen Kriegsgefangenen mit trotziger Verachtung der Schmerzen und mit höhnendem Haß gegen die Feinde auf ſeinen Lippen und in ſeinen Mienen haben ſterben ſehen, das aber, was die Mienen des chriſtgläubigen John Smith ausſprachen, als man ihn zum Tode führte, war ihr noch nie vor Augen gekommen.

Die Prinzeſſin Pocàhontas hatte in der Perſon des großen Begründers der erſten engliſch-amerikaniſchen Colonie nicht blos dieſem, ſondern der ohne ihn einer nahen Auflöſung entgegengehenden neuen Anſiedelung das Leben gerettet und ſie ſollte noch einmal ein wohlthätiges Werkzeug für das Fortbeſtehen der Colonie werden. Es ſcheint, daß dieſe junge Indianerin an Vorzügen des Geiſtes und Gemüthes eben ſo begabt geweſen ſey, als an Reizen der körperlichen Schönheit. John Smith, der erſte Europäer und Chriſt den ſie ſahe, erweckte in ihr die Ahnung von einem ihr bis dahin unbekannt gebliebenen Aufſchwung der menſchlichen Natur zu einer Höhe des Erkennens und Wiſſens und einer geiſtigen Herrſchermacht, dahin ſie, von dem Augenblick an, wo ſie die Retterin des ſeltnen Mannes wurde, einen beſtändigen Zug in ihrem Innern fühlte. Sie hatte ſeit jener Zeit bei verſchiedenen Gelegenheiten ſich als eine Freundin der Engländer, als eine Vertreterin ihrer Angelegenheiten bei ihrem vielvermögenden Vater, dem König Powhatan gezeigt. Als aber John Smith, durch den Undank der Seinen vertrieben, nach England zurück gekehrt war und die rohen Maſſen der Coloniſten, ſelbſt durch einige der gutgeſinnten Oberhäupter nicht mehr gehalten, durch Treuloſigkeit und ſchnöde Gewinnſucht des Vertrauens der ihnen befreundeten Indianer ſich ſelbſt beraubt hatten, da wurde das Fortbeſtehen der Colonie öfters dadurch gefährdet, daß die Eingebornen des Landes keine Lebensmittel mehr zum Kauf und Vertauſch brachten. Während einer ſolchen Zeit der Noth, im Jahre 1612, hatte der damals in Virginien anweſende Capitän Argas den Auftrag erhalten, an den Ufern des Potamak Lebensmittel aufzutreiben. Dort erfuhr er, daß die Prinzeſſin Pocahontas, nicht fern von dem Orte, da ſein Schiff vor Anker

lag, einen Landſitz bezogen habe und weil er hoffte, daß, wenn er ihrer Perſon ſich bemächtigt habe, ihr königlicher Vater Powhatan ſich geneigter werde finden laſſen, den Coloniſten, durch reichlichere Zuführung von Lebensmitteln aus ihrer Noth zu helfen, lockte er die Jungfrau, welche zu der Geſinnung der Chriſten ein kindliches Vertrauen hatte, durch eine hinterliſtig freundliche Einladung an den Bord ſeines Schiffes, ließ dann alsbald die Segel aufſpannen und entführte ſie nach Jamestown. Hier wurde ſie mit allem Anſtand, dennoch aber als eine Gefangene behandelt; der Zweck jedoch, den Argas bei dieſer unwürdigen That vor Augen gehabt hatte, wurde keineswegez erreicht, denn der Vater der Prinzeſſin, empört durch die Verrätherei der Fremden, erklärte, daß er weder das was dieſe begehrten für die Freilaſſung ſeiner Tochter bewilligen, noch auch überhaupt von nun an einen Verkehr mit ſolchen Leuten unterhalten wolle, dennoch aber, wenn die Menſchenräuber ihr Unrecht gut machen und ſein Kind ihm zurückbringen möchten, ſey er bereit ihnen ihre That zu vergeben und alle ihre Wünſche zu erfüllen. Die Mehrzahl der Mitglieder der damaligen Colonie beurtheilten den edlen Indianer-König nach dem Maßſtabe ihres eigenen, engherzigen Weſens. Sie hätten ſchwerlich ein ſolches gegebenes Verſprechen, gegen Menſchen, von denen ſie ſo tief gekränkt worden, erfüllt, darum trauten ſie auch dem alten Powhatan eine ſolche Großmuth nicht zu und die Königstochter wurde als Gefangene in Jamestown zurückbehalten.

Es war dies nicht ohne bedeutende Folgen für die ferneren Lebensſchickſale der edlen Indianer-Jungfrau und der engliſchen Niederlaſſung, welche zu Ehren einer andren königlichen Jungfrau den Namen Virginia bekommen. Ein junger Mann von hohem Range und liebenswürdigen Ei-

genſchaften, hochgeachtet bei allen ſeinen Landsleuten, Namens Rolf, gewann die ſchöne, geiſtvolle Pocahontas lieb wie ſein eignes Leben, er bot ihr ſeine Hand zum ehelichen Bündniß an, fand geneigtes Gehör für ſeine Bitte, und der damalige wohlgeſinnte Gouverneur Sir Thomas Dale, nahm einen ſo warmen Antheil an einer ſolchen, für die Einbürgerung der Engländer auf dem fremden Boden viel verſprechende Verbindung, daß er förmlich, durch eine Geſandtſchaft, bei König Powhatan um ſeine Einwilligung zu dieſer Verbindung ſeiner Tochter nachſuchen ließ. Der König gewährte dieſe, und ſendete mehrere ſeiner nächſten Verwandten, damit ſie als Zeugen der Feierlichkeit der Vermählung beiwohnen ſollten, die in einer ſehr glänzenden Weiſe begangen wurde. Dieſe Ehe der edlen Pocahontas mit Rolf dem Engländer, wie der Name ſagt, aus uralt normanniſchen Stamme, iſt für den Wohlſtand der virginiſchen Colonie von unberechenbaren Folgen geweſen, deren erſte die Unterwerfung des mächtigen Stammes der Chichominies-Indianer unter engliſche Botmäßigkeit war, und die Verſchmelzung deſſelben mit den Intereſſen der Colonie. Aus den Nachkommen der ſchönen Pocahontas und des wackeren Rolf ſind noch jetzt Familien in Virginien vorhanden, welche durch äußren Wohlſtand und innre Tüchtigkeit, dieſer Abſtammung Ehre machen. Pocahontas war ſchon vor ihrer Vermählung durch die Taufe in den Bund der Chriſten für Zeit und Ewigkeit eingegangen. Sie blieb dieſem Bunde in ihrem ganzen Wandel, bis zum Tode treu. Bei einem Beſuche, den ſie mit ihrem Gemahl in England machte, erregte ihr würdevolles Benehmen und ihr anmuthiges Weſen eine hohe Theilnahme.

3) Smith fernere Schickſale bis zu ſeiner zweiten Rettung aus Todesgefahren.

Nur im Vorübergehen können wir hier einen Blick auf die Entwicklungsgeſchichte der erſten engliſch-amerikaniſchen Colonie ſelber richten; mitten in dieſer Geſchichte faſſen wir doch zunächſt nur die Schickſale des Mannes ins Auge, deſſen Wirken für die Geſtaltung des Staates von Virginien den erſten feſten Anhaltspunkt gab.

Nach einer ſiebenwöchentlichen Abweſenheit kam Smith wieder zurück nach Jamestown, gerade noch im rechten Augenblick, um die völlige Auflöſung der Colonie zu verhindern. Die Zahl ſeiner Gefährten war auf 38 herabgeſunken, und dieſer kleine Reſt der Einwandrer in ein Land, wo ihnen ein ähnliches Schickſal bevorzuſtehen ſchien als den elend umgekommenen Coloniſten in Roanak, war ſo entmuthigt, daß er im Begriff ſtand, auf jede Gefahr hin ſich aus dieſem Lande der Gefahren zu flüchten. Nur mit großer Mühe gelang es dem von Allen hochgeachteten Mann dieſes feige Vorhaben zu verhindern, und zu gleicher Zeit kam Hülfe von der edlen Königstochter Pocahantas, deren Freundſchaftsbund, im Angeſicht des Todes geſchloſſen, für Smith und ſeine Leute von nun an ſich feſt und treu bewährte. Dieſe ſendete der Colonie Lebensmittel, welche dem damaligen Mangel abhalfen, man bezeugte ſich ihr und dem königlichen Vater nach Kräften dankbar und ein freundſchaftlicher Verkehr zwiſchen den Eingebornen und ihren damals nur bemitleidenswerthen, durchaus noch nicht furchtbaren Gäſten wurde eingeleitet, welcher zunächſt auf jene hohe Achtung gegründet war, in die ſich Smith durch ſeine heldenkräftige, geiſtig vorragende Perſönlichkeit bei den Indianern geſetzt hatte. Er, der Beſiegte war zu einem

Sieger dieſer guten Leute geworden, denn ſie betrachteten ja vergötterten ihn wie ein Weſen höherer Art, für welches ſie zu jedem Opfer bereit geweſen wären; er dagegen in ſeiner demüthig chriſtlichen Geſinnung ſuchte aus allen Kräften es ihnen einleuchtend zu machen, daß er nur ein Menſch ſey, wie ſie, welchem jedoch der Glaube an den wahren Gott und das Gebet zu dieſem die Kräfte gebe, welche ſie an ihm bewunderten. Nur Smith war es übrigens, welcher den Wilden dieſes Gefühl von Achtung einflößte; ſeine Gefährten erregten gar bald durch ihr unwürdiges Benehmen eine ganz entgegengeſetzte Meinung von der Würde und Vollkommenheit der Fremden, ſo daß die Wilden den Gott, von welchem man ihnen ſprach, als des Smith beſondren Gott betrachteten, deſſen Macht der Stärke ihrer Götter ohngefähr eben ſo hoch überlegen ſey, als die Leiſtungen der Feuergewehre, deren die Fremden ſich bedienten, den Leiſtungen der Wurfſpieße und Bögen.

Während die Niederlaſſung in Virginien unter der weiſen, kräftigen Leitung des John Smith ſich in einer täglich erfreulicheren Weiſe ordnete und begründete, erhielt ſie einen Zuwachs, welcher freilich zunächſt nur ihren äußren Umfang vermehrte, während er für das innre Leben derſelben mehr Nachtheil denn Gewinn brachte. Es kamen im Jahr 1608 zwei Schiffe aus England an, welche 120 neue Coloniſten, einen großen Vorrath von Lebensmitteln, Sämereien von Getreide und Acker- wie Hausgeräthe mit ſich brachten. Aber wer waren dieſe neuen Coloniſten? Nicht etwa tüchtige, an Arbeit gewohnte Handwerker und Landbauer, denn Leute dieſes Standes, der damals in England noch keineswegs in Ueberzahl vorhanden war, befanden ſich in ihrem Vaterlande ſo wohl, daß ſie ſich nicht zum Auswandern in ein fernes unbekanntes Land entſchließen

konnten; deshalb waren nur wenig Leute dieſer Klaſſe, und nicht die beſten und genügſamſten aus derſelben unter den neuen Ankömmlingen, während der größeſte Theil von ihnen der Arbeit ungewohnte Gentlemen waren, an die ſich mancherlei Speculanten, ſogar Juwelire und Goldausſchmelzer angeſchloſſen hatten.

Wenn in einer Heilquelle, deren ſchwacher, dabei aber gehaltreicher Zudrang für ſich allein voll guter Kräfte war, von außenher, etwa durch einen ſtarken Regenguß, wildes Gewäſſer in überwiegender Menge ſich hineinmiſcht, dann verliert die Quelle ihre früheren Kräfte, und wird einem gemeinen, dabei trüben Brunnenwaſſer gleich. So verlor auch alsbald durch das Hinzukommen der Gentlemen und Speculanten der Geiſt, der durch John Smith's wohlthätigen Einfluß in der kleinen Colonie erwacht ſchien, ſeine Kraft und Güte. Dieſen Leuten, welche doch jenem einen Manne die Erhaltung ihres Lebens zu danken hatten, mochte ſchon öfters die Zucht und Ordnung läſtig gefallen ſeyn, welche er mit Kraft und Ernſt, namentlich in dem Benehmen ſeiner Leute gegen die Indianer, aufrecht zu halten wußte; ihr kleinliches Weſen konnte nicht ohne Neid es ertragen, daß Smith allein von den Eingebornen ſo hoch verehrt und geliebt, und von ſolch allvermögendem Einfluß auf dieſelben war, ſie aber ſo wenig geachtet, von ſo geringem Einfluß. Noch weniger aber mochten ſich die neu hinzugekommenen Gentlemen in die ſtrenge, gute Ordnung fügen; ſie ließen ſich nicht abhalten in allerhand Weiſe mit den Indianern einen Verkehr anzuknüpfen, wobei dieſe überall ſich beeinträchtigt und in ihrem ſittlich menſchlichen Gefühl verletzt fanden.

Seitdem der Baum, deſſen Frucht die Schlange dem Weibe reichte und durch ihn ein Gift des Todes in unſer

Geſchlecht brachte, dem Menſchen unzugänglich geworden, iſt an die Stelle des verführeriſchen Apfels eine andere Lockſpeiſe getreten, welche in gleich ſchädlicher Weiſe auf Evas Nachkommen gewirkt hat: das iſt der Reiz des Goldes. Es iſt eine dämoniſche Gewalt, die in dem Zuge nach jenem Metalle liegt, an deſſen Beſitz die Phantaſie und die hierin ſich ſelbſt überbietende Lüſternheit der Menſchenſeele Bilder und Gedanken des durch jenen Beſitz möglichen künſtlichen Genuſſes und einer Macht nach außen anknüpft, welche von faſt unwiderſtehlicher Art ſind. Die Geſchichte der Entdeckung und Beſitznahme der goldreichen Länder des ſüdlichen Amerikas, durch die Spanier und Portugieſen und tauſend andre, mit Blut in das Buch der Völkergeſchichte eingeſchriebene Züge derſelben Art, bezeugen es, was aus dem Menſchen werde, wenn er der Macht jenes dämoniſchen Reizes ſich hingiebt. Auch die neuentſtandene Niederlaſſung in Virginien ſollte davon einen Beweis geben. Das müſſige Geſindel der Speculanten hatte in einem der nachbarlichen Küſtenflüſſe etwas entdeckt, das gelb ausſahe und glänzte; die angeblichen Metallkenner unter ihnen, eben ſo unwiſſend als die andern alle, gaben den werthloſen Fund für Gold aus und von dieſem Augenblick an dachten faſt alle, außer Smith, deſſen verſtändige Warnungen nur bei einigen Wenigen Eingang fanden, nur ans Reichwerden, Niemand wollte den Acker bauen oder arbeiten, die Gentlemen wie die gemeinen Leute wetteiferten mit einander in der Gierde, womit ſie den gelben Staub zuſammenrafften und aufhäuften*). Als die beiden Schiffe

*) Man erinnert ſich hierbei einer Anecdote aus den Zeiten der franzöſiſchen Revolution. Das ſouveräne Volk hatte einen Mann ſeines Gleichen als Präfecten nach dem See-

nach England zurückſegelten, hatte man das eine von ihnen ganz mit ſolchem Flitterſand belaſtet, und das andre nahm eine Ladung amerikaniſches Cedernholz (Juniperus virginiana) mit ſich fort, ſowie etliche der unnützeſten Gentlemens, die in der Abſicht Admiräle, Friedensrichter, Regiſtratoren und ſonſt allerhand Beſondres zu werden, herübergekommen waren.

Smith war von tiefem Schmerz ergriffen, ſein Einfluß auf die Coloniſten, war durch die leidenſchaftliche Aufregung, welche dieſe beherrſchte, gelähmt, er fühlte ſich für dieſen Augenblick in Jamestown überflüſſig und nutzlos. Da beſchloß er, von der Wichtigkeit des Unternehmens, deſſen Leitung ihm anvertraut war, überzeugt, der Beſitznahme von Virginien und des angränzenden Landſtriches durch ſeine Nation auf andre Weiſe vorzuarbeiten. Vor allem, ſo ſchien es ihm, müſſe dem künftigen Anbau des Bodens und der zweckmäßigen Benützung ſeiner Naturgaben eine genaue Kenntniß deſſelben, ſowie ſeiner Buchten und Häfen vorausgehen. Deshalb unternahm er, in Geſellſchaft ſeines Freundes Ruſſel und einiger wenigen ihm treu ergebener Männer der Colonie eine Unterſuchungsreiſe, auf welcher er die Küſtengegenden der Cheſapeak-Bay und jene ganze Strecke des Landes, welche nach ſpäterer Abgränzung die

---

alpen-Departement geſendet. Dieſer ſahe dort Katzenſilber (Glimmer) in Menge herumliegen, ſendete ſeinen vermeintlich koſtbaren Fund nach Paris mit einem Bericht, darin er die frühere königliche Regierung darüber anklagte, daß ſie die Schätze des Landes ſo mit Füßen habe treten laſſen, ohne ſie zu benutzen. Was die Herrn der Akademie für Augen machten als ſie die Schachtel mit dem Schatze öffneten, läßt ſich leicht denken. Das ſouveräne Volk bedarf aber keiner Wiſſenſchaft.

Provinzen von Virginien und Maryland umfaßte, ſo geographiſch genau aufnahm, daß ſeine damals entworfene Landkarte für alle ſpäter entworfene Karten dieſes Himmelſtriches zu einer Grundlage dienen konnte, deren treue Umriſſe nur dadurch eine Erweiterung erhielten, daß die nachmaligen Fortſchritte der Coloniſation darin verzeichnet wurden. Aber er kam in dieſe noch ganz unbekannten Gegenden nicht nur um ſie und alle Gaben ihrer Natur zu ſehen, ſondern auch um von denſelben ſchon jetzt, im Namen ſeiner Nation Beſitz zu nehmen, und mit ſeiner die Indianer überall, wo er erſchien, gewinnenden und beherrſchenden Perſönlichkeit, gewann er die Achtung derſelben in ſo hohem Grade, daß ſie zu einem Verkehr mit den Fremden die Hand boten, welcher ſchon in nächſter Zeit für die hülfsbedürftige Colonie von höchſter Wichtigkeit wurde. Smith pflegte in ſeinem Handelsverkehr mit den Wilden, dieſen armen Leuten, die er als Brüder und Miterlöſte achtete, niemals unwürdigen Tand, oder gar das Gift des Branntweins als Tauſch gegen ihre Gaben anzubieten, ſondern, ſo viel es ihm möglich war, ſolche Dinge, die von wahrhaftem Werth und Nutzen für Haushalt und Erwerb des Lebensunterhaltes, ſowie zum Bau der Wohnungen ſeyn konnten, namentlich Beile, Sägen, Meſſer und andre Geräthſchaften von Eiſen. Er kehrte wie ein Eroberer, der Volk und Land dem Dienſt der Seinen unterworfen hat, nach Jamestown zurück und ihm folgten alsbald die Zufuhren von Lebensmitteln für den Haushalt der Colonie, die ein redlicher Erwerb ſeiner Reiſe waren.

Während ſeiner Abweſenheit war ein Funke von Verſtand in die kindiſch unverſtändige Schaar der Coloniſten gefahren, dieſe waren aus ihrem Traum von Schätzen des Goldes, die ſie gefunden zu haben meinten, zu einer Wirk-

lichkeit der äußren Noth, der Krankheit und Entmuthigung erwacht, ſo daß abermals es nahe daran war, daß die engliſche Niederlaſſung von Virginien bis auf einzelne Reſte von Todtengebeinen und zerriſſenem Gemäuer von der Erde verſchwunden wäre. Smith, mit all dem Guten was er brachte, wurde als Retter und Erhalter des Lebens begrüßt und ſogleich von dem Ausſchuß des Rathes zum wirklichen Präſidenten gewählt. Das Erſte, was er that, war, daß er das gute Verhältniß mit den Eingebornen wieder herzuſtellen und zu befeſtigen ſuchte, daß er die Coloniſten zur ordnungsgemäßen Thätigkeit anhielt, ſie an Mannszucht gewöhnte, und Alles that, was in ſeinen Kräften ſtand, um ſie zu einer höheren, ſittlich=religiöſen Geſinnung zu erwecken. Seine Stellung als Präſident, nach ihrer damaligen äußren Ermächtigung, gab ihm nur wenig eigne Gewalt; die Macht, durch welche er die widerſtrebenden, zu öfteren Aufſtänden geneigten Schaaren ſeiner Coloniſten im Zaum hielt, lag allein in dem Beiſpiel ſeines lauteren, untadeligen Wandels und den unverkennbaren Aeußerungen jenes ernſten, guten Willens, der niemals den eignen Vortheil, ſondern nur das allgemeine Beſte ſuchte.

Ein Jahr lang blieb Smith Präſident der Colonie. Er hatte in dieſer Zeit ſein und ſeines Volkes Anſehen bei den Eingebornen, da wo es möglich war durch Freundlichkeit und Milde, wenn die Noth es erforderte mit Ernſt und Kraft, immer jedoch mit Mäßigung vertreten, ſich als Sieger großmüthig und zum Vergeben geneigt, den Unterwürfigen als hülfreicher, väterlicher Freund, im Verkehr redlich und zuverläſſig erwieſen. Auch in ſeiner Colonie war abermals ein beſſerer Geiſt, wenigſtens was die äußere Ordnung betraf, herrſchend geworden, denn er hatte die Mitglieder ſeiner kleinen Republik vor Allen an Arbeit

gewöhnt und Arbeitſamkeit iſt die erſte Grundlage des Wohlbefindens jedes Gemeinweſens. Da gefiel es der Geſellſchaft der Unternehmer in London für ihren neuen Staat in Virginien einen andren Grund zu legen, um den Beſitz des Landes, in welchen ſie ſich nach eignem Belieben, ohne den Willen der Eingebornen darum zu befragen, geſetzt hatten, in einer mehr Gewinn verſprechenden Weiſe auszubeuten. Sie verſchafften ſich von der königlichen Regierung ein neues Patent, durch deſſen Inhalt die Vorrechte, welche die erſten Theilnehmer an der Begründung der Colonie in Anſpruch nehmen konnten, bei Seite geſetzt, der berathende Ausſchuß und die Stelle ſeines Präſidenten aufgehoben, neue, ungleich weitere Rechte dagegen an allerhand Leute von hohem Stand und Vermögen vergeben wurden, welche das erweiterte, koſtſpieligere Unternehmen zu unterſtützen bereit waren. Die Beſetzungen der wichtigſten Aemter und Würden in der neuen Colonie war jetzt von einem Collegium abhängig gemacht, das in London ſeinen Sitz hatte und dieſes, in ſeinen weit ausgehenden Plänen, wählte einen Mann von hohem Rang und achtbaren Charakter, den Lord Delaware zum Gouverneur der neuen Provinzen. Schon der Name dieſes Mannes gab dem Unternehmen einen größeren Aufſchwung; die Zahl der Actionäre vermehrte ſich, der Fond wuchs zu einer ſolchen Vermögenheit an, daß man neun Schiffe ausrüſten konnte, in denen fünfhundert Auswandrer, die mit allem Nöthigen in Ueberfluß verſehen waren, nach Virginien hinüber geführt wurden. Unglücklicher Weiſe ſegelten dieſe Schiffe faſt ein ganzes Jahr vorher ab, ehe Lord Delaware mit ihnen gehen konnte, der Oberbefehl über dieſelben, ſo wie vorläufig, bis zur Ankunft des Gouverneurs die adminiſtrative Gewalt in der Colonie war an drei Männer zugleich: den Capitän

Newport, Sir Thomas Gate und Sir George Somers übergeben, und das Schiff, an deſſen Bord ſich dieſe drei befanden, wurde durch einen Sturm von der Flotte hinweg an die Bermudas-Inſeln geführt, wo es Schiffbruch erlitt.

Die übrigen Schiffe, mit einer Volksmaſſe, die nun ohne eigentliches Haupt war, kamen wohlbehalten an der Küſte von Virginien an, ſo wenig von Smith und ſeinen Leuten erwartet, daß man ſie für Feinde hielt und ſich auf Abwehr eines ſolchen Ueberfalles gefaßt machte. Bei dieſer Gelegenheit erprobte ſich jene freundſchaftliche Anhänglichkeit und Achtung, welche die Eingebornen, nicht ſowohl gegen die Coloniſten als gegen das ehrwürdige Haupt derſelben: gegen John Smith hegten. Unaufgefordert eilten ſie mit ihren Waffen herbei, um dem Freunde im Kampf mit den angreifenden Feinden beizuſtehen.

Der Irrthum wurde erkannt als die Schiffe näher zur Küſte kamen; die aus ihnen ans Land ſteigende Mannſchaft beſtund zwar nicht aus Feinden der engliſchen Nation, wohl aber, was noch viel ſchlimmer war, aus Feinden der menſchlichen Wohlfahrt überhaupt und zunächſt der Colonie, zu deren Verderben ſie herbeikamen. Einen ſolchen Auswurf aus der Hefe ſeiner ſchlechteſten Bewohner hatte England noch niemals auf einen Haufen zuſammengebracht, um denſelben, nicht wie er verdient hätte an den Galgen oder in das Zuchthaus, ſondern aus aller Zucht und Aufſicht in ein Land zu führen, das er nach ſeinem Belieben verpeſten konnte. Man darf allerdings vermuthen, daß eine kleine Zahl gerade der beſſeren und brauchbareren Auswandrer ſich am Bord des Commandantenſchiffes befand, welches zur Weitenfahrt unbrauchbar geworden, mit ſeiner meiſt geretteten Mannſchaft an den Bermudas-Inſeln lag. Auch in den andren acht Schiffen mag es einzelne Beſſere gegeben haben, der bei

weitem größeſte Theil der Schaaren jedoch, welche jetzt kamen, beſtand aus jungen Leuten, deren ſich die anſehnlichſten Verwandten und Freunde entledigen wollten, weil ſie ein Schandfleck ihrer Familien waren; aus Leuten, die durch ihre zucht- und ſittenloſe Aufführung in allgemeiner Verachtung und polizeilicher Ueberwachung ſtunden; verarmten Edelleuten, welche nicht arbeiten wollten und doch ſich ſchämten zu betteln; banquerotten Kaufleuten von niederer Geſinnung; ſchlechten Bedienten, die man aus dem Hauſe haben wollte und allerhand andren, in der Heimath überläſtigen Menſchen. Das erſte was dieſe Geſellen, deren viele voll der hochmüthigſten Anſprüche waren, thaten, war daß ſie, ohne eine Vollmacht dazu vorweiſen zu können, die neue, in England ausgeborene Anordnung geltend machten, nach welcher der bisherige berathende Ausſchuß und die Stelle des Präſidenten aufgehoben wurden. Gleich Hunden, davon einer dem andren den aufgefundenen Knochen zu entreißen ſucht, maßte ſich bald der eine bald der andre eine befehlendem Macht an, zu welcher keiner Verſtand, noch Kraft noch einen Funken jener innern Würde beſaß, die in einer edlen Geſinnung wurzelt; die ganze Colonie befand ſich in der Auflöſung einer gräuelvollen Empörung des einen gegen den andern, dabei erlaubte ſich die freche Rotte Rohheiten und Unmenſchlichkeiten gegen die Eingebornen, wodurch dieſe im hohen Grade erbittert wurden.

Noch einmal gab jetzt John Smith den Bitten einiger Beſſeren, zunächſt aus der kleinen Schaar der früheren Coliniſten nach; er erklärte, daß er ſeine bisherige Würde behaupten wolle, bis man ihn derſelben in geſetzlicher Weiſe enthöbe und bis er dieſelbe in die Hände der von England aus beſtimmten neuen Häupter der Colonie niederlegen

könne. Er, der einzige Mann von Kraft und feſten Willen, wußte ſich alsbald bei der zuchtloſen Schaar ſo in Anſehen zu ſetzen, daß man es ruhig geſchehen ließ, als er die Häupter der Empörung ins Gefängniß warf und einen Theil des böſen Haufens aus Jamestown wegſchickte, damit er in der Nähe davon eine eigne Niederlaſſung begründen ſolle. Dieſer letztere Schritt des ſonſt in der Wahl der Mittel für das allgemeine Wohl ſo glücklichen Mannes war ein Mißgriff, denn das verworfene Geſindel gerieth alsbald durch eigne Schuld in offnen Krieg mit den von ihnen gleich unvernünftigen Thieren behandelten Indianern. Sie und ihre gleichgeſinnten Genoſſen ſollten das Maaß der Ruchloſigkeit voll machen und hierdurch das wohlverdiente Strafgericht über ſich herbeiführen, denn gerade um dieſe Zeit hatte John Smith durch eine Pulvermaſſe die ſich in ſeiner Nähe entzündete eine Verletzung erhalten, die ihn nöthigte mit einem der zurückkehrenden Schiffe nach England zu gehen, um daſelbſt chirurgiſche Hülfe zu ſuchen.

Man darf nicht fragen, was aus der Colonie, nach dem Abgang des einzigen Mannes wurde, der das Herrſchen verſtand; die Revolution war jetzt erklärt, ſie nahm ihren natürlichen Verlauf. Die Colonie beſtund, als Smith unter Segel gieng, mit den älteren Coloniſten zuſammengenommen, noch immer aus 500 Mann; die Magazine waren mit allem Ueberfluß verſehen, der bei weiſer Verwaltung und fortgeſetzt friedlichem Verkehr mit den Indianern auf lange hin ausreichend geweſen wäre. Sechs Monate nachher waren von jenen 500 noch 60 Mann vorhanden, die andren hatten unter einander ſich ſelbſt aufgerieben oder waren von den Indianern, die ſie zu ihren heftigſten Feinden gemacht hatten, erſchlagen worden und dieſer noch überlebende

Reſt, nachdem man die Vorräthe der Magazine durch unſinnige Schwelgerei erſchöpft hatte, befand ſich in ſo furchtbarem Mangel und großer Hungersnoth, daß er auf das Futter der Kannibalen herabgeſetzt war, denn die vormals ſo leckren Schlemmer fraßen das Fleiſch der von ihnen erſchoſſenen Indianer und ihrer eigenen gewaltſam erlegten oder an Krankheit und Noth dahin gerafften Gefährten *). Dies war das ſelbſt verſchuldete Loos einer Rotte von Empörern, in der keine Furcht vor Gott, keine Achtung noch Unterwürfigkeit gegen das Geſetz gefunden ward, welche das Gebet nicht kannte, die Arbeit im Schweiß des Angeſichtes ſcheute.

Zu dem im Hinſterben begriffnen kleinen Haufen der Coloniſten kamen endlich die drei Capitäne, die, wie erwähnt, an den Bermudas Schiffbruch gelitten und lange Zeit gebraucht hatten, um ſich neue Fahrzeuge zu verſchaffen. Sie kamen zwar mit leerer Hand, denn ſie hatten auf die Vorräthe gerechnet, welche, wie ſie wußten an die Magazine waren abgegeben worden, dennoch war ihr Erſcheinen den Coloniſten höchſt erwünſcht, weil dieſe an nichts Andres mehr dachten als nur an ein Hinwegfliehen aus der Stätte, da ihre Schuld ſo hart geſtraft worden war. Sie bewogen die Capitäne alsbald mit ihnen Allen, vor der Hand um Proviant einzunehmen nach Neufoundland hinwegzuſegeln; etliche wollten ſogar, in einer ihrer würdigen Weiſe, die Wohnhäuſer von Jamestown noch niederbrennen, dies jedoch hinderte Sir Thomas Gate (einer der drei neu angekommenen Capitäne) und das Entfliehen der Schiffe wurde durch das Eintreffen der engliſchen Flotte gehemmt,

---

*) M. ſ. den treuen Bericht hierüber, mit Angabe der Quellen in J. Grahams oben angeführtem Werke I. p. 58.

welche von Delaware geführt, gerade zu der Stunde in die Mündung des Jamesfluſſes einlief, als die feigen Flüchtlinge daraus auslaufen wollten.

Der edle Lord Delaware war ein würdiger Nachfolger des John Smith, er waltete und wirkte im Geiſt von dieſem, zum Beſten der Colonie, ſtiftete von neuem Frieden zwiſchen den Engländern und Indianern, weckte und beſtärkte durch ſein Beiſpiel religiöſe Geſinnung und Arbeitſamkeit. Die Schaar, die mit ihm kam, war entweder vorwaltend von beſſrer Art oder wurde durch die Kraft des Mannes, der ſie beherrſchte, in Ordnung gehalten. Auch Sir Thomas Dale, der, als Delaware durch ſeine leidende Geſundheit bewogen, nach England heimkehren mußte, die Obergewalt übernahm, betrug ſich dabei in würdiger Weiſe. Dennoch, ſo werden wir noch weiter unten es berichten, blieb die Colonie Virginien ſeit und durch die Weiſe ihrer erſten Begründung an innrer Kraft weit hinter den Colonien von Neuengland zurück, zu deren Anlegung John Smith ebenfalls eine Handreichung that, welche wir hier kurz erwähnen wollen.

4) Zweite Rettung des John Smith aus drohender Lebensgefahr.

Wie wir im Vorhergehenden ſahen, hatte König Jacob I. jene ſchon unter der Regierung der Königin Eliſabeth von der engliſchen Krone in Anſpruch genommenen, nordamerikaniſchen Küſtenländer, welche unter dem Namen Virginia begriffen waren, an zwei verſchiedene Geſellſchaften von Unternehmern zur Coloniſation und Benutzung verliehen, an die von London und an jene von Plymouth. Der erſteren war der ſüdliche Theil, der anderen der nördliche dieſer Landſtriche zugeſichert worden. Von den Unternehmungen der Londoner Compagnie

und von dem entſchiednen Einfluß, den Smith auf das Gelingen derſelben hatte, war bereits die Rede, Virginien hatte ſchon ſeine, wenn auch mehrmalen der Auflöſung nahe entgegengehende Colonie, während Meſſachuſets und die angränzenden Küſtenländer, ſo anlockend auch die Beſchreibung derſelben war, welche Gosnold und die ihm nachfolgenden Reiſenden davon gegeben hatten, von der Plymouth Compagnie noch zu keinem Anbau hatte benutzt werden können. Einige Verſuche hierzu waren gemacht worden; unter den Coloniſten jedoch, obgleich ſie von beſſerer Art ſeyn mochten als das Geſindel, das die Hauptſtadt mehrmalen nach Virginien geſendet hatte, war kein Mann geweſen wie Smith, ſie kehrten, geſchreckt durch die Noth und Härte des Winters, von 1607 auf 1608, den ſie an der neuen Niederlaſſung verlebt hatten, unverrichteter Sache nach der Heimath zurück. Da wendete ſich die Compagnie an den kräftigen Begründer und mehrmaligen Retter der ſüdlichen Colonie; zwei Schiffe wurden von ihr ausgerüſtet, das eine unter dem Befehl des trefflichen John Smith, das andre unter Capitän Hunt. Nicht zwar mit Gewalt der Waffen oder mit den rüſtigen Armen der Anbauer des Landes, wohl aber mit den Kräften des forſchenden, klar überblickenden Geiſtes hat damals, für alle künftige Zeiten, Smith, im Namen ſeines Vaterlandes von den werthvollſten nördlichen Provinzen der vereinigten Staaten Beſitz genommen. Er ſelbſt, mit nur 8 muthigen Begleitern, durchreiste das Land und ſeine Küſtengegenden, nahm davon eine Karte und einen Abriß ſeiner natürlichen Beſchaffenheit auf, wodurch er, bei ſeiner Heimkehr für das Unternehmen der Anpflanzung in jenem fruchtbaren Landſtrich eine hohe Theilnahme gewann. Prinz Karl, dem er ſeine Entdeckungen mittheilte, war von den natürlichen Vorzügen dieſer nördlichen Pro=

vinzen ſo hingenommen, daß er ihnen den Namen Neuengland beilegte, den ſie in ſpäterer Zeit behielten. Smith dachte an nichts Andres als an die möglichſt baldige Begründung einer Colonie in Neuengland, nicht ſo jedoch wie er, dachte ſein Begleiter auf der Expedition: Capitän Hunt. Dieſer kleinlich eigennützige gewiſſenloſe Menſch hatte bis dahin mit einigen Andren in die Vortheile des Pelzhandels an den Küſten von Neuengland ſich getheilt; ihm ſchien es unerträglich, daß jetzt eine ganze Compagnie an dem Gewinn Theil nehmen ſollte; mit unerhörter Bosheit ſuchte er dieſes dadurch zu vereiteln, daß er die Eingebornen des Landes zu einer bittren Feindſchaft gegen ſeine Landsleute aufregte. Dieſes gelang ihm vollkommen, indem er eine Schaar der Indianer zu ſich an Bord lockte, dann die Segel ſpannen ließ und ſeine Gefangenen mit ſich nach Malaga führte, dahin er in Auftrag ſeiner Regierung auf der Heimfahrt ſteuern ſollte; dort verkaufte er die harmloſen Leute als Sclaven an die Spanier.

Die Indianer, durch dieſen tückiſchen Verrath zur heftigſten Wuth entflammt, warteten nur auf Gelegenheit, den erſten Engländern, die an ihre Küſte kämen, ihre blutige Rache fühlen zu laſſen; in England ahnete man nichts von Hunts Verrätherei, Smith mit einer gutgewählten Schaar der Landbauer war ſchon nach Neuengland unterweges. Wäre diesmal die Fahrt ſo gut von ſtatten gegangen, wie andre Male, dann hätte das Blut des Menſchenfreundes, der auch die Indianer als Mitbrüder ehrte und liebte, ſammt dem ſeiner Begleiter den Boden befleckt, den er für ſein Vaterland gewinnen wollte, aber die ſcheinbare Ungunſt der Elemente, ein furchtbarer Sturm, zuletzt die Gefangenſchaft, in welche er, den man wiſſentlich oder unwiſſentlich mit Capitän Argas verwechſelte, angeblich wegen verübter

Seeräubereien, unter den Franzoſen gerieth, hemmten ſeine Fahrt, retteten ihm ſein Leben und ſeiner Nation alle jene Erfahrungen, die er während der Reiſen und des Aufenthalts in Amerika gemacht hatte. Ein Indianer, Namens Squanto, welcher der ſpaniſchen Gefangenſchaft entronnen, nach England gekommen war, enthüllte das Geheimniß der Bosheit, deren Hunt ſich zu ſchulden kommen laſſen, diente aber auch zugleich zu einem vermittlenden Verſöhner ſeiner Landsleute mit den Engländern.

Für die nördlicheren Provinzen der vereinigten Staaten war eine andere beſſere Bevölkerung beſtimmt als für die ſüdlichen, und von welchem Einfluß die Beſchaffenheit der erſten Begründer beider Colonien auf den innren Wohlſtand und die Entwicklung derſelben war, das wollen wir hier nur in wenigen Zügen andeuten. Wir entnehmen dieſelben, eben ſo wie John Smith erſte Rettungsgeſchichte, aus der gehaltreichen Anzeige von Grahams erwähntem Werk, die ein tiefblickender Kenner der Geſchichte (Fr. v. Roth) in den Münchner gel. Anzeigen B. V Nr. 246 gegeben hat.

5) Die Pflanz-Staaten von Virginien und Neuengland, in der Verſchiedenheit ihrer Grundlage und innren Verfaſſung.

Von einem ſo ſchnellen und kräftigen Wachsthum, wie das der Staaten von Nordamerika, nachdem dieſelben nur einmal über die großen Schwierigkeiten ihrer erſten Anfänge hinüber waren, hat weder die alte Geſchichte ein Beiſpiel noch die neuere ein andres aufzuweiſen. Aehnlich mag wohl das raſche Aufblühen der griechiſchen Städte in Unter-Italien geweſen ſeyn. Allein dieſe gewannen einen großen Theil ihrer Kräfte durch Verbindung und Vermiſchung mit den Ureinwohnern, die auch wahrſcheinlich

eine Haupturſache ihrer Ausartung und Auflöſung wurde. Die Pflanz=Staaten in Nordamerika haben alles aus ſich ſelbſt, oder aus Zuflüſſen von dem Mutterlande und von andern chriſtlichen, meiſt von germaniſchen Ländern; ſie haben davon eine Reinheit in der Anlage, die Neuſpanien zu ſeinem großen Schaden entbehrt. Auch waren die Anfänge dieſer Pflanz=Staaten ſo klein und kümmerlich, wie etwa, nach des Dichters Schilderung die Anſiedlung Evanders zwiſchen den ſieben Hügeln (Aen. VIII, 100) und bei ihrer großen Entlegenheit, und der Schwierigkeit einer zu Anfang wenig lohnenden Schifffahrt, kam ihnen Unterſtützung aus den Mutterlanden in den erſten und bedürftigſten Zeiten nur ſpärlich zu.

Mehr noch als der ſchnelle Anwachs an Menſchenzahl und an Wohlſtand jener Colonien verdient die Geſchichte ihrer Verfaſſung eine aufmerkſame Beachtung.

Es iſt eine der gangbaren Vorſtellungen — und nicht die letzte unter den irre leitenden und verführenden der gegenwärtigen Zeit — die republikaniſche Verfaſſung der vereinigten Staaten ſey eine neue Schöpfung, ein Werk der durch Krieg errungenen Unabhängigkeit von England. Verwegene Folgerungen daraus haben ohne Zweifel zu den revolutionären Irrſalen in Frankreich und anderwärts ungleich mehr mitgewirkt, als alles Mißverſtehen griechiſcher und römiſcher Staatsverhältniſſe. Die Verfaſſungsgeſchichte, namentlich des Pflanz=Staates Maſſachuſets, welcher den übrigen beſtändig vorgeleuchtet und vorgearbeitet hat, beweist, daß jene ſpätere republikaniſche Verfaſſung nicht neu, ſondern alt, nicht hinzugekommen, ſondern urſprünglich, und durch die Trennung von dem Mutterlande nicht in der Grundlage, auch nicht in der Breite, nur in der Spitze verändert worden iſt.

Von der erſten Anſiedelung der Engländer in Virgi=

nien war bereits die Rede. Nachdem die Nachforſchungen nach Gold ſich als vergeblich gezeigt hatten, legte ſich der allmählig tüchtiger werdende Kern der Anſiedler auf den Anbau des Landes, welches ſie ohne Uebereinkunft mit den herumſtreifenden Ureinwohnern in Beſitz nahmen. Das Obereigenthum blieb der Krone vorenthalten; jedoch hatten die Inhaber der Ländereien nur zwei Schillinge jährlich, für je hundert Tagwerke, als Grundzins zu entrichten. Zur Unterſtützung wurden ihnen Sträflinge aus England nachgeſandt, die ihnen auf beſtimmte Zeit als Leibeigene dienen mußten. Bald wurde ihnen die Arbeit noch mehr, durch angekaufte Negerſclaven erleichtert. Sie bauten faſt ausſchließend Tabak. Ihre Geiſtlichen, die alle nur der engliſchen Hochkirche angehörten, wurden mit Tabak beſoldet; mit Tabak in England Weiber für die erſten Anſiedler erkauft, die man abſichtlich ohne weibliche Begleitung hatte ziehen laſſen. Ortſchaften wurden nur wenige angelegt; die meiſten Wohnungen ſtanden längs der Flüſſe einzeln, und inmitten der dazu gehörigen Fluren. Der reiche Ertrag des Bodens that den Anſiedlern volles Genüge, auch da ihre Zahl durch neue Ankömmlinge beträchtlich vermehrt wurde. Für ihren Tabak brachten ihnen engliſche Schiffe alles, was ihnen aus Europa wünſchenswerth war, ſo daß ſie eignen Seehandel zu verſuchen keinen Anlaß hatten. Sie wären bald in Müſſiggang und Weichlichkeit verſunken, hätte ſie nicht die beſtändige Gefahr von der Nähe feindſeliger Ureinwohner beſtändig wach erhalten, und die ergiebige Jagd im Gebrauch der Waffen und in vielerlei Anſtrengung geübt. Alle Freileute vom 16. bis 60. Jahre mußten in der Landwehr dienen, welche um 1680 ſchon 8500 Mann ſtark war. Manches Geſchlecht erwarb großen Reichthum, und wußte ihn durch Anwendung des engli-

ſchen Erbrechtes zuſammen zu halten. Von dem Ueberfluſſe, in welchem die Pflanzer lebten, wurde beinahe allein zu ſinnlichen Genüſſen Gebrauch gemacht Langſam und nur mit Unterſtützung vom Mutterlande aus hob ſich der öffentliche Unterricht. Erſt 1729 bekam Virginien eine Buchdruckerei; längſt vorher hatte es ein Schauſpielhaus.

Wie ganz anders geſtalteten ſich die innern Verhältniſſe in dem Pflanz-Staat von Maſſachuſets. Dieſer wurde etwas ſpäter als Virginien (im J. 1620), ohne alle Theilnahme und Unterſtützung der Krone, durch engliſche Puritaner geſtiftet, welche nicht Gewinn, ſondern mit Weib und Kind eine Freiſtätte für ihren Gottesdienſt ſuchten. Geiſtliche waren ihre Führer, die in England waren entſetzt worden, unter andrem deshalb, weil ſie ſich geweigert hatten von der Kanzel eine Verordnung zu verleſen, welche Spiel und Tanz am Sonntage für erlaubt und löblich erklärte. Die Fortdauer und Zunahme dieſer Bedrückung mehrte die Auswandrung nach der Maſſachuſets-Bay, bis ſie endlich unterſagt wurde, da eben Oliver Cromwell daran Theil nehmen wollte. Dieſe Anſiedler kauften alles Land, das ſie ſich zueignen wollten, von den Ureinwohnern. Um ihren Gotteshäuſern nahe zu ſeyn, bauten ſie ihre Wohnſitze nicht zerſtreut, ſondern thaten ſich in Dörfern und Städten zuſammen, Mit dem gottergebenen Muthe, in welchem ſie aus der Heimath ausgezogen waren, und worin ſie durch die begeiſterten Vorträge ihrer Prediger immer beſtärkt wurden, beſtanden ſie unſägliche Mühſeligkeiten, und bezwangen mit geringen Mitteln den rauhen Boden, der, bei großer Seltenheit von Pflug nnd Anſpann, meiſt mit Spaten und Hacke bearbeitet werden mußte, wobei ſie von Sclaven nur wenig Hülfe hatten; denn davor ſcheuten ſich die meiſten Anſiedler, und dieſer

Pflanzſtaat erſchwerte die Einfuhr von Sclaven ſo, daß ihre Zahl nie höher als auf $\frac{1}{50}$ ſeiner Bevölkerung ſtieg, während ſie in Virginien nach 100 Jahren ſeit der Begründung der Colonie der Zahl der Freileute gleich war. Der Boden gab faſt nur Getreide und Hanf, die See aber Fiſche in Ueberfluß; daher neben dem Landbaue ſehr bald die Fiſcherei und durch dieſe der Seehandel auſkam; hiernächſt mannigfacher Gewerbfleiß, dem beſonders ergiebige Eiſenbergwerke förderlich wurden. Reichthum häufte ſich nicht an, weil die meiſt zahlreichen Kinder zu gleichen Theilen erbten; aber ein durchgängiger Wohlſtand vervielfältigte in faſt beiſpielloſem Maße die Bevölkerung, obgleich ein Abfluß von derſelben in andre Pflanzſtaaten bald anfieng und dann fortdauerte. Geld war ſelten, wurde aber durch Papiere erſetzt, denen das, durch die reinen Sitten geſicherte Vertrauen Geldwerth beilegte. Denn es war unter dem Einfluß der Geiſtlichen eine Sittenzucht begründet, die alles fern hielt, was Häuslichkeit und Ehrbarkeit, was Sparſamkeit und Mäßigkeit gefährden konnte. Es wurden z. B. die Wirthshäuſer ſcharf beaufſichtigt, und nur die achtbarſten Leute durften Gaſtwirthe ſeyn; daher das Anſehen, in welchem dort noch jetzt dieſes Gewerbe ſteht. Die Kirchenälteſten beſtimmten in jedem Hauſe, wie viel geſponnen werden ſollte, und beſtraften die Verſäumniß; den Eltern, die ihre Kinder nicht gut erzogen, nahmen ſie dieſe ab und vertrauten ſie beſſeren Händen an. Bei ſolcher Strenge, die ſelbſt auf die Kleiderpracht ausgedehnt war, keinerlei zweideutige Luſtbarkeit geſtattete und jede Uebertretung der Sitte alsbald rügte, ſoll gleichwohl das Leben keinesweges finſter und trübſelig geweſen, ſondern jede menſchliche und bürgerliche Tugend mit frohem Muthe geübt worden ſeyn. Viermal im Jahre wurde die Landwehr, zu welcher alle

Mannsperſonen vom 16. Jahre an pflichtig waren, zu Waffenübungen aufgeboten, deren Zweck ſehr nahe lag; denn obgleich der Pflanzſtaat den Krieg nicht ſuchte noch erregte, waren viele und furchtbare Angriffe der Ureinwohner auszuhalten, die auf das tapferſte zurückgeſchlagen wurden. Nächſt der Rüſtigkeit, welche die Schifffahrt und der Krieg erforderten und gaben, ließ der vom Anbeginn auf das ſorgfältigſte gepflegte Unterricht ein Verſauern nicht zu, das ſonſt vielleicht eingetreten wäre. In Gemäßheit eines Geſetzes hatte jedes Dorf ſeine niedere und jede Stadt ihre lateiniſche Schule*). Schon im zehnten Jahre ſeit der Stiftung des Pflanzſtaates, unter den Schreckniſſen eines Krieges mit den Wilden, beſchloß der Landrath zu Boſton die Errichtung einer hohen Schule; ſie ward 1638 eröffnet, und gelangte bald zu ſolchem Rufe, daß ſie nicht nur aus andren Pflanzſtaaten, ſelbſt aus Alt-England Zöglinge bekam. In Folge dieſer Einrichtungen pflanzte ſich im Lande ein achtbarer Lehrſtand fort, und verbreitete ſich unter dem Nährſtand ein Geſchmack und Antheil an guten Kenntniſſen, dem fruchtbare Schriftſteller (von einem, Cotton Matther,

*) Welche Geſinnungs-Tüchtigkeit und Haltung die häusliche ſo wie öffentliche Bildung den jungen Männern in Maſſachuſets gab, das bezeugt uns die merkwürdige Jugendgeſchichte des Philipp Aſhton, welche ich, nach einer handſchriftlichen Mittheilung, die mir aus den würdigen Händen des Vorſtandes des Calwer Verlages von Jugendſchriften wurde, in eben dieſem Verlag unter dem Titel: „der neue Robinſon, oder die Schickſale des Philipp Aſhton“ veröffentlicht habe. Eine Geſchichte, welche nicht durch die Hand ihres Bearbeiters, ſondern durch ihren anziehenden lehrreichen Inhalt der deutſchen Jugend eine nicht unwillkommene Erſcheinung ſeyn wird.

geſt. 1727, zählt man nicht weniger als 382 einzelne Schriften) und zahlreiche Buchdruckereien Nahrung gaben.

Auf einer gleichen ſittlich feſten Unterlage wurde einige Menſchenalter ſpäter als die von Maſſachuſets (1682) die Verfaſſung des nachbarlichen Staates Pennſylvanien errichtet, die ſich während des Jahrhunderts ihrer Wirkſamkeit als ſo zweckmäßig und trefflich erwieſen hatte, daß man ſie im J. 1776 der Conſtitution der vereinigten Staaten zu Grunde legte.

6) Ein Mann der Republik.

Wir haben in den älteren Bewohnern von Neuengland, welche der geſunde Kern der nordamerikaniſchen Staatenſyſteme waren, ein Volk kennen gelernt, welches zwar nicht unter dem Schatten eines einheimiſchen Thrones, wohl aber unter dem ſeiner guten, weiſen Geſetze in Frieden wohnte; ein ſtilles und geruhiges Leben führte. Das was den Menſchen allein wahrhaft frei und glücklich macht, ſittlicher Ernſt, Kraft der Selbſtbeherrſchung, Furcht vor Gott und dem Geſetz, Luſt am Gebet und an Arbeit, das war die gute Ausſaat der älteren Zeit, welche der große amerikaniſche Bund der Freiſtaaten bei ſeinem Entſtehen vorfand, und deſſen Früchte er ſogleich genießen durfte. Der Begründung der Republik gieng keine Revolution, d. h. keine ſolche Umkehrung der beſtehenden Ordnung voraus, wodurch das Unterſte und Niedrigſte zum Oberſten wird; die Souveränität des Geſetzes blieb in jener unangetaſteten Herrlichkeit beſtehen, in der ſie ſchon vorher beſtanden, Ruhe und Sicherheit der Einzelnen wie des Ganzen wurden nirgends in ihrer Tiefe erſchüttert. Aber die ſchon vorhandnen guten Elemente der feſtſtehenden Ordnung würden für ſich allein eben ſo wenig ausreichend geweſen ſeyn, das be-

wundernswerthe Werk des nordamerikaniſchen Freiſtaaten-Vereines zu erſchaffen, als die Elemente, daraus ein Thier oder ein Gewächs beſteht, für ſich allein ein ſolches lebendes Weſen erzeugen können. Dazu waren die Männer nöthig, welche unter der Zucht und Achtung der in ihrem Vaterlande beſtehenden göttlichen und menſchlichen Ordnung auferwachſen und erzogen jener bereit liegenden Elemente ſich bemächtigten und gleichwie zu einem organiſch-beſeelten Leibe ſie geſtalteten. Wir erinnern hier nur an einen dieſer Heroën aus der Geſchichte der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, an Georg Waſhington, deſſen treues Bild uns Friedrich von Raumer in ſeiner deutſchen Bearbeitungvon Jared Sparks „Leben und Briefwechſel G. Waſhingtons“*) in ſo anziehender Weiſe vor Augen geſtellt hat. Man darf wohl fragen, welcher Held, welcher Staatsmann der alten wie der neuen Zeit war freier von der Sucht nach glänzenden Thaten, die der Mund des großen Haufens preiſt, freier von Herrſchſucht, freier von Eigennutz als dieſer Waſhington, der von früher Jugend an vor allem ſich ſelber — das Fleiſch durch den Geiſt — zu beherrſchen geſucht hatte und hierdurch allmälig in den Beſitz jener wahren Freiheit gekommen war, welche das Gemeingut des wahren, ächten Freiſtaates auf Erden ſein ſoll**). Ein weſentlicher Zug jenes innren Zuſtandes, darin der Menſch aus den engen Schranken der Selbſtſucht und Eigenheit entlaſſen: ein geiſtig Freier geworden iſt, bezeugt ſich darin, daß ein ſolcher Glücklicher überall da wo es gilt zunächſt nur Das beachtet, was zum allgemeinen, göttlich menſchlichen Beſten ſeines Volkes und

*) In zwei Bänden, Leipzig bei Brockhaus 1839.

**) M. v. das eben angeführte Werk von Raumer B. I S. 7

Landes, zum Wohl des Gemeinweſens — der Republik im ächten Sinne des Wortes — dient. Waſhington, als das allgemeine Beſte dies erfoderte, hat das bequeme, ſorgenloſe Leben ſeines häuslichen Wohlſtandes willig dahin gegeben, hat unter Noth und Mühſeligkeit, Froſt und Hitze, Nachtwachen und Gefahren wie jeder gemeine Krieger ſeines Volkes die Kämpfe mit dem gemeinſamen Feind beſtanden und iſt, ſobald es möglich war, ohne nach ehrender Anerkennung und Lohn zu fragen, in die geräuſchloſe Stille ſeines häuslichen Friedens zurückgekehrt, um da wieder die Würde des Generals zu vergeſſen, und als Landbauer zu arbeiten. Die Ehre ſuchte ihn, nicht er ſie, ja die äußren Würden, die er mit ſolchem Ruhm bekleidete, mußten ihm aufgedrungen werden, er hätte keinen Finger nach ihnen ausgeſtreckt; das Geld, das man für die vielen Opfer, die er als Kämpfer für das Gemeinwohl gebracht hatte, ihm anbot, wies er ſtandhaft zurück. Jedes fremde Verdienſt, wenn es um das Gemeinwohl ein ächtes war, achtete er höher als ſein eignes; der geringſte Bürger des Staates fand bei ihm brüderlich liebende Anerkennung, denn er wußte was die wahre Freiheit und Gleichheit der äußren Stände war. Doch wie könnten wir dieſen vollkommnen Republikaner beſſer ſchildern, als mit den Worten, in denen Fr. v. Raumer daſſelbe in ſeiner Bearbeitung von Sparks oben genanntem Werke gethan hat. Wir nehmen die Stelle unverändert hier auf*).

„In Glauben und Werken ein wahrer Chriſt, war Waſhington eifrig in den gottesdienſtlichen Uebungen. Welche Verehrung er für die Religion hatte, das bewies er durch ſein Leben, ſeine öffentlichen Mittheilungen und die Auf-

*) A. a. O. S. 558 u. 559.

ſätze, welche er für ſich machte. Wenn ihm etwas gelang, ſchrieb er dies ſtets dem hülfreichen Beiſtande Gottes zu. Er war menſchenfreundlich und demüthig, mildthätig gegen Arme, hülfreich gegen Unglückliche. Als Gatte, Sohn und Bruder war er zärtlich und liebevoll. Frei von Eitelkeit, Ruhmſucht und Stolz, ſprach er nie von ſich und ſeinen Thaten, wenn die Verhältniſſe und das allgemeine Beſte ihn nicht dazu nöthigten. Wie er den Neid nicht kännte, ſo hatte er auch das Glück von dem Neide der Andren nicht getroffen zu werden, da er auf einer Höhe ſtand die keiner hoffen konnte zu erreichen. Wenn er eine vorherrſchende Leidenſchaft hatte, ſo war es die der Vaterlandsliebe. Die Reinheit und das Feuer ſeines Patriotismus waren des wichtigen Gegenſtandes würdig. Die Liebe zu dem Vaterlande wurde durch das Gefühl der heiligſten Pflicht erhöht; und nie wich er einen Augenblick von der gewiſſenhaften Erfüllung ſeiner Pflicht ab, während ſeiner langen öffentlichen Laufbahn."

„Dies ſind die Hauptzüge von Waſhingtons Charakter, welche ihm die Liebe und die Verehrung der Menſchheit erworben haben. — Eine glückliche Vereinigung der ſeltenſten Gaben und Eigenſchaften, ein harmoniſcher Einklang aller geiſtigen und moraliſchen Kräfte, nicht aber der blendende Schimmer eines hervorſtehenden Zuges iſt es, worin die Größe dieſes Charakters beſteht. Wenn der, welcher ſein ganzes Leben aufopferte die Ehre und Glückſeligkeit ſeines Vaterlandes zu begründen, dem Alles gelang, was er unternahm, und der das Glück nie dadurch erkaufte, daß er Ehre, Gerechtigkeit und Redlichkeit preis gab, oder je von ſeinen Grundſätzen abwich, es verdient ein großer Mann genannt zu werden, ſo wird man Waſhington dieſen Namen nicht verſagen können."

OXO-TAYLOR INST.

So weit Sparks und nach ihm Fr. v. Raumer, der ſeinen deutſchen Landsleuten in dankenswerther Weiſe das Lebensbild eines ächten Republikaners und mit ihm das einer ächten Republik entworfen hat. Wie lehrreich wird uns dieſes Bild, wenn wir es mit jenem vergleichen, das uns in der Geſchichte der franzöſiſchen, ſo wie mancher andren in unſern Tagen aufkeimenden Revolution zur vergeblichen Begründung einer Republik begegnet. Der Geiſt, der in dieſen Revolutionen herrſcht, iſt der des Haſſes und Neides eines Niederen gegen das Höhere; es iſt derſelbe, der die Verfolgung der Chriſten: eines geiſtig höher ſtehenden Geſchlechtes, durch die Heiden, in der Zeit des römiſchen Gewaltreiches aufgeregt, und der das Geſindel der Galeerenſclaven und Zuchthäuſer ſammt dem mit ihnen verbundnen Pöbel in den Tagen der franzöſiſchen Revolution zu ſeinen Gräuelthaten gegen alles äußerlich wie innerlich Höherſtehende entflammt hat. Was das Fleiſch, was die thieriſche Natur des Menſchen ſey, was ſie vermöge und erſtrebe, wenn ſie der Herrſchaft des vernünftigen Geiſtes, den Gott ihr gab, ſich entriſſen hat, das zeigt uns jedes Tollhaus, das zeigt uns Paris in den Septembertagen 1792 und in einer langen, hierauf folgenden Schreckenszeit. Das Fleiſch für ſich allein, weiß, wie das unvernünftige Thier, weder von einem Gott noch von einem Gebet, es will nicht arbeiten, ſondern nur genießen, es erkennt kein Gebot an, als das der ſinnlichen Luſt und Leidenſchaft, die in ſeinen Gliedern herrſcht. Da iſt nie ein Frieden, ſondern ein beſtändiger Neid und Haß und Krieg des Einen gegen den Andren; Furcht, nicht vor Gott und Geſetz, ſondern vor dem Stock und Schwert des Zuchtmeiſters allein, kann das Thier auf einige Zeit bändigen.

John Smith, in der männlichen Kraft eines Win=

diſchgräz wußte allerdings der Rotte ſeiner Empörer eine heilſame Furcht vor der äußren Gewalt einzuflößen, aber er und Delaware, wie die Väter der Pflanzſtaaten von Neuengland und der amerikaniſchen Republik ſuchten die Schaaren, deren Wohl ihnen treu am Herzen lag, vorerſt nur zur Arbeit zu gewöhnen, denn mit der Arbeit zugleich kommt Zucht und Sitte, mit dieſen ein gutes Gewiſſen und Gehorſam ſo wie Furcht vor Gott und dem Geſetz. Im Gegentheil ſuchen die Männer der modernen Republiken das leicht verirrte Volk zu entbinden von Arbeit, von Gehorſam, von Furcht vor Gott und Geſetz. Was wird das Ende ihres Werkes ſeyn?

VIII.

Rettungen
aus verſchiedenen
Gefahren und Verlegenheiten.

---

1) Die rettende Heilkraft der kindlichen Liebe.

Die nachſtehende kleine Geſchichte iſt entnommen aus den Erinnerungen der Felicie L. von Madame Genlis.

Jene furchtbare Krankheit, an welcher Ludwig XV., der 64jährige Wüſtling ſtarb, eine bösartige Blatternſeuche, durch welche der Leib, noch lebend in aashafte Verweſung übergieng und ſtückweis ſich auflöste, war von ſolch außerordentlich anſteckender Art, daß der giftige Aushauch des noch athmenden Leichnams auf manche, die ſich ihm nahten, als ein tödtliches Gift wirkte. So ſtarb ein Herr Letoriere an den Folgen ſeiner höflichen Theilnahme, als er nur die Thüre des königlichen Zimmers geöffnet und den Kranken zwei Minuten lang betrachtet hatte. Selbſt die Aerzte mußten alle Vorſichtsmaßregeln, welche ihre Kunſt ihnen an die Hand gab, anwenden, um ſich vor der Anſteckung zu bewahren. Und dennoch blieben die Töchter dieſes Königes, drei Prinzeſſinnen von zartem Körperbau und nicht mehr jugendlichem Alter, aus kindlich treuer Liebe bei Tag und bei Nacht an dem Bette und in der verpeſteten Kammer ihres ſterben-

den Vaters, um ſeiner zu pflegen, ohne ſich durch Zureden der Aerzte wie der wohlmeinenden Freunde von der Ausübung dieſer frommen Pflicht abwenden zu laſſen. Alle Aerzte erklärten es deshalb für ein wahres Wunder, daß ſie alle drei, nachdem ſie bis zum letzten Augenblick faſt allein den Kranken bedient und gepflegt hatten und jetzt von dem tiefſten Schmerz über ſeinen Hintritt erſchüttert wurden, dennoch mit einem leichten Unwohlſeyn davon kamen.

Der verſtorbene König befand ſich ſchon vor und bei ſeinem Tode in einem ſolchen Zuſtand der Fäulniß, daß die Aerzte erklärten, die Oeffnung des Leichnames ſey unmöglich. Der Herzog von N. ein Mann ſchon bei Jahren rief ihnen, als ihr Concilium dieſen Ausſpruch that, zu: es ſey unerhört, daß ein König nicht einbalſamirt werden ſolle. „Wohl gut, Herr Herzog,“ antwortete ihm Martiniere, als erſter Chirurg des Königes, „die Oeffnung des Leichnams iſt meine Sache. Sie aber, als erſter Kammerherr, müſſen bei dieſer Operation anweſend ſeyn, und in einer goldnen Büchſe das Herz des Königes, welches ich Ihnen übergeben werde, aufnehmen, zugleich aber habe ich die Ehre Ihnen anzuzeigen, daß weder Sie, noch ich, noch irgend Einer von denen, welche dieſer Ceremonie beiwohnen müſſen, nach acht Tagen noch am Leben ſein werden.“ Der Herzog ſtund von ſeiner Forderung ab.

2) Die rettende Heilkraft eines friſchen Muthes.

Die Türken, welche wir oft wegen ihrer Unwiſſenheit verächtlich anzuſehen pflegen, ſind darin beſſere Pſychologen als wir, daß ſie, ſelbſt in Zeiten der Peſt dem freudigen Muthe, dem Vertrauen auf das Walten einer höheren, Alles lenkenden Macht Kräfte zuſchreiben, welche der anſteckenden Einwirkung ſelbſt jener Seuche widerſteht, während

aus ängſtlicher Furcht vor ihr der Kranke dieſer Einwirkung in den meiſten Fällen ſehr bald unterliegt. Es giebt eine noch höhere Art der innren Bekräftigung gegen den vergiftenden Einfluß tödtlicher Seuchen als ſelbſt die war, welche die kindliche Liebe den würdigen Töchtern des unwürdigen Vaters, in dem ſo eben erwähnten Beiſpiel verlieh. Von dieſer höheren Art der Bekräftigung geben uns Männer einer ſeltneren geiſtigen Weihe, wie Borromäus einer war, den augenſcheinlichen Beweis und wir werden bei andrer Gelegenheit ſolcher Siege des geiſtigen Lebens über alle Gewalten des leiblichen Todes erwähnen. Abgeſehen jedoch von dieſen Beweiſen von höherem und höchſtem Range für die angeborene Herrſchermacht der Menſchenſeele über ihren Leib, giebt es auch andre von untergeordnetem Range, welche uns, namentlich in Beziehung auf die anſteckende Gewalt der Peſt, ſo wie ähnlicher Seuchen es lehren, daß irgend eine kräftigere, lebendigere Aufregung des innren Menſchen, ſey dieſelbe in den Gefühlen der Freundſchaft und bräutlichen Liebe oder auch nur des jugendlich ritterlichen Muthes, ein beſſeres Gegenmittel gegen die Anſteckung der Peſt ſeyn könne als alle Arten des aromatiſchen Eſſiges oder andrer gewürzhaften Säuren, mit denen ſich die quatre voleurs ſo wie die alten und modernen Schüler des Aesculap gegen den Einfluß der Seuchen zu verwahren pflegten.

Der anonyme Verfaſſer eines engliſchen Werkes, das den einfachen Titel „Eothen“, (aus dem Oſten) führt, ein ſeinen Landsleuten wohlbekannter, geiſtreicher Mann, deſſen Reiſeberichte jedem Leſer, der dieſe Art von belehrender und hierbei anmuthiger Unterhaltung liebt, ſehr zu empfehlen ſind, mag uns hier vorzugsweiſe als Beiſpiel jener wohlthätig abwehrenden Macht gegen den anſteckenden Einfluß ſelbſt

der Peſtſeuche dienen, die in einem jugendlich ritterlichen Muthe liegt. Er ſelber gehörte ſeinen Anſichten nach zu den ſogenannten „Non-Contagioniſten“, das heißt er glaubte nicht an die Nothwendigkeit, nach welcher ein Geſunder, der mit einem Peſtkranken in Berührung kam, von derſelben Krankheit ergriffen werden müſſe, ſondern im Vertrauen auf ſeinen kräftigen Körper und ſeinen guten Muth hatte er ſich ſchon in Konſtantinopel, wo während ſeiner Anweſenheit die Peſt in hohem Grade herrſchte, ohne alles Bedenken dem Begegnen und der Berührung mit den vielleicht peſtkranken Bewohnern der türkiſchen Hauptſtadt ausgeſetzt. Nach einer, in andrer Hinſicht durch ihre Begegniſſe höchſt intereſſanten Reiſe durch Syrien und Paläſtina nahm derſelbe ſeinen Weg nach Aegypten und zwar jenen kürzeren und minder beſchwerlichen über Gaza, durch die militäriſche Heeresſtraße, am Saume der Wüſte hin, wo ſeit Ibrahim Paſchas Vorſorge von einer Station zur andren immer, für Roſſe und Menſchen, ein Vorrath trinkbaren Waſſers und von andren Lebensmitteln zu finden iſt. Es war gerade zu der Zeit der großen, furchtbaren Peſtſeuche (im J. 1835) als er aus dem gelben Sande der Wüſte in die grünen Auen und Palmenwälder des Nilthales eintrat. Nahe an den Thoren von Kairo kam ein Reiter in orientaliſcher Tracht und mit einem langen Bart auf ihn zugeritten, deſſen Geſicht und Haltung die abendländiſche Abkunft verriethen. „Halten Sie an, mein Herr,“ rief er dem Reiſenden auf franzöſiſch zu, „ich bitte Sie, reiten Sie nicht in die Stadt hinein, denn da herrſcht die Peſt an allen Enden.“ — „Ich weiß dieſes wohl, aber“ — — „Mein Herr, ich wiederhole Ihnen nochmals, die Peſt, die Peſt, von der Peſt iſt die Rede, ich beſchwöre Sie die verpeſtete Stadt zu meiden.“

Je eifriger der wohlmeinende Mann in ſeinen Warnungen wurde, deſto kaltblütiger ſetzte der Andre ihm ſein „aber“, „aber“ entgegen, endlich mußte der Franzoſe, denn dieſes war der Entgegenkommende ſeiner Abkunft nach, es einſehen, daß es unmöglich ſey, einen Engländer von ſeinem einmal feſtgefaßten Vorhaben abzubringen; der Reiſende dankte für den ſo wohlgemeinten Rath und der Franzoſe ſetzte ſeine Flucht aus dem Bezirk der verpeſteten Stadt hinaus auf das Land in Eile fort.

Es wäre damals nicht nöthig geweſen, daß ein vornehmer europäiſcher Reiſender ſich an einen Unterhändler gewendet hätte, um ſich durch ihn eine anſtändige Wohnung zu verſchaffen; alle Fremden hatten die Stadt verlaſſen, man konnte nach Belieben, und ſogleich, in die wohleingerichtetſten Räume der leer ſtehenden, kahiriniſchen Paläſte einziehen. Dennoch war die Empfehlung an Osman Effendi, einen eingebornen Schottländer, der in früher Jugend als Kriegsgefangener, wo nur die Wahl zwiſchen dem Tod und dem Koran ihm geblieben ſchien, aus fleiſchlicher Schwäche zwar den Glauben, nicht aber die Anhänglichkeit an Vaterland und Landsleute aufgegeben hatte, bei dem Eintritt in die große, fremde Stadt von ſehr hohem Werth. Der arme Osman, tiefgebeugt durch die Furcht vor der Peſt, deren Opfer er auch wirklich nach einiger Zeit wurde, nahm den Landsmann als einmiethenden Gaſt in eines ſeiner Häuſer auf, hätte ihn hier gern vor jeder Gefahr der Anſteckung abgeſchloſſen, erſchrack aber nicht wenig, als er wahrnahm, daß derſelbe ſchon etliche Stunden nach ſeiner Ankunft, gleich einem fataliſtiſchen Moslem, ohne alle Scheu ein öffentiliches Bad beſucht habe.

Eigentlich war es die Abſicht unſres Reiſenden geweſen, nur einen oder etliche Tage in der ägyptiſchen Hauptſtadt

zu verweilen, dann die Merkwürdigkeiten der Umgegend, vor allem die Pyramiden bei Ghizeh zu ſehen, hierauf nach einem kurzen Abſtecher in die Gegenden des obern Nillaufes bei Theben und bei Luxor, den Rückweg nach Syrien anzutreten. Es gab jedoch einen andren Grund, denſelben der ihn überhaupt zur Einkehr in Kairo getrieben hatte, der ihn jetzt auch zum längeren Verweilen bewegte, dieſes war die menſchenfreundlichſte Rückſicht, welche der wohlwollende Mann auf das Befinden eines ſeiner treueſten Diener nahm, deſſen Geſundheit durch die Beſchwerden der Reiſe ſehr gelitten hatte. Ueberdieß machte auch das damalige Ausbleiben von Kameelführern, die ſonſt immer zum Weiterſchaffen der Reiſenden bei der Hauptſtadt ſich einfinden, einen Aufenthalt in Kairo nöthig, der ſich, ganz gegen Erwarten unſres reiſeluſtigen Engländers, bis zu neunzehn Tagen ausdehnte. Als er hier ankam, mochte die Zahl der an der Peſt Sterbenden täglich 400 bis 500 betragen, ſie ſtieg aber ſchon in der zweiten Woche auf 700 bis 800, in der dritten bis 1200 und bei Tage wie bei Nacht hörte man auf den verödeten Gaſſen keinen andren Laut, als das jämmerliche Geſchrei der Klageweiber und Leidtragenden.

Zweimal während ſeines Aufenthaltes in der verpeſteten Stadt wurde der ſonſt ſo furchtloſe Mann von einem Grauen vor der Seuche überfallen. Einmal, als er einen Arzt, einen politiſchen Flüchtling aus Bologna, beſuchte, um ihn wegen eines Halswehes, das ihn ergriffen hatte, um Rath zu fragen. Das Haus des jungen Doctors ſchien wie ausgeſtorben; kein Thürhüter oder andrer Diener führte ihn in das Wohnzimmer hinauf, welches nach mehrmaligem Anklopfen, der Arzt ſelber aufthat. Dieſer bat den Fremden ſich niederzuſetzen. Der Engländer, zuerſt

ein gewöhnliches Tagesgeſpräch beginnend, fragte auf Italieniſch: „wie ſteht es mit der Peſt?“ — „Siebenhundert Todte in einem Tage,“ antwortete der Doctor mit einem tiefen Seufzer, indem dabei ſein bleiches, kummervolles Geſicht von einem Schweiße der Angſt oder der krankhaften Aufregung überſtrömte, ſo daß der dicke Shawl, in welchen er ſich gehüllt hatte, ganz feucht war. Der Engländer berichtete jetzt, was ihn hierher geführt habe, der Doctor ſchaute ihm, indem er mit einem ſilbernem Löffel ſeine Zunge niederdrückte, in den Hals, verſchrieb ihm ein Recept und begleitete ihn bis an die Thüre. Nicht ohne mitleidiges Erſchrecken bemerkte unſer Reiſender bei dieſer Gelegenheit jene unheimlich rollende Bewegung der Augen, jenen fieberhaft wilden Blick des jungen Mannes, davon er gehört und geleſen hatte, daß ſie ein Symptom der ſchon ausbrechenden Peſt ſeyen.

Zwei Tage nachher ſendete der Engländer ſeinen Diener Dimitri zu dem Doctor hin, um ſich bei ihm über den Weitergebrauch der verordneten Arzneien zu erkundigen, und dieſer Bote brachte die Nachricht, daß er am Eingang des Hauſes der Bahre begegnet ſey, auf der man die Leiche des jungen Arztes, der in der vorigen Nacht an der Peſt geſtorben war, heraustrug. Ohnläugbar erſchien es, daß, als der Doctor mit ſeiner Hand das Kinn des Reiſenden erfaßte und als er die Zunge ihm niederdrückte, er ſchon peſtkrank war. Sein heißer, krankhafter Odem war bei dem Hineinſchauen in die weitgeöffnete Mundhöhle des, im Vergleich mit ihm, leichten Patienten und in die Lunge von dieſem eingedrungen; der Engländer bei dieſem Gedanken, ſchüttelte ſich ein wenig, ritt ſpazieren, und jene gefahrvolle Berührung mit einem Peſtkranken gieng für den furchtloſen, geſunden Mann ohne Nachtheil vorüber.

Etwas bedenklicher war der zweite Fall, bei welchem derſelbe ſich der Gefahr des ſchweren Erkrankens ausgeſetzt hatte. Eines Morgens, beim Ausgehen fühlte er, daß der Gluthwind der Khamſim wehete und von dieſer noch ungewohnten Erſcheinung körperlich ergriffen kehrte er in ſeine Wohnuug zurück. Als er aber hier bedachte, daß derſelbe Wind ihn auch auf ſeiner weitren Reiſe überfallen könne, wo keine Möglichkeit ſey ihm auszuweichen, beſchloß er den Verſuch zu machen, ob und wie weit ſeine Natur ein ſolches Begegniß werde aushalten können. Er ließ, alle Gegenvorſtellungen ſeiner Reitknechte nicht achtend, ſein Pferd ſatteln, ritt hinaus nach dem eine Stunde weit von der Hauptſtadt abgelegnen Foſtat (Alt-Kairo) und hatte auf dieſem Wege den erſtickend heißen Wind ſo gerade und ſo ſteif ſich entgegen, daß ſein Gewand wie angegoſſen auf der glühend heißen Haut lag. Auf den Gaſſen wie auf dem ſonſt ſo lebhaft beſuchten Wege nach Foſtat hin war kaum ein Menſch zu ſehen, Alle hatten ſich in ihre Häuſer und Hütten zurückgezogen und auch er empfand jetzt, daß es wohl beſſer für ihn geweſen wäre zu Hauſe zu bleiben, denn ſo fieberhaft angegriffen, ſo ſchmerzhaft unwohl an Haupt, Bruſt und Gliedern hatte er noch niemals in ſeinem Leben ſich gefühlt.

Es iſt eine anerkannte Sache, daß wenn die Peſt an einem Orte in ſolcher Heftigkeit herrſcht wie damals in Kairo, neben ihr keine andre Krankheitsform aufkommen und ſich ausbilden kann, jede von dieſen, ſey ſie auch nur ein Katharrh oder ein andre Male nicht ſehr beachtbares Unterleibsleiden, geht dann alsbald in die Peſt über. Zudem hatte er ſich dem Winde in ſo ſtarkem Maaße ausgeſetzt, den man ſchon für ſich allein als eine erregende oder in hohem Grade verſtärkende Urſache jener furchtbaren

Seuche betrachtet. Was war mithin für ihn wahrſcheinlicher, als daß dies Vorboten der ausbrechenden Peſt ſeyen, da es ihm jetzt vor den Augen bald gelb bald ſchwarz wurde, da es in ſeinen Ohren ſo heftig ſauſte, daß ihm faſt das Bewußtſeyn vergieng, und als ihn Schwindel und Ueblichkeit ſo mächtig anwandelten, daß er kaum noch ſich im Sattel zu halten vermochte.

In dieſem Zuſtande kam er wieder bei ſeiner Wohnung an. Man half ihm vom Pferde; er nahm alle ſeine Kräfte zuſammen, gieng hinauf in ſein Zimmer, ſetzte ſich da an ſeinen gewöhnlichen Ort. Den Bedienten, obgleich er bei den meiſten derſelben von ihrem treuen Ausharren bei ihm, auch im ſchlimmſten Falle verſichert zu ſeyn glaubte, wollte er dennoch, um ſie nicht vor der Zeit in Sorge und Furcht zu ſetzen, von ſeinem Erkranktſeyn nichts merken laſſen, er ließ ſich deshalb, ſo wie ſonſt, ſein Mittagseſſen auftragen, entfernte jedoch den dabei aufwartenden Diener durch einen Auftrag aus dem Zimmer und ſobald dieſer hinaus war, brachte er von den Speiſen, vor deren Genuß ihm lebhaft eckelte, ſo viel auf die Seite, als er etwa ſonſt, bei ſeinem gewöhnlichen, guten Appetit verzehrt haben würde.

Die Bedienten kamen wieder; ſie räumten den Tiſch ab, der Herr, wie er dieß immer während der heißen Stunden des Nachmittags zu thun pflegte, ſtreckte ſich hin auf den Divan, nahm zum Schein ſeine lange Pfeife in den Mund, hielt, gleich wie leſend ein Buch in der Hand, obgleich ſeine Augen, wie von einem ſchwarzen Flor umhüllt, zum Erkennen der Buchſtaben untauglich waren.

Mitten in dieſem peinlichen Zuſtand wandelt den Kranken eine heilſame Regung des Inſtinctes an, welche mit jedem Augenblick ſtärker und dringender wird. Es erwacht in ihm ein unbeſchreibliches Verlangen nach einer

Taſſe Thee. Aber die Stunde zum Theetrinken war noch nicht gekommen; den Bedienten würde die Aenderung der gewohnten, ſtrengen Ordnung auffallend und vielleicht verdächtig geweſen ſeyn; mit einer geduldig erſcheinenden Ungeduld, gar oft nach dem ſo langſam fortſchleichenden Zeiger der Uhr blickend, wartet er die gewöhnliche Theezeit ab. Endlich bringt man den Keſſel, er nimmt eine tüchtige, handfeſte Portion der Theeblätter zum Aufguß und trinkt von dieſem einige Taſſen, ſo heiß als möglich. Kaum iſt der ſtarke Thee in ſeinem Magen da fühlt er ſich wunderbar erleichtert, die Haut, vorhin von trockner Fieberhitze glühend, wird wieder thätig, ein wohlthuender Schweiß bricht aus; das Wehethun im Unterleib verſchwindet, das Athmen wird wieder leicht, der Kopf frei von Schmerz und Benommenheit, die Glieder wieder kräftig und zu jeder Bewegung geſchickt. Mit der fieberhaften Spannung zugleich ſind ihm alle ſeine Sorgen und Beängſtigungen vergangen, er geräth in die heiterſte Stimmung, legt ſich gut zugedeckt ins Bette, genießt einen ruhigen Schlaf und erwacht am andern Morgen als ein vollkommen Geſunder.

Allerdings mögen dieſe beiden Fälle als ein Beweis für die Lehre der Nichtcontagioniſten gelten, nach welcher die Peſt nur bei ſchon vorhandner Stimmung des Körpers zu ihrer Aufnahme, nicht aber unbedingt anſteckend wirken ſoll. Dennoch wären ſolche Bewahrungen der Geſundheit unter den möglichſt ungünſtigen und verderblichen Einflüſſen nur bei wenig andren Naturen ſo wie bei der lebensfriſchen und lebensmuthigen unſres „Rindfleiſch eſſenden Engländers" möglich geweſen. Namentlich dieß bei einer ſo furchtbaren Peſtepidemie als die damalige in Aegypten war, an welcher in Alexandria aus einer Bevölkerung von 25,000 Menſchen 12,000 hinwegſtarben, und auch die Einwohnerzahl von

Kairo, die vor der Peſt auf 260,000 geſchätzt war, faſt zur Hälfte zuſammenſchmolz. Von den Leuten in dieſer Stadt, mit denen unſer Reiſender während ſeines dortigen Aufenthaltes in Geſchäftsverbindung getreten oder bekannt geworden war, wurden die Meiſten, trotz ihres furchtſamen ſich Abſchließens von dem Verkehr mit den andern Bewohnern der Stadt von der Peſt ergriffen und jeder, den dieß betraf, unterlag der Krankheit.

Uebrigens dürfen wir bei dieſer Gelegenheit es auch nicht verſäumen den edlen Eigenſchaften des Thees, zu deſſen Benutzung als Getränk, wie Liebig ſo treffend ſagt, den Menſchen ein heilkräftiger Inſtinct hingeführt hat, ein ihm gebührendes Lob zu ſprechen. In China, wo die Sitte des Theetrinkens ſeit Jahrtauſenden beſteht, hält man den Thee für ein Heilmittel faſt gegen alle mögliche Arten des Uebelbefindens und der Arzt hat nur das wie viel, wie ſtark und das wie oft bei der Anwendung zu beſtimmen. Reiſende, durch Länderſtriche, in denen alle andre Mittel der leiblichen Anregung und ſelbſt die gewohnten, zuträglichen Arten der Nahrungsmittel fehlten, haben in dem Thee eine unübertreffliche Kraft erprobt die ermüdeten Glieder, das verdüſterte Gehirn neu zu erfriſchen und zu beleben, oder für die bevorſtehenden Anſtrengungen ſie zu ſtärken. Auch den Freunden und Beförderern der Mäßigkeitsvereine ſind jene Eigenſchaften des Thees in ganz außerordentlicher Weiſe zu ſtatten gekommen, indem ſich gezeigt hat, daß dieſes Getränk ſelbſt jenen Unglücklichen, welche ſo ganz in die Sklaverei des Branntweingenuſſes verſunken waren, daß ſie ohne denſelben nicht mehr leben konnten, einen Erſatz zu geben vermag, welcher ohne allen Nachtheil für das Leben und die Geſundheit das plötzliche Ablaſſen von der heillos böſen Gewohnheit möglich macht.

3) Die Rettung eines lebendig Begrabenen aus ſeiner tiefen Gruft.

Der Menſch, deſſen merkwürdige Rettungsgeſchichte wir hier erzählen, war nicht etwa als ein ſcheinbar Todter, von Menſchenhänden hinabgeſenkt worden in ſein engummauertes, feſt verſchloßnes Grab, ſondern mitten im fröhlichen Genuß und im Spiel des jugendlichen Lebens hatte jene Hand, deren Macht die Elemente bewegt, ihn unter den zuſammenſtürzenden Trümmern der Häuſer, neben Todte und Sterbende begraben. Und dieſe Hand allein, welche Wunder thut ohne Aufhören, im Himmel wie auf Erden, hatte ihn auch nach ihrer unbegreiflichen Macht vor dem unvermeidlich ſcheinenden Tode bewahrt und ihn gegen alles menſchliche Vermuthen und Erwarten, in ſeinem langandauernden, ohnmachtähnlichen Schlafe am Leben erhalten. Wir legen den urkundlich ausgefertigten Bericht des Geretteten unſrer Erzählung, großentheils wörtlich treu zu Grunde, und erwähnen nur noch, daß Ciaborri damals, wo ihn das furchtbare Ereigniß betraf, ein Knabe von dreizehn Jahren, als er es aus eignem Antrieb und auf Anſuchen Andrer niederſchrieb, ein Jüngling von ſiebenzehn Jahren war.

Ich Unterzeichneter, Guiſeppe Ciaborri aus Cerretto*) bezeuge hiermit unter eidlicher Betheurung, die reine und lautere Wahrheit alles Deſſen, was ich jetzt erzählen werde, damit es Alle, welche Gott lieben und fürchten, zum Preiſe Gottes und zur Erkenntniß Seiner unend-

*) Dieſer kleine Ort liegt am Veſuv und wurde, ſammt ſeiner Umgegend, namentlich im 17. Jahrhundert mehrmalen vom Erdbeben ſchwer heimgeſucht.

lichen Güte führen möge, durch welche es Ihm, nach Seiner Barmherzigkeit gefallen hat, mich armen Sünder am 5. Junius 1688 und die folgenden zwölf Tage auf eine wunderbare Weiſe zu erhalten.

Im Jahr 1688 den 5. Junius nach vier Uhr Nachmittags am heiligen Pfingſtabend befand ich mich auf einer Gaſſe der Stadt, nahe bei meinem väterlichen Hauſe, in Geſellſchaft von mehreren meiner Mitſchüler. Da entſtand plötzlich ein ſtarkes Erdbeben und ein furchtbares Getöſe, ſo daß wir alle, vor Schrecken außer uns, davon liefen. Während wir aber ſo aus allen Kräften liefen um uns (hinaus ins Freie) zu retten, ſtürzten die Häuſer auf beiden Seiten der Gaſſe zuſammen, und auf dieſe ſo wie über uns herunter, ſo daß wir von den einfallenden Mauern ganz überſchüttet und vergraben wurden. Es war Gottes wunderbarer, gnädiger Rathſchluß, daß ich mitten in dieſer Todesgefahr ſollte am Leben erhalten werden; ich wurde dadurch, daß die niederſtürzenden Mauerſtücke ſich ſo neben und über einander fügten, daß ich in einen leeren Zwiſchenraum zu liegen kam, vor dem Tode, ja ſogar vor jeder Verwundung und Verletzung bewahrt. Alle meine Mitſchüler waren augenblicklich todt geblieben, einen Einzigen ausgenommen, welcher neben mir war, und noch eine Zeitlang, ſo viel ich urtheilen konnte etwa zwei Tage an meiner Seite, in unſrem tiefen Grabe lebendig blieb. Wir tröſteten uns gegenſeitig und beteten mit einander bis ihm die Sprache und die Sinnen vergiengen, und er durch den Tod von ſeinen Leiden erlöst ward. Ich lag, weil ich mich in meinem engen Raume nicht zur Seite bewegen konnte, feſt an ſeinen Kopf angedrückt und litt von dem Geruch ſeines verweſenden Körpers ganz unſäglich viel. Doch erhielt mir Gott meinen Verſtand und meine volle

Beſinnungskraft. Ich ließ daher nicht ab, Ihn um Seine Gnade anzuflehen, und mich Seinem heiligen Willen kindlich zu ergeben. Uebrigens war meine Stellung in dem Mauerngrabe nicht gar zu unbequem, denn obgleich ich es nicht vermeiden konnte, mich an den Kopf meines todten Leidensgefährten eng anzulehnen, war doch für den Leib ſo viel Raum da, daß ich kleine Wendungen machen, und ſelbſt die eine Hand ein wenig bewegen konnte. Der Durſt war meine größeſte Qual; ich ſuchte ihn durch Lecken an dem feuchten Geſteine, und da ſein heftiger Drang jeden Eckel überwand, ſelbſt dadurch zu ſtillen, oder wenigſtens zu täuſchen, daß ich von der ausgeſonderten Flüſſigkeit meines eignen Leibes mit der Hand einzelne Tropfen zu meinem Munde brachte. Von Hunger empfand ich kaum eine Anwandlung.

So ſehr ich auch meinte auf Alles was Gott über mich verfügen wolle, gefaßt zu ſeyn, kamen mir doch gar oft Augenblicke, ja Stunden, in denen ich mit furchtbarer Todesangſt zu ringen hatte. An Leib und an Seele geſund, ſahe ich nichts als den langſam nahenden, jämmerlichen Tod vor mir, meine Unruhe war zuweilen ſo heftig, daß ſie mir den Athem rauben und das Herz abdrücken wollte. Aber der allmächtige, gütige Gott, welcher wollte, daß ich Seine Ehre unter den Lebenden ausbreiten ſollte, half mir und ſtärkte mich, daß ich in den Wogen der Verzweiflung nicht untergieng; Er ließ mich in einen ſanften, tiefen Schlaf verfallen, aus dem ich zuletzt nur auf einzelne Augenblicke zu mir kam, ſo daß mir die zwölf Tage der Gefangenſchaft, welche ich in meinem finſtren Grabe zubringen mußte, meiſt unvermerkt vergiengen.

Als ich jedoch zuletzt wieder einmal — wie ich nachher erfuhr, war es der dreizehnte Tag ſeit meinem lebendigen

Begrabenwerden — aus meinem Schlummer erwachte, da ſtieg die Angſt und die Betrübniß meines Herzens aufs höchſte; ich raffte meine wenigen, ſchon im Kampfe mit dem nahen Tode ringenden Kräfte zuſammen, flehete die Barmherzigkeit Gottes inbrünſtig an, und nannte auch im Drange meines geängſteten Herzens die ſüßen Namen meiner lieben Eltern. Ich rief ſie um Hülfe an, obgleich ich ja nicht die entfernteſte Wahrſcheinlichkeit vor mir hatte, daß ſie oder andre mir helfen könnten.

In dieſem Augenblick hörte ich ein Geräuſch und bemerkte, ich weiß nicht zu ſagen auf welche Weiſe, eine Bewegung oben über mir. Da muß in mir plötzlich, ſo wenig ich mir, in der Erinnerung deſſelben bewußt bin, eine neue Hoffnung des Lebens erwacht ſeyn, ich ſchrie, ſo laut und ſo ſtark ichs noch vermochte, um Hülfe, und man hörte mich. Zehn Perſonen fiengen an zu arbeiten, um durch Hinwegräumen der Mauerſtücke meine Gruft zu öffnen, und nach zwei Stunden war ihnen dies gelungen, der mehrere Ellen hoch über den Steinen, darunter ich lag, aufgehäufte Schutt war, ohne durch ſein Hinabrieſſeln mich zu erſticken, hinweggeräumt, die großen Steine waren gehoben, ich ſahe wieder das Tageslicht, athmete wieder friſche Luft. Man hob mich heraus und brachte mich, am Leibe matt und kraftlos wie einen Sterbenden, an Verſtand aber ungeſchwächt in die Arme meiner lieben Eltern, welche bereits auf die Nachricht, daß man unter dem Schutt eine Stimme gehört habe, herbeigeeilt waren und in der Nähe ſtanden.

Der geſchickte Arzt, Dominicus d'Adoni nährte mich zuerſt drei Tage lang nur mit ſehr gut gewählten Brühen, ich kam allmälig wieder zu Kräften, und bald ganz zu meinem früheren Wohlbefinden.

Jetzt, da ich dieſes ſchreibe, ſind bereits vier und ein

halbes Jahr ſeit meiner Befreiung und gleichſam Auferſtehung aus dem Grabe verfloſſen. Ich habe alles dieſes erzählt, um die Wohlthaten, die mir der Höchſte erwieſen hat, auch gegen Andre zu preiſen. Ewigen Dank ſage ich dieſem Gott der Gnade, daß er mich aus den Banden des Todes errettet hat. Ganz beſonders aber und am meiſten dafür, daß Er mich durch dieſes Ereigniß zur Beſſerung meines Sinnes und Herzens gebracht hat. Ich übergebe und opfre mich Ihm ganz, und bitte Ihn aus Herzensgrunde mich mehr und mehr mit den Gaben ſeines Geiſtes zu ſegnen, damit ich nie unterlaſſe Ihn zu verherrlichen, bis er mich nach Seiner unermeßlichen Liebe ſelbſt verherrlichen wird in Seinem Paradieſe. —

Urkundlich bezeugt und niedergeſchrieben zu Cerretto am 19. Nov. 1692.

4) Eine Rettung aus den Händen der Raubmörder.

Die Weiſe, in welcher dieſe Rettung geſchahe, war allerdings höchſt ſeltſam, und die Erfindung derſelben konnte nur aus dem Kopfe eines armen Judenweibes kommen, auf deren religiöſe Sitten ſie ſich bezog, die Folgen aber, welche jene Rettung eines Einzelnen für die äußre Ruhe und polizeiliche Sicherſtellung eines ganzen Landſtriches hatte, waren ſo bedeutend, daß ſchon deßhalb die Geſchichte davon einer Erwähnung verdient.

Stephan Schulz, der gelehrte, durch ſeine zwanzigjährigen Miſſionsreiſen unter den Juden in Europa, Aſien und Afrika berühmte, nachmalige Profeſſor der Theologie in Halle erzählt ſie, in dem zweiten Bande ſeiner zwar faſt vergeſſenen, noch immer aber ſehr intereſſanten und lehrreichen Reiſebeſchreibung. Er erfuhr dieſelbe aus dem

Munde der dortigen Bewohner, als er im Jahr 1747 ſich auf dem Wege von Breslau durch Polen an die Jablunka befand und hatte Gelegenheit durch die eignen Erfahrungen, die er auf dieſer Reiſe machte, von der Wahrheit der Erzählung ſich zu überzeugen.

Er befand ſich mit ſeinem Reiſegefährten zu Slonien, in der jetzigen ruſſiſch-polniſchen Statthalterſchaft Grodno. Hier traf er mit einem reiſenden Juden aus Volhinien zuſammen, gebürtig aus Harche, bei Brodde, der ſich ihnen zum Begleiter anbot. Der Iſraelit war mit dem Zuſtand des Landes, namentlich in Beziehung auf Sicherheit oder Unſicherheit der Wege ſehr genau bekannt. Schulz wußte, daß bei der damaligen ſchlechten polizeilichen Beaufſichtigung und innre Unordnung, welche dort herrſchte, viele Gegenden von ganzen Banden der Räuber und Raubmörder durchſtreift würden; von Banden, welche häuptſächlich aus abgedankten, brodlos herumirrenden Soldaten beſtunden. Er befragte den Juden darum und dieſer verſicherte, daß man ſeit einiger Zeit in ſeiner heimathlichen Gegend mit einer goldnen Krone auf dem Haupte würde herumgehen können, ohne einen Anfall von Dieben oder Räubern befürchten zu müſſen; der Fürſt von Ochroniev habe das Land weit umher von allem Raub- und Diebsgeſindel geſäubert und ſeinen Unterthanen und Nachbarn vollkommne Sicherheit davor verſchafft, ſeitdem er einmal ſelber, in einer jüdiſchen Branntweinſchenke mit den Räubern aus einem Glaſe getrunken.

„Ei wie geſchahe das?“ fragte der deutſche Reiſende.

„Der Fürſt von Ochroniev,“ ſo erzählte der Iſraelit, „war mit einer Schaar ſeiner Leute auf die Jagd gegangen; mitten im Walde verfolgte er die Spur eines Wildes, verirrte ſich von ſeinen Jägern und kam endlich, nach langem

Herumirren bei einer einſam gelegnen Schenke an, die etwa zwei Meilen von ſeiner Reſidenz entfernt iſt. Hier war er auf einmal wieder auf bekanntem Wege, und da es ziemlich kalt und ſeine Kleidung durchnäßt war, ſtieg er von ſeinem Pferde ab und gieng hinein in das Haus, um ſich ein wenig zu wärmen. Drinnen im Zimmer findet er acht abgedankte Soldaten, welche beim Branntweinglaſe ſaßen. Sobald dieſe den fremden, ihnen unbekannten Gaſt ſahen, begehrten ſie Tabak von ihm, er aber konnte ihre Forderung nicht befriedigen, denn er trug ſo eben keinen Tabak bei ſich. Die rohen Geſellen trinken ihm von ihrem Branntwein zu, und er ſieht ſich gezwungen ihnen Beſcheid zu thun, und muß ihnen in Folge davon, eine Flaſche ſolchen Geſöffes bringen laſſen. Er bemerkt jetzt wohl, in welcher Gefahr er ſich hier unter dieſen Leuten befinde. Außer ihm war nur noch die Wirthin allein im Hauſe; der Mann derſelben war ausgegangen. Als die Kerle nach ihrem Begehr von dem fremden Gaſte die Flaſche Branntwein erhalten haben, fodern ſie ihm, in gut communiſtiſcher Weiſe all ſein Geld ab. Obgleich er ſie mit dem Beſcheid abzuweiſen ſucht, daß er kein Geld habe, achten ſie dennoch darauf nicht, ſie halten ihn feſt, durchſuchen ſeine Taſchen, und finden darin eine Börſe, die der Fürſt zufällig bei ſich trug, gefüllt mit 70 Ducaten. Obgleich ſie zu ſeinem Glück den unter dem Ueberrock verborgnen Stern an ſeinem Kleide nicht bemerkt hatten, vermuthen ſie dennoch aus dem reichen Funde, den ſie ſo eben gemacht, daß der Fremde ein Mann von einiger Bedeutung ſeyn müſſe und theils aus Furcht entdeckt zu werden, theils aus Raubgier, um ſeiner Kleider ſich zu bemächtigen, beſchließen ſie ihn umzubringen. Die Wirthin aber mit dem eigenthümlichen Scharfblick ihres Volksſtammes und ihres Geſchlechts, hatte

den Stern hervorſchimmern ſehen, und aus dieſem Abzeichen geſchloſſen, daß der Fremde wohl gar der Landesherr ſey. Sie tritt näher zu dem Tiſche hin, an welchem die Raubmörder ſaßen, „ich bemerke und verſtehe,“ ſagt ſie leiſe zu dieſen, „was ihr im Sinne habt, ihr wollt den Mann, der dort am Ofen ſteht, umbringen, und ich werde euch nicht verrathen, wenn ihr thut was ich von euch begehre. Der Mann hat ein ſehr feines Hemd an, aus dem ich mir ein Schabbashemde kann machen laſſen, das ſollt ihr mir geben.“ Die Communiſten verſprechen es, ihr das Hemde zu geben. — „Ja,“ ſagt die Jüdin, „ich glaube wohl, daß ihr mir das Hemde geben wollet, wenn ihr den Fremden erſchlagen habt, aber ich kann es dann nicht brauchen, weil es blutig ſeyn wird, und ein Schabbashemde darf von keinem Tropfen Blutes befleckt worden ſeyn, ſonſt iſt es auf immer unrein. Wißt ihr was, der Mann hat naſſe Kleider, ich will ihn überreden, daß er in eine Kammer gehe, und ein altes Hemd von meinem Manne anziehe, darin könnt ihr ihn nachher todtſchlagen.“ Die Raubmörder waren dies zufrieden, denn die Stiege zu der Thür der Kammer führte aus dem Zimmer zu dieſer hinauf, darin ſie ſaßen, ſie meinten, der Gaſt könne ihnen nicht entkommen. Die Wirthin gibt ihnen noch eine Flaſche Branntwein zum Beſten, ſagt einige Worte zu dem Herrn und dieſer folgt ihr hinauf zur Kammer.

Der Fürſt war ein feinerer Beobachter als die halbtrunkenen, rohen Geſellen, die ſo zu ihrem Vortheil, das was er bei und an ſich trug, mit ihm getheilt hatten, und ihm jetzt außer ſeinem Geld auch noch die Kleider und das Leben nehmen wollten. Er hatte aus einzelnen Worten, die er aus ihrem leiſen Geſpräch, auf das er, mit abgewendetem Geſicht gar nicht zu merken ſchien, noch mehr

aber wenn er zuweilen einen verſtohlenen Blick auf ſie warf, aus ihren Mienen und Geberden, den Mordplan errathen, mit welchem ſie umgiengen, eben ſo hatte er aus dem ehrerbietigen Benehmen und aus den Mienen der Wirthin verſtanden, was ſie zu ſeinem Beſten im Sinne habe. Es bedurfte da, zwiſchen den beiden keiner langen Verſtändigung. Eine Thüre, von welcher die Raubmörder nichts wußten, führte aus der Kammer über einen Gang in den Hof hinab, dieſe öffnet die Jüdin ſo leiſe als möglich, ſetzt ſich mit dem Herrn in einen leichten Jagdſchlitten und ſie, welche mit allen Oertlichkeiten und Wegen des Waldes wohl bekannt iſt, bringt ihn ſehr bald zu der Gegend hin, wo ſeine Jäger und Bedienten waren.

Das erſte, was hier der Fürſt that, war, daß er ſeinen Leuten Befehl gab, das Schenkhaus zu umringen. Dieſe Ordre wurde ſchnell vollzogen, und man bemächtigte ſich der meiſten jener Mordgeſellen, nur etliche entkamen. Die gefangenen Communiſten erhielten ſogleich ihren wohlverdienten Lohn am Galgen, die Jüdin aber bekam für ihre treue Hülfe nicht nur das gewünſchte, feine Schabbashemde, ſondern außer dieſem die 70 Ducaten, die man den Räubern wieder abgenommen hatte und auf ſechs Jahre Befreiung von allen Pachtabgaben für ihr Haus und ihre Schenkwirthſchaft.

Der Fürſt, ſeitdem ihm ſelber die Gefahren eines ſolchen Communismus ſo nahe an das Leben getreten, brauchte von nun an einen beſſeren Ernſt zur Sicherung ſeiner friedlichen Unterthanen und ihres Eigenthumes. Alles verdächtige Geſindel jenes Gewerbes wurde aufgegriffen, in Verwahrung gebracht, und je nach Befund an den Galgen gehenkt, ſo daß bald die ganze Gegend von Bäubern geſäubert war.

5) Kühne Liſt gegen tückiſche Hinterliſt.

Derſelbe Stephan Schulz, aus deſſen Reiſeberichten wir die vorherſtehende kleine Rettungsgeſchichte entlehnten, erzählt eine andre, die ſich ebenfalls zu ſeiner Zeit in Polen zugetragen hat. Sie erinnert zwar einigermaßen an jene, wo ein Bedienter in einer großen europäiſchen Hauptſtadt, welcher Geld für ſeinen Herrn trug, von einem Räuber, der ihn in einem abgelegnen engen Gäßchen angefallen und ihm ſein Geld genommen hatte, ſich die Gunſt erbat, daß er ihn mit ſeiner geladnen Piſtole durch den Rock ſchießen möchte, damit ſein Herr ſähe, daß ihm wirklich das Geld mit Gewalt genommen ſey, ſie iſt aber, in der Weiſe, wie der Beraubte ſeinen Räuber überliſtete, von ungleich handfeſterer, kühnerer Art als die That des franzöſiſchen Bedienten.

Was wir hier erzählen, das hat ſich vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts in einer damals durch Räuber und Mörder ſehr unſicher gemachten, waldigen Gegend des jetzigen Großherzogthums Poſen zugetragen; Stephan Schulz erfuhr die Geſchichte, als er im Jahr 1743 in jener Gegend reiste.

Er war damals, am 7. März, ganz allein durch den Wald zwiſchen Birnbaum, Wierſchebaum und Schwerin an der Warthe gegangen und an dem zuletzt genannten Orte, wo er bei ſeinem Freunde, dem Pfarrer Willich eingekehrt war, wunderte man ſich ſehr über dieſe Kühnheit. Schulz fragte, warum man aus der Fußreiſe durch einen ſolchen Wald, dergleichen er ſchon ſo manchen durchwandert habe, etwas ſo Beſondres mache? denn außer den vielen ſich durchkreuzenden Fußſteigen, auf deren einem er auf ſeiner Hinreiſe nach Birnbaum irre gegangen ſey, habe

er nichts bemerkt, das ihm auffallend geweſen ſey. Die Leute in Schwerin antworteten ihm, daß er dann wohl vom Glück zu ſagen habe, wenn ihm nichts Andres zugeſtoßen ſey, als ein Verirren auf den vielerlei Fußſteigen, was auch Solchen begegne, die in dieſer Gegend zu Hauſe und aufs beſte bekannt wären. Aber eben dieſe Fußſteige könnten gar leicht zu ganz andren Unglücksfällen führen als zu einem bloßen Irregehen, denn ſie ſeyen abſichtlich von den Räubern angelegt, welche in dem Walde hausten und daſelbſt viele Mordthaten verübten. Zwar habe man ſich ſchon viele Mühe gegeben, um dieſe Diebesbanden zu vertilgen, auch habe man hin und wieder einzelne Mitglieder derſelben ergriffen und hingerichtet, ja vor etlichen Jahren ſey, durch einen ſonderbaren Anlaß eine ganze Bande ſolchen Geſindels in ihrem Schlupfwinkel entdeckt worden, und großentheils in die Hände der Gerechtigkeit gerathen, aber dennoch fehle noch ungemein viel daran, daß der Wald davon geſäubert ſey, denn noch immer würden häufige Räubereien und Mordthaten darinnen verübt.

Stephan Schulz erkundigte ſich weiter nach dem ſonderbaren Anlaß, der zur Entdeckung und zum Einfangen der Communiſtenbande geführt habe, und man berichtete ihm darüber Folgendes:

Vor einigen Jahren gieng ein Metzgersgeſell durch den Wald, welcher eine lederne Geldkatze um den Leib trug, darinnen einige hundert Thaler Geld waren, für welche er, in Auftrag ſeines Herrn Vieh einhandeln ſollte. Nahe bei Wierſchebaum kehrt er in ein Wirthshaus ein, um etwas zu trinken. Der Wirth betrachtet ſeinen Gaſt, und indem er ihm den Trunk hinſetzt, äußert er ſeine Verwunderung und ſein Bedenken darüber, daß er ſein vieles Geld ſo offenbar, daß Jeder es ſehen könne, an ſich trage,

und dabei noch ganz allein durch den Wald gehen wolle. „Wißt Ihr denn nicht,“ ſo fragt er, „daß der Wald voll Räuber und Mörder iſt, die einen Menſchen wohl um etlicher Groſchen, geſchweige um mehrerer hundert Thaler willen todtſchlagen?“

„Ei,“ ſagt der Metzger, „wohin ſoll ich den ſchweren Pack Geldes thun als in meine lederne Katze, wo ich ihn auf den Hüften trage ohne die Laſt zu ſpüren. Und was die Räuber betrifft, ſo habe ich gegen dieſe fünferlei Hülfe bei mir. Die erſte und beſte iſt die Hülfe Gottes, die andre iſt mein guter, ſtarker Metzgerhund, die dritte mein Hirſchfänger, die vierte und fünfte mein friſcher Muth und kräftiger Arm.“ Der Wirth weiß hierauf nichts mehr zu ſagen, er läßt ihn gehen.

Der Metzger war bereits faſt bis gegen die Mitte des Waldes gekommen, ohne etwas Verdächtiges zu bemerken, da tritt aus dem Gebüſch ein Kapuzinermönch zu ihm hervor. Dieſer ſcheint von ganz zaghafter Natur zu ſeyn, er ſpricht mit ängſtlicher Stimme: „Ach wie iſt mir es doch ſo lieb, daß ich Jemand in dieſem böſen, dicken Walde antreffe, wo es ſo unſicher ſeyn ſoll. Möchte er mich wohl mit ſich und in ſeinen Schutz nehmen, bis wir zum Wald hinaus ſind?“ Der Metzger bewilligt die Bitte gern, und die beiden gehen mit einander fort.

Den Mönch ſcheint bei jedem Geräuſch in dem Wald eine große Furcht anzuwandeln, er drängt ſich ängſtlich an ſeinen Begleiter und fragt: „Ach wie wird es uns ergehen, wenn jetzt plötzlich Räuber hervorbrechen und uns überfallen.“

„Da ſey er nur ruhig, Herr Pater,“ ſagt der Metzger. „Sieht er da meinen großen Hund? der iſt ſo brav, daß er allein mehr denn drei Räuber zerreißt, wenn ſie die Hand an mich legen wollen und mein Hirſchfänger iſt auch

nicht ſtumpf.“ „Iſt das Gewehr wirklich ſcharf?“ fragt der Kapuziner. — „Das kann er ſehen,“ ſagt der Andre, „ich „habe es erſt friſch ſchleifen laſſen.“

Der Metzger zieht den Hirſchfänger ein wenig aus der Scheide, der Mönch, um Erlaubniß bittend, zieht ihn vollends ganz heraus. „Ich darf wohl,“ ſagt er, indem er die Klinge betrachtet, „eigentlich mit keinem Gewehr umgehen, indeß, da wir hier allein ſind und keiner meiner Ordensbrüder und Bekannten es ſieht, kann ich wohl auch ein ſolches Ding einmal genauer betrachten.“ Hierauf faßt er den Hirſchfänger, den er anfangs ganz ungeſchickt in der Hand gehalten, bei ſeinem Griffe an und macht damit ſo komiſche Luftſprünge und Fechterſchwänke, daß ſein ehrlicher Begleiter herzlich darüber lachen muß. Mitten jedoch in dieſem gewandten Spiele führt er einen ſo geſchickten Streich nach dem Kopfe des Hundes, daß er dieſem vorn bei der Stirn die Schnauze durchhaut; das treue, ſchöne Thier thut einen lauten Schrei und ſtürzt todt zuſammen. Jetzt wendet ſich der verkappte Raubmörder, denn dieſes war er, ſchnell zu dem Metzger, packt dieſen bei der Bruſt und ruft ihm mit geſchwungenem Hirſchfänger zu, er ſolle ſein Geld hergeben, dann wolle er ſeines Lebens verſchonen. Der Metzger, ohne ſich lange zu beſinnen, ſagt: „Herr, ich bin in eurer Gewalt, ich muß euch ſchon mein Geld geben. Wenn ich aber ohne daſſelbe wieder zu meinem Meiſter komme, wird mirs dieſer nicht glauben, daß mirs mit Gewalt abgenommen iſt, darum macht mir ein Zeichen, daran Jedermann erkennen kann, daß ich unter Mörderhände gefallen ſey.“ Der in die Mönchskutte vermummte Communiſt fragt ihn, was er unter dieſem Zeichen meine und der Metzger ſagt: „Das Beſte wird wohl ſeyn, wenn ihr mir meine rechte Hand abhauet. Der Raubmörder iſt dies

zufrieden und der Andre bittet ihn nur noch, daß er den Hieb ſo einrichten ſolle, daß die Sache gleich mit einem Male abgethan ſey und der Schmerz nicht zu lange daure. Er wolle die Hand hieher auf einen glatt abgeſägten Baumſtamm legen, der Herr möge dann nur gut nach dem Gelenke zielen und recht ſtark zuhauen, daß die Hand gleich ganz heruntergehe.

Der Metzger ſtreift ſich den Rockärmel und das Hemde hinauf und legt die bloße Hand mitten auf den Baumſtamm hin. Der Räuber mit dem Auge zielend holt zu einem mächtigen Hiebe aus und führt dieſen mit aller Kraft auf die Hand zu. Aber in demſelben Augenblick zieht der Andre mit Blitzesſchnelle ſie zurück, die ſcharfe Klinge des Hirſchfängers fährt in den Baum hinein und bleibt feſt in dem Stamme ſtecken. Der Metzger läßt dem Mörder keine Zeit das Gewehr wieder heraus zu ziehen, ſondern er packt ihn mit ſeiner ſtarken Fauſt bei der Gurgel, wirft ihn zu Boden, giebt ihm noch ſo manchen tüchtigen Stoß und Schlag, daß der Kerl ſich kaum noch rühren kann, dann bindet er ihm mit einem guten Stricke, den er zum Geſchäft ſeines Viehhandels bei ſich führte, Hände und Füße, verwehrt ihm das laute Hülfeſchreien durch einen Knebel, den er ihm in den Mund ſteckt und läuft nun eilig nach Schwerin zurück, wo er das, was ihm geſchehen, vor Gerichte anzeigt. Ein Trupp Bewaffneter wird hinausgeſchickt in den Wald, dieſe bringen den wacker durchbläueten Communiſten herein in die Stadt, wo man ohne ihn weiter zu ſchlagen oder zu peinigen bloß durch ein von Zeit zu Zeit ihm verordnetes ſtrenges Faſten ihn bald ſo zahm machte, daß er den verborgnen Aufenthaltsort und die Orte der Zuſammenkünfte ſeiner Mordgeſellen offenbarte, von denen eine gute Zahl ertappt und hingerichtet wurde.

Der Einfall, durch den der Metzger ſich rettete, war allerdings originell und kühn genug. Hätte der ehrliche Burſch ſeine Hand nur um eine Secunde zu früh oder zu ſpät zurückgezogen, dann wäre es nicht um ſein Geld allein, ſondern um ſein Leben geſchehen geweſen. Von den fünferlei Hülfen jedoch, deren Begleitung er ſich rühmte, ſind ihm vor allem die erſte und nach dieſer die beiden letzten ſo gut zu ſtatten gekommen, daß er unverletzt der großen Gefahr entgieng.

6) Die aufgedrungene, böſe Bewirthung.

Die beiden, vorherſtehend erwähnten Gefahren unter Raubmördern erlebte Stephan Schultz nicht in eigner Perſon, ſondern theilte ſie nur aus fremden Berichten mit; die dritte aber, von welcher wir hier reden wollen, ſtieß ihm ſelber zu und zwar in demſelben Lande, wo die beiden erſteren ſich ereignet hatten.

Es war auf ſeiner erſten Reiſe durch Polen nach Ungarn, die er in Geſellſchaft eines jungen Theologen, Namens Bennewitz, machte, welcher der polniſchen Sprache vollkommen mächtig war, als Schultz, am 17. Sept. 1747 nach Lublin, nahe vor Krakau kam. Ein junger Menſch hatte ſich den beiden Reiſenden, die wie er zu Fuße giengen, beigeſellt, welcher in Lublin eine Bedientenſtelle ſuchte. Es war noch am Vormittag und die Witterung ziemlich heiß, die beiden Reiſenden freuten ſich, da ſie ſchon nahe vor ſich eine hohe Mauer ſahen, die ſie für die Stadtmauer hielten, weil ſie jetzt bald dem Staub der Straße zu entkommen hofften. Da trat ein Mann zu ihnen in einem grünen Kleide, das zwar ziemlich abgetragen ausſahe, dabei aber von ziemlich feinem Tuche war und golddurchwirkte Knöpfe hatte. An ſeiner Seite trug er einen alten Soldatendegen

und auch ſein übriges Ausſehen war ſo, daß ihn unſre beiden Deutſchen für einen alten, am Thore Wache ſtehenden Stadtſoldaten hielten. Dieſe Meinung wurde noch dadurch verſtärkt, daß er die Reiſenden darüber ausfragte, woher ſie kämen, wohin ſie wollten? Sie beantworteten ihm dieſe Frage und nachdem er den aus der Gegend ſelber gebürtigen Bedienten hatte gehen laſſen, hieß er die beiden Fremden ihm folgen. Dieſe, noch immer in dem Wahne, daß ſie ſchon nahe am Thore wären, und daß der Mann ein Viſitator ſey, der ihr Gepäck durchſuchen wolle, giengen unbedenklich hinter ihm drein.

Der Mann führte ſie gegen die hohe Mauer hin, die ſie für die Stadtmauer gehalten hatten; ſie ſahen jetzt freilich, daß es die Mauer eines Kloſtergebäudes mit ſeinen Höfen und Gärten ſey, folgten aber dennoch, ohne ſich etwas Arges dabei zu denken, ihrem Führer hinein in ſein Haus, das hinter dem Kloſtergebäude verſteckt zum Theil in den Felſen hinein gebaut war. Sie ſtunden hier, die gewöhnliche Zollviſitation erwartend, der Mann befahl ihnen ihre Reiſetaſchen und ihre Hirſchfänger (dergleichen damals jeder Reiſende, namentlich in dieſen Ländern, an ſich trug), abzulegen und ſich niederzuſetzen. Die beiden Reiſenden baten, das Geſchäft, das man mit ihnen habe, zu beſchleunigen, denn ſie ſollten noch vor Tiſche in der Stadt ſeyn; der Hauswirth, der in haſtiger Weiſe um ſie herumgieng und dabei ſie bald Brüder, bald Jäger nannte, ſagte: ſie müßten erſt bei ihm eſſen. Schultz erklärte ihm, daß dies nicht möglich ſey, denn ſie würden bis Mittag bei dem Kaufmann Pelz erwartet, dem ihre Ankunft ſchon durch Briefe angezeigt ſey. Der Mann ſagte: „Dahin könnt ihr nicht gehen, denn Herr Kaufmann Pelz iſt auf ſein Landgut gefahren und überdieß ſtehen am Thore der Stadt viele Soldaten, die euch

große Noth machen würden, weil jetzt ſtark geworben wird und ihr große Leute, dazu im Lande ganz fremde ſeyd. Ihr müßt bei mir bleiben bis gegen Abend, dann will ich mit euch gehen und euch, an der Stadt vorbei auf die rechte Straße nach Krakau bringen.

Ein ſolcher gewaltthätig zudringlicher Wirth, wie dieſer, war den beiden Reiſenden noch niemals und nirgends vorgekommen. Sie ſahen ſich bedenklich an und jeder von beiden hatte die Ahnung, daß hier unter dieſem Dache es nicht ſicher zu wohnen ſey. Dennoch blieben ſie noch ruhig, den weitren Verlauf dieſer ſeltſamen Nöthigung abwartend.

Ein Weib war da, welches ganz die Farbe und das übrige Ausſehen einer Zigeunerin hatte, und welches in widerwärtiger Weiſe auf die Fremden hinblickte; es war die Frau des Hauſes, ihr Mann fragte ſie haſtig, ob ſie das Eſſen noch nicht fertig habe. Die Frau bejahte dies und brachte alsbald eine Waſſerſuppe und einen Mehlbrei auf den Tiſch. Aber zu dieſen beiden Gerichten fehlte noch das Brod und der Wirth im grünen Rock mit den golddurchwirkten Knöpfen forderte von ſeinen Gäſten einen Schoſtack (ohngefähr ſechs Kreuzer) um Brod zu holen. Die beiden gaben ihm gern das Begehrte, weil ſie dabei ſeiner los zu werden und die Freiheit zu erlangen hofften, ſobald er aus dem Hauſe ſey auch ſich fort zu machen aus dieſem verdächtigen Obdach. Aber der Grünrock ſchloß, als er hinausgieng, die Hausthür hinter ſich zu und nirgends zeigte ſich ein Ausweg aus dem Gefängniß, denn nach hinten war es in den Felſen hineingebaut, die Fenſter, die nach vorn hinaus giengen, waren feſt, mit eiſernen Gitterſtäben verwahrt. Alle Räume, in die man blickte, glichen denen eines dumpfigen Kerkers.

Der Kerkermeiſter kam nach einiger Zeit wieder, in einem Schnupftuch brachte er allerhand Brocken von Brod, Semmeln und Pretzeln, wie man dergleichen den Bettlern einzuhändigen pflegt, zugleich aber zeigte er einen Ducaten hin, beklagte, daß er ihn habe nicht wechslen können und fragte ſeine Gäſte, ob ſie nicht denſelben ihm wechslen wollten? Die beiden Reiſenden erwiederten, daß wenn ſie Leute wären, welche ſich Ducaten einwechslen könnten, ſie nicht ſo ärmlich zu Fuße gehen würden. Uebrigens ließen ſie keine Muthloſigkeit noch Furcht an ſich bemerken, ſondern zwangen ſich etwas von den in der That nicht eben anlockenden Gerichten zu eſſen, welche die verdächtige Wirthin ihnen aufgetragen hatte. Als der Wirth ſie eſſen ſahe, forderte er abermals einen Schoſtak von ihnen, um Bier zu holen. Schultz äußerte, daß es die Frage ſey, ob er noch ſo viel bei ſich habe? Er zog hierauf ſeine Börſe, den abgeſchnittnen Socken von einem Zwirnſtrumpf aus der Taſche heraus, darin war etwa ein halber Gulden an ganz kleiner polniſcher Münze (Schilgern und Pultoracken) enthalten, aus dieſen legte er die geforderten ſechs Kreuzer zuſammen. Der Wirth ſahe ihn verwundert an und fragte, ob denn er und ſein Reiſegefährte kein andres Geld bei ſich führten als ſolche Bettelmünze. Schultz antwortete, daß ſie allerdings, wenn auch nicht Bettler, doch ſolche Leute ſeyen, welche von milden Gaben und Almoſen lebten und reiſten, daß ſie deshalb niemals viel Geld bei trügen. Er konnte dieſes, wie er in einer Anmerkung bezeugt, mit voller Wahrheit ſagen, denn die Kaſſe des Calembergiſchen Inſtitutes für Miſſionen unter den Juden, aus welcher die beiden Reiſenden ihren nothdürftigen Unterhalt empfingen, beſtund nur durch freiwillige, milde Beiträge und bei den Ausgaben, welche die Reiſen erforderten, war ſehr auf

die Gaſtfreundſchaft gerechnet, die ihnen an ſehr vielen Orten, dahin ſie kamen, von chriſtlichen Freunden erwieſen wurde, auch pflegten die Reiſenden, wo dies nur möglich war, nicht ſowohl baares Geld als Anweiſungen von einem Orte zum andern bei ſich zu führen, welcher mittelbar oder unmittelbar mit dem Halliſchen Inſtitut und ſeinen auswärtigen Geſchäftsführern in Verbindung ſtand.

Als der Wirth im grünen Rocke das Geld zum Bier empfangen hatte, gieng er fort, und ſchloß dabei abermals alle Thüren hinter ſich zu. Den beiden Reiſenden wurde ihre Lage immer bedenklicher. Das Haus, darin ſie ſich gefangen ſahen, glich einer wahren Räuberhöhle; ſie hatten allen Grund zu vermuthen, daß noch andre Diebsgeſellen in den Zimmern verborgen ſeyen, welche in den Berg hineingebaut waren und zu denen eine Thür aus ihrem Zimmer führte, die das alte Weib, wenn ſie hineingieng, eben ſo ſorgfältig hinter ſich zuſchloß als ihr Mann die nach außen führenden Thüren. Die gefangenen Männer ſtellten ſich an die Fenſter und blickten ſo weit ſie vermochten auf den vorbeiführenden Weg hinaus, in der Hoffnung, daß irgend ein Menſch in der Nähe vorbeikommen werde, den ſie um Hülfe anſchreien könnten. Aber dort zwiſchen die hohe Mauer des ſtillen Kloſters und den Bergfelſen mochte wohl nur ſelten ein Wandrer hingerathen. In dieſer angſtvollen Lage blieb nur ein Rettungsmittel: das war inniges Gebet zu Gott um ſeine Hülfe, nur eine Hoffnung, das war die, welche der feſtvertrauende Glaube gab.

Der Mann, der ſich den Titel eines Lieutenants beilegte, war indeß wiedergekommen mit ſeinem Bier. Er gieng, bald in unruhiger Haſt im Zimmer herum, bald in die kellerartige Kammer hinein, oder betrachtete mit unheimlichem

Blicke, als ob er ihre Kleider und Reiſetaſchen mit den Augen abſchätzen wolle, ſeine Gäſte und das was ſie an und bei ſich trugen. Auf ihre Fragen antwortete er nur kurz und abgebrochen, auf ihre Wünſche gleich jetzt, nicht erſt am Abend ſich auf den Weg zu machen, gar nicht. So vergiengen einige Stunden in ſtummer Erwartung und dennoch durch die Kraft, welche das Gebet gab in getroſter Hoffnung auf eine nahe Hülfe. Da ſchaute der ſogenannte Herr Lieutenant durchs Fenſter und bemerkte, daß ein vornehm gekleideter Herr: es war ein Adeliger, dem ein Diener in deutſcher Livre nachfolgte, des Weges an ſeinem Hauſe vorbeikam. Er mochte mit dieſem etwas für ihn ſelber ſehr Dringendes zu ſprechen haben, denn er lief ſo eilig und haſtig nach der Hausthür hinaus, daß er es vergaß die Stubenthür hinter ſich zuzuſchließen, doch trat er ſorgfältig den Ausweg bewachend nicht hinaus auf die Straße, ſondern blieb, indem er mit dem Herrn ſprach, unter ſeiner Hausthür ſtehen.

Den beiden Gefangenen war dieſer ihnen unbekannte Herr wie ein guter Engel, zu ihrer Rettung gekommen, ſie griffen, während der Wirth in eifrigem Geſpräch war, das der Andre bald abzubrechen und weiter zu gehen geſonnen ſchien, eilig nach ihren Reiſetaſchen und Hirſchfängern und liefen zur Zimmerthür hinaus nach der Hausthür. Der Wirth wollte ſie gewaltſam und ziemlich unſanft zurückſtoßen, wagte jedoch in der Gegenwart des Herrn es nicht ihnen gebieteriſch zu befehlen, ſondern bat ſie nur, daß ſie noch bleiben möchten, ſie aber drangen ſich kräftig zur Thür hinaus und ſprachen: „Es iſt endlich Zeit, daß wir weiter gehen.“ Der Grünrock mußte, aus Furcht vor dem vornehmen Herrn ſie ziehen laſſen, dieſer aber, indem ſie ehrerbietig grüßend an ihm vorbeigehen wollten, fragte ſie freundlich, wer ſie ſeyen? Candidaten

der Theologie, antworteten ſie. — Und wo kommen Sie her? — Zunächſt aus Warſchau. — Wohin wollen Sie gehen? — Nach Krakau. — Der Herr ſagte darauf: „Gott laſſe Seinen Engel vor Ihnen hergehen“ und die beiden, für ſeinen Segenswunſch von Herzen ihm dankend, giengen fröhlich ihres Weges.

Sie waren, wie bereits erwähnt, in der Meinung geſtanden, daß ſie ſchon bei den Mauern der Stadt und ganz nahe an ihren Thoren ſich befänden, beim Weitergehen bemerkten ſie aber bald ihren Irrthum, denn ſie hatten, jenſeits der langen Kloſtergartenmauern noch eine Viertelſtunde weit zu gehen, bis ſie zur krakauer Vorſtadt des alten, ziemlich weitläufig gebauten Lublin kamen. Hier traten ſie in ein Judenhaus ein, das eine Schenkwirthſchaft betrieb, um ſich näher über die angeblichen Unannehmlichkeiten zu erkundigen, die ihnen nach der Ausſage des verdächtigen Wirthes am Stadtthor drohen ſollten. Man ſetzte ihnen Bier vor, ſie tranken etwas, aber gleich bei dem erſten Schluck erhielten ihre Mägen die Kraft jene widerwärtige und ungeſunde Speiſe von ſich zu geben, die man ihnen in der gefährlichen Zigeunerwirthſchaft aufgenöthigt hatte. Als die anweſenden Juden dieſe Art des Erbrechens, gleich wie nach einem genoſſenen Gifte ſahen, fragten ſie die beiden Gäſte ganz erſchrocken, was ihnen denn zugeſtoßen ſey? Die beiden Reiſenden beſchrieben ihnen, in welches Haus man ſie verlockt habe, welche Behandlung ſie dort erfahren, und auf welche Weiſe ſie entkommen ſeyen. Da ſprachen die Juden mit lauter Stimme ein hebräiſches Dankgebet und als ſie dieſes geendet hatten, riefen ſie: „Ja, Gott hat in Wahrheit ſeinen Engel geſandt und euch errettet. In jenes Haus hat man ſchon mehr Fremde hinein aber nicht wieder herauskommen ſehen.“

Etwa nach einer halben Stunde hatten ſich das Uebelbefinden und die Neigung zum Erbrechen gegeben, die beiden Reiſenden konnten jetzt ohne weitre Beſchwerde trinken. Sie ließen da bei den wahrhaft freundlich theilnehmenden Leuten ihre Sachen und giengen in die Stadt. Dort an ihrem Thore überzeugten ſie ſich bald ſelber, daß, wie die Juden ihnen ſchon geſagt hatten, kein Wort von dem wahr ſey, was der angebliche Lieutenant von den Gefahren ihnen einreden wollte, welche die Werber ihnen bringen würden, denn die wachthabenden Soldaten fragten ſie zwar, wo ſie herkämen und wohin ſie wollten, aber der Offizier behandelte ſie durchaus ſehr freundlich und höflich und als er hörte, daß ſie nach dem Poſthauſe fragten, gab er ihnen einen von ſeinen Leuten mit, der ſie an die Poſt hinführte. Die Reiſenden waren nicht deshalb dorthin gegangen, weil ſie etwa mit dem Poſtwagen weiter zu fahren gedachten, ſondern um den Poſtmeiſter, einen geborenen Deutſchen, Namens Gebhardt, zu beſuchen, einen Mann von ernſter, guter Geſinnung, der an der Wirkſamkeit des Calembergiſchen Inſtitutes und dieſer ſeinen beiden Sendboten den wärmſten, innigſten Antheil nahm. Auch der andre Freund, an welchen die Reiſenden namentlich empfohlen waren, Herr Kaufmann Pelz, war keineswegs auf ſein Landgut verreiſt, wie der lügenhafte Grünrock ſeinen gezwungenen Gäſten verſichert hatte, ſondern mußte als Kranker das Zimmer hüten. Unter und mit dieſen gleichgeſinnten, liebevollen vorher noch nie geſehenen Freunden brachten die beiden deutſchen Candidaten Stunden zu, welche ſie bald alle die Augenblicke der Angſt vergeſſen ließen, die ſie in der böſen Herberge, draußen vor der Stadt erduldet hatten, und welche ihnen für ihr ganzes noch übriges Leben eine theure Erinnrung blieben.

7) Rettung aus den Gefahren eines Schiffbruches.

(Aus Galignanis Observer April 1848.)

Gegen das Ende des letzten engliſch-amerikaniſchen Krieges marſchirte das kgl. Infanterie-Regiment Neu-Schottland unter dem Kommando des Oberſten Darling nach Quebek; dort erhielt es Befehl ſich zur Einſchiffung nach Halifax bereit zu halten. Ein ſchönes, nach Art einer Fregatte gebautes Schiff von 550 Tonnen, Erzherzog Carl genannt, wurde zur Ueberfahrt gemiethet und der rechte Flügel des Regimentes begab ſich an Bord deſſelben, beſtehend aus 11 Offizieren und 200 Gemeinen, zu denen noch 48 Weiber und Kinder kamen, ſo daß die ganze Zahl der an Bord befindlichen Perſonen mit der Schiffsmannſchaft gegen 300 betrug. Ein königlicher Lootſe war dem Schiff als Führer beigegeben, mit welchem es, bei friſchem N. O. Wind am 29. Mai 1816 unter Segel gieng. Am Abend des zehnten Tages kam man aus dem Golf des Lorenzſtromes heraus, und nachdem man ſich, wie man meinte, weit genug ſeewärts gehalten hatte, ließ der Lootſe den Curs nach Weſten nehmen, in der Erwartung ſchon am andern Tag in Halifax einzulaufen. Gegen ſieben Uhr des Abends zeigte ſich, bei übrigens reinem Himmel auf der Windſeite am Horizonte ein ſchwarzer Kreis, der ſich von N. O. nach S. W. zog, der wohlbekannte Vorläufer einer Nebelbank und bald hernach war das Schiff in einen jener dicken Nebel eingehüllt, die an jener Küſte ſo häufig ſind. Da man wußte, daß man in den Strich gekommen ſey; den die nach England ſeglenden Weſtindienfahrer einhalten, und da der Nebel unter ſtarkem Regen und unaufhörlichen Windſtößen ſich zu einer tiefen Schwärze

verdichtete, wurde eine Berathung unter den Marineoffizieren gehalten, und dieſe hielten mit dem Lootſen es für das Beſte den Curs, mit wenig Segeln, beizubehalten. Man ſtellte jetzt auf dem Vordertheil des Schiffes eine Wache auf, ließ von Zeit zu Zeit die Trommeln rühren, und wendete alle andre nöthige Vorſichtsmaßregeln an, um den Zuſammenſtoß mit einem andern Schiff zu vermeiden.

Nachdem dieſe Anſtalten getroffen waren, wollten ſich die, welche die Reihe der Wache nicht traf, in ihre Schlafſtätten begeben, um hier der Ruhe zu pflegen. Mehr als vielleicht die andern Alle bedurfte dieſer heute der Lieutenant Charles Stewart, der Held unſrer Rettungsgeſchichte, Anführer der Grenadiercompagnie, die ſich auf dem Schiffe befand. Ihm, dem rüſtigen, an beſtändige Thätigkeit gewöhnten jungen Manne hatte man, weil er brauchbar vor Andren war, mehr aufgebürdet als Andren; er hatte während der ganzen Fahrt kaum eine einzige Nacht ſich niedergelegt zum Schlafen, jetzt, das fühlte er, war ſeine Kraft der Erſchöpfung nahe. Er war ſo eben hinabgeſtiegen zu ſeiner Kajüte, da ließ der Oberſt ihn rufen und ſagte ihm, daß es ſein beſondrer Wunſch ſey, daß er, der Herr Lieutenant heute Nacht, bei der drohenden Gefahr, in welcher das Schiff ſich fände, auf dem Verdeck bliebe. Charles Stewart war ein zu guter Soldat, als daß er gegen den Befehl eine Einwendung verſucht hätte, er raffte ſeine letzten Kräfte zuſammen, beſiegte die Neigung zum Schlaf, und nach wenig Minuten bezog er mit zehn Mann ſeiner Leute die Wache auf dem Vorderdeck, während Capitän Glennie mit andren zehn Mann auf das Hinterdeck poſtirt war. Der Regen ſtrömte unausgeſetzt herab; plötzliche Windſtöße und hochgehende See machten das Schiff ſtark rollen, die Nacht war ſo dunkel, der Nebel ſo dick,

daß man kaum das halbe Schiff überblicken konnte, da jedoch der königliche Lootſe ſelber am Steuerruder ſaß, war man ohne Sorgen.

Gegen 10 Uhr des Nachts rief der Späher auf dem Bugſpriet die Vorderwache an, und wies auf etwas, das er für ein Licht hielt. Lieutenant Stewart, der daſſelbe zu ſehen glaubte, begab ſich ſogleich auf das Hinterdeck um den Lootſen aufmerkſam zu machen, zu ſeinem Erſtaunen fand er hier den Oberſt Darling, der ſo eben dem Piloten ein Glas heißen Grogg (Rum mit Zuckerwaſſer) reichte. Auf ſeine Anzeige bekam Stewart eine unhöfliche Antwort vom Lootſen und vom Oberſten den Befehl ſich auf ſeinen Poſten zurück zu begeben. Nicht lange darauf ſchrie der Späher abermals „Licht“ und Stewart ſahe deutlich etwas, das er für ein durch den Nebel blinkendes Licht (Schifferſignal zur Warnung vor Klippen) hielt; ſeiner Schuldigkeit gemäß meldete er zum zweiten Male ſeine Beobachtung. Die Antwort war: „Herr ich bin ſeit 25 Jahren königlicher Lootſe an dieſer Küſte; ich muß wiſſen wo ich bin“ und der Oberſt, mit einiger Heftigkeit wies den Lieutenant auf ſeinen Poſten zurück. Nach dieſer zweimaligen Abweiſung enthielt ſich Stewart der weitren Berichte, er hielt, gebeugt von ſchwerer Ahnung ſtill auf ſeinem Poſten aus.

So gewiß der Lootſe ſeiner Sache zu ſeyn, und weit von der Küſte entfernt im freien Meer zu ſeglen wähnte, ergab ſich dennoch bald, daß das Schiff, auf eine freilich nicht zu enträthſelnde, vielleicht für den Piloten auch nicht zu entſchuldigende Weiſe zwiſchen die Jeddore=Felſen gerathen ſey, welche nur anderthalb Seemeilen von der Küſte und ſechzig Meilen von Halifax liegen.

Während Stewart mit ſeinen Leuten unter dem herabſtrömenden Regen auf ſeinem Poſten ſtund, trug ſich etwas

zu, das zu jenen ſeltſamen Aeußerungen des Ahnungsvermögens und eines ſogenannten zweiten Geſichtes gehörte, von denen die Seeleute in alter und neuer Zeit ſo manche Fälle zu erzählen wiſſen. Es war gegen halb zwölf Uhr des Nachts, als ein Matroſe den Lieutenant auf einen dunklen Gegenſtand aufmerkſam machte, welcher mit Blitzesſchnelle quer unter dem Bug vorbeifuhr, während man zugleich deutlich die Worte hörte: „Hütet euch vor den Klippen.“ Stewart ließ ſogleich die Trommel ſchweigen, aber obgleich alle die auf dem Vorderdeck waren die tiefſte Stille beobachteten, hörte man doch nichts weiter; man hielt das Ereigniß für eine Selbſttäuſchung.

Gegen Mitternacht fühlte ſich Stewart vom langen Wachen, von Nüchternheit und der Schwere ſeiner vom Regen triefenden Kleider ſo angegriffen, daß er das Verdeck auf einige Minuten verlaſſen mußte. Er war kaum in ſeine Kajüte hinabgekommen, hatte ſeinen Rock abgeworfen, und wollte etwas von den Erfriſchungen genießen, die ſein Oberſt für ihn zurückgeſtellt hatte, da fühlte er, wie das Schiff mit furchtbarer Gewalt aufſtieß. Er eilte aufs Verdeck; eine Sturzwelle hatte den hintern Theil des Schiffes getroffen, die Planken und das ganze Wachthaus fortgeführt und zwei Weiber, die darin ſchliefen über Bord, geſpült. Unter dem Raſen einer tobenden See, im furchtbaren Dunkel der Nacht hörte man das Schreien der Weiber und Kinder, alle Gewalt über die Mannſchaft war dahin, jede natürliche Ordnung aufgelöst; Männer verließen ihre Frauen, um nur ſich ſelber zu retten, und Frauen flehten Andre um Hülfe an. Ein Offizier, ſonſt von unbeſcholtenem Muthe und als zärtlicher Gatte bekannt, kletterte, ohne auf die innigen, angſtvollen Bitten ſeiner Gemahlin zu achten, am Takelwerk des Mittelmaſtes hinan, und

überließ ſie ihrem Schickſale. Die Gemahlin des Oberſt Darling, da ſie Stewarts Stimme erkannte, ſtürzte auf ihn zu, und bat, ſeine Kniee umfangend flehentlich, daß er ſie retten möge; nur mit der größeſten Mühe konnte er ſich losmachen, und nach dem Punkt der allgemeinen Gefahr eilen, wo ſeine Hülfe noth that.

Es zeigte ſich, daß das Schiff auf einen verborgnen Felſen geſtoßen ſei; die See brach ſich darüber und füllte alle ſeine Räume ſchnell mit Waſſer. Nur einige wenige von den am Bord befindlichen Menſchen wurden vom Waſſer in dem Augenblicke weggeſpült, als ſie ihre Lagerſtätte verließen, bei weitem die größere Zahl derſelben erreichte den Vordertheil des Schiffes, wo ſie dicht zuſammengedrängt den Morgen erwarteten. Dieſer kam endlich, und zur unbeſchreiblichen Freude für Alle ſahe man, in einer Entfernung von etwa 50 Ellen vom Schiffsüberreſt einen Felſen über das Meer hervorragen, an dem ſich die Wellen mit furchtbarer Gewalt brachen. Als eine einzige Hoffnung zur Rettung erſchien es, wenn es gelänge das Wrack des Schiffes durch ein Tau mit dieſem Felſen in Verbindung zu ſetzen. Aber wie und durch wen ſollte dies bei ſolchem Ungeſtüm des Meeres gelingen? Ein Seemann war auf dem Schiffe, der geprüfteſte in Gefahren von Allen, denn er hatte die Schlacht von Trafalgar mitgemacht und glücklich beſtanden, der konnte vielleicht rathen. Man ſuchte den hochgeachteten Trafalgarmann, aber — man fand ihn betrunken von Rum oder Arrak, am Boden der Branntweinkammer, die er, mitten in den Augenblicken der drohenden Gefahr mit einigen andern trinkluſtigen Geſellen erbrochen hatte, um ſich „die Bitterkeit des Todes zu vertreiben“. Andre hatten noch thörichter als jene, die Schiffskaſſe erbrochen, und ſich mit Goldſtücken beladen, deren Gewicht

ihnen bald nachher den Tod im Meere brachte. Die Gefahr wuchs in jedem Augenblick, da richteten ſich, wie durch einen gemeinſamen Inſtinkt geleitet, die Augen Aller auf Stewart, der mit gekreuzten Armen daſtand und ſinnend den Weg abmaß, der zwiſchen dem Schiff und dem Felſen zu durchſchwimmen war. Vergeblich hatte man die Matroſen aufgefordert hinüber zu ſchwimmen, ſie ſagten, dies ſey wegen der furchtbaren Brandung am Felſen unmöglich, die Soldaten aber kannten an jenem ſeltnen Offizier nicht, nur eine außerordentliche Fertigkeit im Schwimmen, ſondern einen eben ſo außerordentlichen Heldenmuth. Seine Grenadiere fielen vor ihm auf die Kniee, die andren Soldaten folgten ihrem Beiſpiel, alle baten, er ſolle ihr Leben retten. Stewart warf alle Kleider, bis auf Hemd und Beinkleider von ſich, ſchnallte ſeine Militärkappe feſt an, befeſtigte ein Tau um ſeinen Körper, ſtürzte ſich vom Fockſtag in die ſiedende Brandung, verſchwand aber ſogleich aus den Augen der Andren, denn er war unter das Schiff gerathen. Doch ſein Muth blieb Sieger; er arbeitete ſich aus dem Waſſer herauf und ſchwamm gegen den Felſen hin, auf den ihn eine ungeheure Woge ſo heftig hinſchleuderte, daß er geſtoßen und verwundet und dennoch ohne ein Glied zerbrochen zu haben, am Boden da lag. Er raffte ſich auf; aber der Fels war allerwärts mit ſchlüpfrig glattem Seegras bedeckt; an ſeinem Fuß wie an den Seiten zwar voller Unebenheiten, nirgends aber der Befeſtigung eines Taues günſtig. Endlich hatte er den Gipfel deſſelben erklommen, und hier gelang es ihm das Seil zu befeſtigen. Das viele Salzwaſſer, das er auf ſeinem Wege vom Schiff herüber geſchluckt hatte, wirkte in gewöhnlicher Weiſe; es regte in ihm einen überaus heftigen Durſt auf. In einer Höhlung des Felſens ſahe er klares Waſſer ſtehen, das er

für Regenwaſſer hielt, er ſchöpfte davon ſeine Kappe voll und trank begierig, bemerkte aber bald, daß es eben ſo ſalzig ſey als die Wogen, aus denen er ſo eben aufgetaucht war. Indeß wußten die Leute an Bord noch nicht einmal ob er noch lebe, noch weniger aber, daß er den Felſen glücklich erreicht habe. Auch Stewart bemerkte es, daß der dichte Nebel den Leuten auf dem Schiffe die Ausſicht zum Gipfel des Felſen eben ſo verſchließen müſſe, als ihm die Ausſicht nach ihnen hin, er verſuchte es deshalb herabzuſteigen, um durch ſeinen Anblick und ſein tröſtliches Zuwinken die Schaar der Reiſegefährten aus ihrer bangen Sorge und Todesangſt zu befreien. Am Fuß des Felſen konnten ihn ſeine Leute ſehen, aber an die Seite, die gegen das Schiff hin lag, ſchlugen die Wogen ſo furchtbar an, daß es unmöglich war hier herabzuſteigen, er verſuchte es auf der andern Seite, glitt jedoch, von der hier faſt ſenkrechten, mit Seegras überdeckten Felſenwand hinab ins Meer. Die Glieder, von den Stößen an den Felſen gelähmt, vom Froſt erſtarrt, verſagten anfangs ihre Dienſte, der Geiſt aber zeigte ſich auch hier mächtiger als das Fleiſch: der Gedanke, daß von dem Gelingen ſeiner That das Leben der Dreihunderte auf dem Schiffswrack abhänge, gab ihm neue Kräfte, er rang ſich durch die Brandung hindurch nach der andern Seite des Felſen hin, auf deſſen harten, unebenen Grund ihn, nach einer halbſtündigen Anſtrengung eine Woge ſo gewaltſam hinſchleuderte, daß er blutend und wie zerſchlagen auf dem Rücken liegen blieb. Jetzt ſahen ihn ſeine ſchiffbrüchigen Gefährten, er erhob ſich, gab das verabredete Signal, daß ihm die Befeſtigung des Taues gelungen ſey, und alsbald erhoben Alle am Bord ein lautes Freudengeſchrei. Sie zogen das Tau an, und fanden daß es feſthielt.

Ein einziges Boot war dem Schiff noch übrig geblieben: die Jolle, in welche alsbald ein Matroſe ſich hinabließ und am Seile hingleitend ſie nach dem Felſen führte, an welchem er ein ſtärkeres Tau, das er mit ſich brachte, befeſtigte. Die Frauen und Kinder, ſo beſchloß man, ſollten jetzt zuerſt das Wrack verlaſſen, es wurden immer zwei und zwei Erwachſene, oder eine Mutter mit etlichen Kindern zuſammengebunden, weil das kleine Boot, in welchem zwei Matroſen das Ruder führten, eine größere Zahl nicht faſſen konnte.

Stewart hatte ſich überzeugt, daß die unebene und ſchlüpfrige Oberfläche des Felſens, auf welchem er, zum Heil Aller Fuß gefaßt hatte, für die große Zahl der Schiffbrüchigen nicht einmal einen hinreichenden Raum zum Stehen gewähren könne. Da zertheilte ſich, in dem Augenblick, wo er die Jolle mit der Gemählin des Oberſten, ihren zwei Kindern und dem Regimentsarzt vom Schiffe abſtoßen ſahe, der Nebel gegen die Küſte hin, und ein andrer Felſen ward ſichtbar von bedeutenderer Höhe und etwas beträchtlicherem Umfange. Als das Boot ſich nahete, gab er den Matroſen ein Zeichen, das dieſe alsbald verſtanden; ſie ruderten nach jenem zweiten Felſen hin, an dem ſie die Brandung viel geringer fanden als an dem erſten, und deshalb ohne Schwierigkeit ihre Paſſagiere auf ihm abſetzten. Allmälig wurden auf dieſe Weiſe alle Frauen und Kinder in Sicherheit gebracht, und während dieſes geſchahe, hatte man auch eine laufende Schlinge an dem Tau befeſtigt, das von dem Felſen, darauf Stewart ſich befand, hinüberreichte nach dem jetzt näher herangerückten Wrack des Schiffes, mittelſt welcher Vorrichtung alle Offiziere und viele Soldaten auf den feſten Boden kamen, noch ehe ihre Frauen aus der Todesgefahr errettet waren.

Bei dieſer Gelegenheit erwähnt der Berichterſtatter, dem wir dieſe Rettungsgeſchichte verdanken, eines Vorfalles, welcher deutlich es zeigen kann, daß nicht alles das, was die Welt Liebe nennt, jene ächte Liebe ſey, die bis zum Tode treu, Alles erduldet, Alles erträgt. Als Hauptmann W. im Begriffe war an dem Tau hinüberzugleiten nach dem Schiffe, und dies ſeine Frau, welche, um nicht vom Waſſer hinweggeſpült zu werden, am Maſtbaum angebunden war, bemerkte, hob ſie ihr kleines Kind in die Höhe und bat ihn mit lautem Weinen ſie nicht zu verlaſſen. Er war taub gegen all dieſe Bitten, blind gegen die Thränen der Frau; ohne nach ihr und dem Kind ſich umzuſehen, glitt er hinüber nach dem Felſen. Als er hier ankam, konnte ſich Stewart nicht enthalten, ihm mit Nachdrucke zu ſagen: „Sie werden wohl das Loos in eine Salzſäule verwandelt zu werden nicht zu gewarten haben, weil Sie ſich nicht umſchauen.“ Die arme Frau übrigens mit ihrem Kinde wurde auch glücklich gerettet.

Von den 300 an Bord befindlichen Menſchen kamen nur zehn im Waſſer um, und die Mehrzahl von dieſen waren ſolche, die ſich mit dem Gelde der Regimentskaſſe beladen hatten. Es erſcheint bemerkenswerth, wie das Wrack ſich gerade ſo lang über dem Waſſer hielt, bis auch der letzte Menſch von ihm gerettet war, denn wenige Minuten nachher wurde daſſelbe von einer überwältigenden Sturzwoge getroffen, es legte ſich auf die Seite und verſank.

Als jetzt die Frauen und Kinder alle auf dem weiter gegen die Küſte hin gelegenen, etwas höheren, die Männer auf dem näheren, niedreren Felſen untergebracht waren, bemerkte man, daß der letztere mit Menſchen zu ſehr überſetzt ſey, die ſich bei dem ſtarken Heranſchlagen der Wellen unmöglich lange halten konnten. Auch der andre, höhere

Felſen, auf dem die Frauen waren, hätte nicht für Alle, wohl aber noch für einen Theil der Schiffbrüchigen Raum gewährt. Da machte Oberſt Darling den Vorſchlag, daß die Offiziere in dem Boote auf denſelben hinübergeführt werden ſollten. Als die Soldaten dieſes hörten, erhoben ſie ſich einſtimmig dagegen; in einer ſolchen Zeit der Todesnoth, ſo ſagten ſie, könne nicht mehr Rang und Geburt ſondern nur das Loos entſcheiden, wer gerettet werden ſolle; den Oberſt Darling und einen andren Offizier trieben ſie zurück, als dieſelben hinab zum Boote gehen wollten, und wenn das kleine Fahrzeug nahe genug herangekommen wäre, würden wenigſtens zwanzig Menſchen in daſſelbe hineingeſprungen, und mit ihm untergegangen ſeyn. Es war ein Augenblick der höchſten Aufregung und Verwirrung, jeder Verſuch die aufgebrachten Soldaten zu überreden oder ihnen zu befehlen war vergebens, jeder Einzelne ſchien nur an ſeine eigne Erhaltung zu denken.

Unter der enggedrängten Schaar der Stehenden lag Stewart, überſtrömt von dem Blute das aus ſeinen vielen Stoßwunden floß; man hielt ihn für einen Sterbenden oder bereits Todten. Seine herrliche Natur hatte jedoch in der tiefen Ohnmacht, darin er ſich befand, nur neue Kräfte geſammlet, das heftige Schreien und Toben der zankenden Männer erweckte ihn; er erhob ſich, ſtand auf ſeinen Füßen, und redete zunächſt die Soldaten an, deren Liebe und Vertrauen er in mancher gemeinſamen Noth und Gefahr ſich verdient hatte. „Der Tod,“ ſo ſprach er, „iſt für uns alle unvermeidlich, wenn wir lange ohne Hülfe hier auf dieſer Klippe, über welche die Meereswogen zuſammenſchlagen, verweilen müſſen, das einzige Mittel unſrer Rettung und Verbindung mit dem Lande iſt das Boot, geht uns dieſes verloren, dann iſt es unmöglich die Hülfe, deren

wir bedürfen, vom Lande herbeizurufen. Ihr ſeid britiſche Soldaten, ich bin es auch. Gleich einer der Eurigen will ich hier mit euch leben oder ſterben, und wenn ſich Gelegenheit zeigt, will ich der letzte von allen ſeyn, der den Felſen verläßt. Die Offiziere aber und die Matroſen laßt ruhig dahin fahren, wir bleiben hier brüderlich bei einander."

Es liegt in dem wahren, freudigen Heldenmuth auch für andre Seelen eine begeiſternde, Muth erregende Kraft; die Soldaten ordneten ſich, ſo gut es gehen wollte in ein Viereck um den Lieutenant her, und ließen die Offiziere ungehindert zum andren Felſen abfahren. Da das Boot immer nur zwei von dieſen auf einmal aufnehmen konnte, traf es ſich, daß bei der letzten Ueberfahrt nur einer darinnen ſaß. Dieſer rief Stewart zu, er ſolle zu ihm einſteigen, es ſey jetzt für ihn der letzte günſtige Augenblick das Leben zu retten, denn bald werde der Felſen unter Waſſer ſeyn. Der Lieutenant wies entſchieden den Antrag zurück; er werde, ſo rief er, wie ers verſprochen, mit ſeinen Soldaten leben oder ſterben. So waren nun die Offiziere ſammt dem Lootſen und den Matroſen alle in Sicherheit gebracht; Stewart mit 208 braven Soldaten ſtand ſchweigend, in ſtiller Erwartung der Hülfe Gottes oder des nahen Endes auf ſeinem Felſen da.

Nicht ohne Grund hatte der zuletzt hinwegfahrende Offizier den Lieutenant auf die große Gefahr der nahe eintretenden Fluth aufmerkſam gemacht. Jener Jeddore Fels, darauf in dieſem Augenblick 209 Menſchen zuſammengedrängt waren, heißt bei den Schiffern der verſunkene Fels, weil er nur in der Zeit der Ebbe, und auch da nicht bei jedem Winde aus dem Meere hervorragt, während der Fluth aber, wenn nicht gerade ein kräftiger Nordoſtwind weht, immer wenigſtens 15 Fuß hoch vom Meer überdeckt wird. Der

königliche Lootſe, der überhaupt in dieſer Schiffsbruch-Geſchichte keine ſonderlich ehrenhafte Rolle ſpielt, wußte dieſes wohl und hatte es dem Oberſt Darling mitgetheilt, was dieſen zu ſeinem rückſichtsloſen Benehmen gegen die Soldaten bewogen haben mochte. Doch ſtatt der Menſchenhülfe, die ſich der armen Schaar entzog, waltete über dieſer eine andre, höhere Hülfe, denn gerade an jenem Tage wehete der einzige Wind der auch in der Fluthzeit den Felſen außer Waſſer hält: der Nordoſt.

Bald nachdem das Schiff untergegangen war, mußte die eingeſchloßne Luft die Verdecke geſprengt haben, denn das Meer wurde bedeckt von leichteren Gegenſtänden aus den Vorrathskammern, und von Soldatenbaggage; auch einige Leichname der Ertrunkenen ſchwammen heran. Das Meer hatte jetzt ſchon ſo viel von dem Felſen eingenommen, daß die Soldaten immer enger an einander rückend, zuletzt kaum mehr Raum genug fanden um zu ſtehen. Stewart, um die Schnelligkeit und Stärke des Anſteigens der Fluth zu bemeſſen, wies einen Sergeanten an, zwei Steine auf einen Felſenvorſprung zu legen, deſſen Oberfläche das Waſſer ſo eben beſpülte. Mit abgewendetem Geſicht wartete man kurze Zeit, als man aber herum ſahe, da waren die Steine verſchwunden. Vielleicht, ſo tröſtete man ſich, hatte ſie das Waſſer weggeſpült, man legte andre an einen etwas höheren Punkt, wurden dieſe vom Waſſer bedeckt, dann war Allen ein ſchnell heranrückendes Ende gewiß. Man wartete abermals ſchweigend eine kurze Zeit, als man ſich aber wieder umwendete, da ſahe man, zur unausſprechlichen Freude nicht nur die beiden zuletzt, ſondern auch die zuerſt gelegten Steine außer Waſſer.

In Folge des vielen Seewaſſers, das ſie durch Mund und Haut, aus den über ihnen zuſammenſchlagenden Wellen

eingezogen hatten, litten Alle an einem peinlichen Durſte. Da zeigte ſich etwas das Hülfe verſprach. Ein Sergeant bemerkte unter den vielen Gegenſtänden die aus dem Wrack aufſtiegen ein Faß, das gerade gegen den Felſen hintrieb. Er meldete dies dem Lieutenant und fügte hinzu, daß er es für ein Rumfaß halte. Stewart, der mit Recht von dem Genuß eines ſolchen ſtarken geiſtigen Getränkes in ihrem jetzigen Zuſtand für ſeine Leute die größeſte Gefahr fürchtete, gab dem Sergeanten den heimlichen Befehl, er ſolle einen großen Stein ſuchen und, ſobald er das Faß erreichen könne, dieſem damit den Boden einſchlagen. Das Faß kam näher, aber der Sergeant ſtand vergeblich gegen ſein Anlanden auf der Wache, denn eine mächtige Woge erfaßte daſſelbe und warf es ſo kräftig in die Mitte der Leute hinein, daß es mehrere von ihnen zu Boden ſchlug. Doch dieſem kleinen Schrecken einiger Weniger folgte alsbald eine große Freude Aller nach, denn das Faß enthielt nicht, wie der Sergeant gemeint hatte, Rum, ſondern reines Trinkwaſſer; es wurde geöffnet und Jeder genoß der Labung in vollem Maaße aus ſeiner Mütze. Mit der Stillung des unerträglichen Durſtes kehrten den armen Schiffbrüchigen neue Kraft und Lebensmuth zurück, man beſchloß ſich ein wenig Schlaf zu gönnen. Vor Allem waren die Soldaten darauf bedacht für ihren ermüdeten und verwundeten Führer ein bequemes Lager zu bereiten. Sie räumten von einer ebenen Stelle des Felſens, groß genug für ihn zum Liegen, das Seegras hinweg, an jede ſeiner Seiten legte ſich ein Mann um ihn zu erwärmen, andre legten ſich über dieſe beiden Kameraden hin, um ihn zu bedecken, ſo daß ſich über den Lieutenant eine Pyramide von Leibern bildete. Bald waren faſt alle ſo feſt eingeſchlafen, als wenn ſie in der bequemſten Lagerſtätte ruheten, doch hatte man vorher

eine abwechslende Wache beſtellt, zum Ausſpähen nach Rettungsbooten.

Das Meer ſpülte noch andre Gegenſtände aus dem Wrack herbei, der einzige von dieſen aber, der außer der Waſſertonne an den Felſen kam, war, als ſey er geſendet, ein Sprachrohr, welches wenige Stunden nachher den Schiffbrüchigen ſich ſehr nützlich erwies.

Der Tag gieng jetzt zu Ende, der Nebel hielt an, der Regen ſtrömte noch immer herab auf die arme Schaar der halbnackten Menſchen, während der Nordoſtwind ſchneidend kalt auf ihre durchnäßten Glieder wehete. Der Schlaf war von allen Augen gewichen, ſie ſtarrten in das tiefe Dunkel der Nacht hinaus, und die Stille wurde nur zuweilen auf wenige Augenblicke von dem Rufe: „ein Schiff, ein Schiff" unterbrochen, denn es zeigte ſich gleich darauf, daß eine heranſtürzende, mit weißem Schaum bedeckte Woge die Täuſchung erzeugt hatte. Dazu kam jetzt auch wieder das Eintreten der Fluth, welche höher anſtieg als das vorhergehende Mal, weil ſich der Wind etwas nach Weſt umgeſetzt hatte. So eng aneinandergepreßt, daß die in der Mitte ſtehenden kaum zu athmen vermochten, dachten wohl Alle nur an das nahe Ende; wer dies konnte, der betete mit Mund und Herzen. Schon lange war den Erſchöpften mit der Hoffnung zugleich ſelbſt die Kraft der Selbſttäuſchung vergangen, man hörte von keinem mehr den Ausruf: „ein Schiff, ein Schiff."

Da, als Keiner mehr an Hülfe dachte, erſchien plötzlich ein Licht ſo roth als Blut und gleich nachher wurde mitten in dem dichten Nebel ein Schiff bemerkbar. Das laute Freudengeſchrei, das die Schiffbrüchigen erhoben, bezeugte es den zu ihrer Rettung Ausgeſendeten, daß der Felſen noch nicht überfluthet ſey, daß, was ſie nicht gehofft

hatten, die geſtrandete Mannſchaft noch lebe. Wie man ſpäter erfuhr, hatten die Matroſen in der Jolle nach langem Bemühen drei große, zum Fiſchfang ausgerüſtete Fahrzeuge aufgefunden, eines von dieſen hatte die Offiziere und Frauen von ihrem Felſen an die Küſte geführt, zwei hatten auch noch in der ſpäten Nacht die See gehalten, um ſich nach den Soldaten umzuſehen, obgleich ſie ihren Rettungsverſuch für vergeblich hielten, weil ſie der Meinung waren, der „verſunkene Felſen" ſey ſchon längſt hoch vom Meer überfluthet worden. An der Spitze ihrer Maſtbäume hatten ſie in Glasglocken Lichter angebracht, davon eines zuerſt von den Soldaten bemerkt worden war.

Die größern Fahrzeuge mußten ſich, um nicht zu ſcheitern, in vorſichtiger Entfernung vom Felſen halten, man ſendete jedoch einen kleinen Nachen zu dieſem hin. Stewart rief die Matroſen, die im Nachen waren, durch das Sprachrohr an und fragte, wie viel Mann ſie auf einmal aufnehmen könnten? Jene antworteten: eilf und fügten zugleich die Ermahnung bei, daß die Einſteigenden auf die Deining achten und gerade in dem Augenblick wenn dieſe ihn emporhübe in den Nachen hineinſpringen ſollten. Der Lieutenant ließ hierauf alle ſeine Leute, je eilf und eilf ſich in Reihe und Glied ſtellen, was in ſolcher Ordnung wie auf einer Parade, von ihnen vollzogen wurde, warnte ſie dann vor ungeſtümem Hinzudrängen und belehrte ſie genau über die Weiſe, wie ſie ins Boot einſteigen ſollten. Neunzehnmal fuhr der Nachen mitten im Dunkel der Nacht glücklich von den Schiffen her und mit ſeiner Menſchenladung wohlbehalten zurück, erſt beim neunzehnten Male, mit den letzten Soldaten ſchiffte der edle, heldenmüthige Lieutenant Stewart ſich ein. Gottes gute, rettende Hand, denn dieſe hatte hierbei in einer offenkundigen Weiſe mitgewirkt, hatte die

That ſeines freudigen Heldenmuthes und Glaubens geſegnet, er war der Retter von 208, ja mit den andern von 300 Menſchen geworden. Die Freude an dem Gelingen ſeiner That mag wohl der vorzüglichſte Lohn derſelben geweſen ſeyn; weder ſein Oberſt Darling noch der Hauptmann W. noch der königliche Lootſe ſcheinen ſeiner Empfehlung und der Würdigung ſeines Verdienſtes bei der oberen Behörde ſich angenommen zu haben, denn wir leſen zu unſerm Erſtaunen, daß Charles Stewart erſt 16 Jahre nachher (18[illegible]) eine Beförderung, zur Stelle eines Hauptmannes außer Dienſt erfahren habe.

Wir fügen der Erzählung dieſes Schiffbruches und der Rettung aus ſeinen Gefahren nach Galignanis Obſerver nur noch, die dort mehrmalen ausgeſprochne Verſicherung bei, daß die Geſchichte, bis auf ihre kleinſten Züge eine wahrhafte, durch keine Ausſchmückung entſtellte ſey.

Bei dem Verleger dieſes Buches ſind von demſelben Herrn Verfaſſer erſchienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Altes und Neues aus dem Gebiete der innren Seelenkunde. 3r Bd. 4ten Bdes 1. u. 2. Abth. u. 5r Bd. Zweite Auflage 8. Preis aller 4 Bände 2 Thlr. 6 ggr.

Biographieen und Erzählungen, zwei Bände. gr. 8. Velinpapier Broſchirt. Preis eines jeden Bandes 1 Thlr.

Lehrbuch der Naturgeſchichte für Schulen und zum Selbſtunterrichte. 15te verm. u. verb. Aufl. 8. Preis 10 ggr.

Daſſelbe Werk in einer Ausgabe in groß Octav-Format auf Schweizer-Velinpapier gedruckt, mit 12 gemalten Kupfertafeln und gebunden. Preis 1 Thlr. 20 ggr. Mit ſchwarzen Kupfertafeln und gebunden 1 Thlr. Die Kupfertafeln gemalt allein 1 Thlr. 4 ggr. Dieſelben ſchwarz 12 ggr.

Lehrbuch der Menſchen- und Seelenkunde, zum Gebrauch für Schulen und zum Selbſtſtudium. 2te verb. u. verm. Aufl. 8. Preis 10 ggr.

Lehrbuch der Sternkunde für Schulen und zum Selbſtunterrichte. Dritte, großentheils ganz umgearbeitete Auflage. gr. 8. broſch. Preis 16 ggr.

Erinnerungen an Bernard Overberg, geweſenen Director am geiſtlichen Seminar und Lehrer der Normalſchule zu Münſter, und Georg Michael Wittmann, geweſenen Director am geiſtlichen Seminar und ernannten Biſchof zu Regensburg. 8. broſch. Preis 4 ggr

---

63645833